ThB
2571
-5-

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Chriſtenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Fünfter Jahrgang.

Aarau 1813.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Gott meines Nächſten beſtes Theil
Will ich ſtets theuer achten,
Und auch nach ſeiner Seele Heil
Mit Lieb' und Sorgfalt trachten.
Du ſchufſt ſie zur Unſterblichkeit,
Und haſt ſie ſelbſt zur Seligkeit
Durch Deinen Sohn erlöſet.

Ich will nach ihrer Beſſerung,
Im Glauben und im Leben,
Durch Rath und durch Erinnerung
Durch lehrreich Beiſpiel ſtreben;
Will Achtung für Religion
Und Liebe gegen Deinen Sohn,
Veſt ſuchen einzuprägen.

Kann ich kein zeitlich Glück und Gut
Den Meinigen erwerben,
So laß ſie doch das beſte Gut
Die Tugend von mir erben.
Dies ſey mit neuem Jahrsbeginn,
Dies, Vater, bleibe immerhin
Mein Streben, mein Gelübde.

An meine chriſtlichen Leſer und Freunde beim Anfang des Jahrs.

2 Corinth. 13, 9.

Die Gnade unſers Herrn Jeſu Chriſti, und die Liebe Gottes, und die Gemeinſchaft des heiligen Geiſtes ſey mit Euch allen!

Mit dieſem Segensſpruch ſchloß gewöhnlich Paulus, der heilige Bote Jeſu, ſeine Briefe, welche er an die frommen Gemeinden der Chriſtenheit ſchrieb. Mit dieſem Seegensſpruche über Euch, meine Leſer, Ihr theuern geliebten Unbekannten in allerlei Ländern und Kirchen, begrüße ich Euch zum Anfange dieſes Jahres; begrüße ich Euch, o ihr, die ihr noch dieſe Blätter in andachtsvollen Stunden einſt zur Veredlung eures Gemüthes leſet, wenn ich längſt aufgehört habe auf Erden zu wandeln, und die Lüfte mit den Blumen und Halmen meines ſtillen Grabes ſpielen.

Laßt mich in dieſen mir ſo heiligen Augenblicken, da ich zum erſtenmale in dieſem Jahre durch dieſe

Blätter zu Euch rede, die Empfindungen offenbaren, welche mich bewegen. Es iſt nun ſchon manches Jahr, daß ich angefangen habe, das mit Euch zu theilen, was ich in den meiner eigenen Andacht geweihten Stunden dachte und niederſchrieb. Ich ſetzte dieſe Arbeit unverdroſſen fort; Gott gab mir Kraft. Ich ſetzte ſie fort, weil ich von verſchiedenen Gegenden her, durch die Zuſchriften mir unbekannte Freunde vernehme, daß mein Bemühen: wahres Chriſtenthum und dadurch häusliche Glückſeligkeit zu befördern, nicht ganz ohne Segen geblieben ſey. — Hätte ich dieſe Verſicherungen nicht gehabt, warlich ich würde meine Feder niedergelegt haben, nicht mit dem Gefühl, daß Religioſität in unſern Tagen keine Freunde mehr habe, ſondern mit dem Gefühl, daß ich ein allzuuntaugliches Werkzeug ſey, das Heilige zu reden, und das Gottesreich auf Erden dadurch verbreiten zu helfen.

Darum aber darf ich nicht glauben, daß ich vorzüglich geeignet ſey, göttlichen Wahrheiten Eingang zu verſchaffen. Ich erkenne nur zu ſehr, wie viel mir an höhern Gaben gebricht, um etwas Voll-

kommenes zu leiſten, und daß ich nicht immer diejenige Macht habe, welche ich mir wünſche, um das Göttliche auszuſprechen, wie es in meiner Seele glühet.

Aber meine Schwäche wird durch eure Stärke, o ihr meine Leſer, meine unbekannten Freunde, erſetzt. Wo mir das Wünſchenswürdigſte mangelte, hattet ihr jene hohe Empfänglichkeit für das Wahre, ohne welche alle Lehre fruchtlos bliebe, würde ſie auch mit Engelzungen verkündiget; jene Empfänglichkeit, wodurch auch der ohnmächtigſte Lehrer Großes wirken kann, und das geringe kaum ſichtbare Senfkorn zum Baum wächſt. Da darf ich denn ſprechen wie Paulus: „Wir freuen uns aber, wenn wir ſchwach ſind, und ihr mächtig ſeyd. Und daſſelbige wünſchen wir auch, nämlich eure Vollkommenheit.“ 2 Corinth. 13, 9. Ich freue mich meiner Schwäche, denn in ihr offenbart ſich die lebendige Kraft des göttlichen Wortes um ſo glänzender. Es iſt nicht die Macht der Beredtſamkeit, nein, es iſt die Macht der heiligſten Wahrheiten, die oft euer

Herz erſchüttert hat. Ich freue mich eurer Stärke, ſie beweißt mir euern Beruf zur Seligkeit durch die Lehre des Weltheilandes.

Mancher von meinen Leſern, manche von meinen Leſerinnen in vergangenen Jahren, ſteht jetzt ſchon in Vollendung vor Gott. Ein Grabhügel deckt ihre Aſche. Ach, daß ich des Troſtes genießen könnte, auch als ein Werkzeug der ewig waltenden Vorſehung zu der Veredlung und Erhebung dieſer verklärten Seelen beigetragen zu haben! Wie ſüß wäre mir dies Bewußtſeyn.

Und du, der dieſe Zeilen lieſet, auch du biſt vielleicht reifer als du glaubſt, um bald vom Stamm des Lebens abzufallen, oder von der Hand des Todes gebrochen zu werden. Vielleicht iſt dies Jahr dein Sterbejahr. O ſchaudere nicht! Wer noch den Tod fürchtet, kennt das wahre Leben noch nicht, welches uns der ewige Sohn geoffenbaret hat. Reiche mir, Lieber, im Geiſte deine Hand, vielleicht bin ich dies Jahr dein Todesgefährde; laß mich noch, ſo lange wir auf Erden wandeln,

dein Lebensgefährde ſeyn, der dir den beſſern Pfad zeigt, wo du beſſerer Schickſale würdig wirſt.

O Jüngling, o Jungfrau, die ihr dies Blatt leſet, glaubet doch nicht, es ſey zu früh des Todes zu gedenken, da ihr noch in den Blütheſtunden eures Lebens einhergehet. Seit wann iſt der Tod vor den Roſenwangen der Jugend zurückgewichen? Glaubet doch nicht, es ſey zu früh, als daß ihr ſchon anfangen ſolltet, erhabenere und tugendhaftere Menſchen zu werden, — werth des Erdelebens, werth des künftigen Daſeyns zu ſeyn. Seit wenn iſt es euch zu früh geworden, wahrhaft glücklich zu ſeyn? Geht nicht euer ganzes Streben nach Glück, nach Zufriedenheit? Und warum waret ihr bis jetzt nicht ganz glücklich? Weil ihr noch nicht weiſe genug ſeyn konntet. Und warum waret ihr nicht weiſe? Weil ihr euch ſchon zu klug dünktet, um zu lernen was die ächteſte Lebensweisheit ſey; oder zu ſchwach waret, jeder leidenſchaftlichen Begierde den Krieg zu machen; oder zu vorurtheilsvoll, um euch mit religiöſen Gegenſtänden abzugeben. O ihr Geſchöpfe des ewigen Gottes, ihr

ſchämtet euch nur vor Menſchen, euch mit Gott zu beſchäftigen! O ihr Einbildungsvollen, ihr ſuchtet vor euren Verwandten und Freunden in allerlei Erkenntniſſen und Geſchicklichkeiten zu glänzen, aber mit göttlichen Dingen umzugehen, dafür ſeyd ihr erröthet, oder darum ſorgtet ihr wenig, weil auch Niemand darnach fragte. —

O Mann, Weib, Greis; ihr Genoſſen eines ſpätern Alters, die ihr den Pforten der Ewigkeit nicht mehr fern ſeyd; die ihr vielleicht das ſchmerzliche Gefühl jener Krankheit ſchon in euch traget, welches den Faden löſen wird, der euch noch an dies Erdenleben bindet, die ihr vielleicht euer ganzes Daſeyn auf eine leichtſinnige Art vertändelt habt, nicht ohne gute Entſchlüſſe, aber wenig mit guten, heiligen Handlungen, derentwillen ihr vom Schöpfer erſchaffen worden ſeyd: o glaubet doch nicht, es ſey jetzt ſchon zu ſpät, das Verlorne wieder zu finden, das Verſäumte nachzuholen! — Ein beſſerer Menſch zu werden, iſt es nie zu ſpät; nie zu ſpät iſt es dem ungehorſamen Kinde, zur Liebe des Allbarmherzigen zurück-

zukehren. Seyd ihr nicht auch Kinder Gottes? Und gab Gott euch nicht den våterlichſten Beweis ſeiner Liebe, indem er euer Wohl will; indem er euch das Leben friſtet bis zu dieſer Stunde? Er friſtete es euch, damit ihr von nun an ihm gehö- ren mögtet, nicht blos mit Seufzern und Beten, ſondern mit reinem Sinn, mit liebevollem Herzen zu den Menſchen, mit edlen Handlungen, wodurch ihr die Reihe derjenigen bedecket, von denen euch euer Gewiſſen ſagt: ſie ſind nicht rühmlich geweſen!

Laſſet mich euer Lebensgefährde ſeyn im Geiſte, durch dieſe Blåtter. Theilet mit mir meine An- dacht, meine Erbauung, mein Wort. Aber es iſt nicht mein Wort, ſondern Gottes Wort, nicht meine Wahrheit, ſondern die Wahrheit des Welt- erlöſers, des Weltſeligmachers.

Immer wird ſich im Laufe der Woche doch we- nigſtens eine Stunde finden, wo ihr in der Einſamkeit euch ſelber angehören dürfet. Dies ſey die Stunde eurer geheimen Andacht. Da ver- einiget euch mit mir zur ernſten Selbſtbetrachtung;

— da ergreifet dieſe eurer Erhebung geweihten Blätter, oder jedes andere, zur Religioſität begeiſternde Buch, und bereitet euch durch daſſelbe zum Geſpräch mit Gott, zur Selbſtprüfung eurer reinen oder unreinen Neigungen, zur Auswahl künftiger Grundſätze, nach denen ihr handeln wollet.

Es iſt wohl möglich, daß man nicht zu allen Zeiten aufgelegt iſt, ſich mit den ernſthaften Gegenſtänden der Religion zu beſchäftigen. Du haſt angenehme und unangenehme Ereigniſſe in der Familie, die dich zerſtreuten; du denkſt an verſchiedene Unternehmungen und Entwürfe, die ſich jetzt deiner ganzen Seele bemächtiget haben; du haſt gewiſſe Arbeiten vor, welche dir alle Zeit rauben, dich zu ſehr ermüden oder deine ganze Aufmerkſamkeit verſchlingen.

Doch, Lieber, täuſche dich nicht ſelbſt! — Wahr iſts, die Neigung mag dir fehlen, dich mit religiöſen Gegenſtänden zu beſchäftigen. Aber ſollen deine Neigungen dich beherrſchen, oder ſelbſt du Meiſter derſelben ſeyn? — Du haſt vielleicht keine Neigung, einen König oder Fürſten, oder jeden andern deiner

achtungswürdigen Obern zu ſprechen. Aber wenn er vor dir ſteht, wirſt du darum nicht mit ganzem Gemüth und in aller Ehrfurcht vor ihm erſcheinen?— Gott, der Allmachtsvolle, ſteht vor dir jeden Augenblick deines Daſeyns; die Ewigkeit umfaßt dich in jedem Augenblick deines Denkens und Wollens. Kannſt du vor ihm nicht, was du jederzeit vor jeglichem deiner Vorgeſetzten kannſt? — Nein, dieſe erhabnern Beſchäftigungen ſoll man nie aufſchieben, wenn man nicht endlich Wohlgefallen an dem Allerniedrigſten finden will. Der Gedanke an Gott, und daran, daß du ſeiner würdig ſeyn ſollſt, muß dir zur Gewohnheit, zum unentbehrlichſten Bedürfniß werden; außerdem wirſt du nie die Palme der innern Vollendung gewinnen. Religion und Tugend müſſen deiner Seele ſo unentbehrliche Bedürfniſſe ſeyn, als Speiſe und Nahrung es für deinen Leib ſind. Außerdem iſt dein Chriſtenthum Scheinheiligkeit. Dein Gebet, in welchem du dich Gott zu weihen glaubſt, äußeres Ceremoniel.

Freilich kann es geſchehen, daß in demjenigen, was du zu deiner Erbauung, Belehrung oder Be-

ruhigung zu leſen empfängſt, nicht immer ganz das=jenige enthalten iſt, was für deine augenblickliche Gemüthsſtimmung paßt. Aber ſelbſt dieß kann nur Gewinn für dich ſeyn, niemals Verluſt. Es iſt immer vortheilhaft, wenn unſere Seele plötzlich zur Aufmerkſamkeit auf Dinge hingeleitet wird, an die ſie eben im gegenwärtigen Augenblick am wenigſten dachte. Vielleicht iſt es ein Gegenſtand, der längſt vergeſſen und verſäumt war; — deſto nützlicher wird uns die Erinnerung daran. Vielleicht, wo unſer Gemüth durch irgend ein Unglück am tiefſten betrübt iſt, wird es zur Betrachtung der Größe und Majeſtät Gottes aufgefordert; es wird eben darin den vollſten Troſt finden. Vielleicht, wo wir bei angenehmen Vorfällen uns der unbefangenſten Freude überlaſſen hatten, wird unſere Andacht zur Hinfälligkeit des Irdiſchen aufgerufen. Wo könn=ten wir beſſer lernen mit Mäßigkeit Freude zu genießen.

Nicht das Wort, was dieſe Blätter dir ſagen, mein Chriſt, ſondern die Art und Weiſe, wie du es in den verſchiedenſten Lagen deines Lebens lieſeſt,

und was du dabei denkeſt und empfindeſt, — das kann deine Weisheit, dein Lebensglück befördern.

So nimm denn, mein chriſtlicher Freund, dieſe Blätter mit dem Sinne, wie ich ſie dir gebe; nicht mit der fruchtloſen Neubegierde mancher, denen weniger daran gelegen zu ſeyn ſcheint, was ſie enthalten, als wer ihr Verfaſſer ſey. Spricht er überzeugend und im Geiſte Jeſu belehrend, herzerhebend, beruhigend für dein Gemüth, ſo glaube, er ſey ein Chriſt. Was liegt doch daran zu wiſſen, welcher Kirche er angehöre? Es iſt nur eine Kirche: die chriſtliche! nur ein Hirt und Lehrer über alle: Jeſus Chriſtus! Schwach ſind die Menſchen, wahrlich! auch die beſten unter uns. Es wäre genug, zu erfahren, von welchem äußern Glaubensbekenntniß der Verfaſſer ſey, um ihm viele hundert Herzen zu entfremden, die in einer andern Kirche beten. Es wäre genug zu erfahren, ob er jung oder betagt, ob er arm oder reich, ob er in hohen oder niederen Stellen lebe, um damit dem Eindruck zu ſchaden, welchen er mit heiligem Willen beabſichtigt. Daher läuft derjenige, welcher

ſich bemüht, das zu entdecken, was bisher mit Abſicht verſchwiegen worden iſt, Gefahr, unſäglich viel Gutes durch unklugen Vorwitz zu zerſtören.

Es hat mich oft gefreut, in Zuſchriften unbekannter Freunde zu erfahren, daß ich nicht vergebens gearbeitet. Dieſe reine Freude war mein ſüßeſter, irdiſcher Lohn. Manche reine Seele bezeugte mir auf rührende Weiſe ihre Dankbarkeit, — ſie ward mir Wohlthat und Ermunterung. Gott ſegne euch, ihr Geliebten!

Andere haben mir ihre Wünſche, andere die geheimen Angelegenheiten ihres Herzens offenbaret. Ich nahm freudig in dieſen Blättern darauf Rückſicht; — in ihnen liegen die Antworten, welche ich ſelbſt niemanden unmittelbar ſchriftlich zukommen laſſen konnte. Doch mittelbar iſt auch vielen in Briefen eine Erwiederung gegeben und der richtige Empfang der Zuſchriften angezeigt worden.

So habe ich denn am Eingang dieſes neuen Jahrs als Vorrede zum Ganzen meinen Leſern von

denjenigen Sachen geredet, von denen nothwendig einmal geſprochen werden mußte.

Laß nun Gott, Du meines Geiſtes Wonne
Laß mich fröhlich wirken, weil die Sonne
Noch beleuchtet meine Lebensbahn.
Bald erſcheint die ſtille Abendröthe,
Bald die Nacht, wo niemand wirken kann.
Vater! unter deinen Augen trete
Ich in meinen Wirkungskreis hinein.
Meine Kraft iſt ſchwach zwar und hinfällig,
Möchte nur mein Fleiß Dir wohlgefällig,
Meine Arbeit nie verwerflich ſeyn! —

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Zweiter Sonntag, am 10 Januar 1813.

Ich ſink im Geiſte Dir zu Füßen,
Vergib, o Vater, meine Schuld!
Es ruft mein blutendes Gewiſſen,
Erbarmer! gib mir Deine Huld!
Weh mir! willſt Du nicht Vater ſeyn,
Steh' ich im Weltall ganz allein!

Zum Leben haſt Du mich gerufen,
Das Leben flog wie Traum dahin,
Vielleicht daß an des Grabes Stufen
Ich näher, als ich glaube, bin.
Und ich! was hab' ich hier gethan?
Erfüllt' ich, Schöpfer, Deinen Plan?

Nein! ruft mein blutendes Gewiſſen,
O Menſch! du haſt umſonſt gelebt!
An niedern thieriſchen Genüſſen
Haſt du mit frecher Luſt geklebt.
Du lebteſt für den Rauſch der Zeit
Und nie für Gott und Ewigkeit.

O Vater! blicke auf mich Armen!
Iſt Jeſus denn nicht auch mein Hort?
Erbarmer gib mir Dein Erbarmen!
Verhieß es mir nicht Jeſus Wort?
Noch leb' ich — ach! noch kann's ja ſeyn,
Ich kann mich noch der Tugend freun!

Zu Deiner Ehre will ich leben,
Der Du die Miſſethat vergiebſt;
Will haſſen, was Du mir vergeben,
Will lieben, was Du ſelber liebſt:
So wird ja mein Gewiſſen rein
Und heilig noch mein Wandel ſeyn.

Des Sünders Rückkehr.

Luc. 15, 11—32.

Ich freue mich des neu begonnenen Jahres. Gott gab es mir. Tauſende ſind in die Arme des Todes hingeſunken — aber mir bewahrte Gott noch das Leben. Soll mein Herz nicht zum Dank erwachen? — und habe ich dem ewigen Vater ſchon mein Dankopfer dargebracht? — Wohl habe ich gebetet. Wohl war ich in den Kirchen und ſtimmte in den Lobgeſang. Aber ſoll dies Alles ſeyn? Hab' ich meinem Herzen ſchon ein Genüge gethan?

Und wie habe ich das neue Jahr begonnen? — Mit den gewöhnlichen Freuden, Zerſtreuungen und Wünſchen; — mit den gewöhnlichen Sorgen und Hoffnungen, — mit den gewöhnlichen Plänen, welche man für ſich oder die Seinigen gern beim Antritt der neuen Zeit macht. Nicht, daß ich die unſchuldigen Freuden verdammen, die vorſichtigen Sorgen tadeln, die nützlichen Entwürfe für die Zukunft thöricht heißen möchte. Es gebührt dem Hausvater, der Hausmutter, dem Sohne, der Tochter, dem Bürger, dem Beamten und wer ein Geſchäft hat, darüber zu wachen und es mit erneuertem Eifer zu beginnen. Aber das alles iſt nur für das Aeußere geſchehen; wie ſteht es um das Innere meiner ſelbſt? Iſt das Innere keines ernſten Gedankens werth? Hängt nicht von dieſem alles äußere Glück ab?

Ich bin ein Jahr älter geworden, — ein Jahr näher zur Vollendung. Frohe und ſchmerzliche Erfahrungen habe ich in den Tagen des verlebten Jahres geſammelt; — haben ſie meinen Geiſt reifer gemacht? Vielleicht ſind meine Kenntniſſe gewachſen; vielleicht hatte ich mein Anſehen hin und wieder vermehrt; vielleicht hatte ich mein Vermögen

vergrößert — doch, dies alles iſt das Aeußere, dies alles kann wieder der Raub einer einzigen unglücklichen Stunde werden; vielleicht vertauſche ich ſchon im Laufe dieſes Jahres dies alles mit einer Hand voll Erde, die man auf meinen Sarg wirft.

Und wofür haſt du denn dein Leben gelebt? wofür die Reihe von Jahren unter Lachen und Weinen und in den Wechſeln des Glücks hingebracht? — Menſch, was du vor den Menſchen biſt, das weißt du zwar; aber was biſt du vor Gott, dem Ewigen, o du, zur Ewigkeit Erkohrner?

Geheime Bangigkeit erfüllt meine Seele. — Ein Jahr meines Erdenlebens iſt verflogen. Bin ich heute der beſſere Menſch als ich vor zwölf Monden geweſen? Mit welchen edlen Handlungen habe ich das verfloſſene Jahr geſchmückt? Nun ſteht es mit meinen Thaten vor dem Richter. — Iſt eine unter ihnen, deren ich mich mit Zuverſicht freuen darf? Ach! wie manches, das ich bereuen muß, ſteht daneben; wie manches Unrecht an andern, oder an mir ſelbſt begangen; wie manches ſträfliche Gelüſt; wie manches harte Urtheil über meinen Nebenmen-

ſchen; wie mancher Ausbruch wollüſtiger oder zorniger, ſtolzer oder neidiſcher, unbarmherziger oder ſchadenfroher Neigungen! — O ich Unglücklicher! wo ſind meine Gebete, meine Gelübde? Was iſt meine Religion geweſen? Was bring' ich zur Todesſtunde einſt anders, als ein blutendes Gewiſſen? — Wie kann ich Hoffnungen faſſen zur Seligkeit, die nur das Erbe der vollendeten Gerechten iſt? Wie mich der Gnade des Barmherzigen freuen der auch der allergerechteſte Richter meines Lebens iſt. — Ich werde dort nur das ſeyn, was ich auf Erden zu werden trachtete.

Soll ich mich der Verzweiflung überlaſſen? Denn wer bringt mir das verlorene Jahr, mein verſchwendetes Leben zurück? Soll ich das Verdienſt Jeſu anrufen, daß es mir zugerechnet werde? O fürchterlicher Wahnſinn, der ſich erlaubt mit der Hölle zu buhlen, um ſich das Verdienſt des Allerheiligſten zuzueignen! Soll ich auf Fürbitten der Vollendeten und Frommen hoffen? Unabänderlich ſind die Rathſchlüſſe Gottes und unabänderlich und ewig iſt ſein ernſtes Wort: „was der Menſch ſäet, das wird er ärndten!“

Ich lebe noch! — Des himmliſchen Vaters Langmuth ließ mich dieß neue Jahr erblicken. Geſchah dies ohne Zweck? — Was iſt in Gottes Anordnungen ohne Zweck?

Ich lebe noch! — noch iſt es Zeit zur Ausſaat, und was der Menſch ſäet, das wird er ärndten!

Hinweg denn unfruchtbare Hoffnungsloſigkeit, heimlicher Gram, allzuſpäte Reue, die mich verzehren. Hinweg ihr falſchen Troſtgründe meiner Einbildungskraft! — Mich kann niemand tröſten, wenn mich mein Vater nicht tröſtet. Und er hat mir Troſt gegeben, indem er mein Leben friſtete und mich noch dieſen Augenblick voll Barmherzigkeit erhält. So ſey denn dieſes Jahr mein Jahr der Rettung; bekämpfen will ich in mir alle ſündhaften Begierden. Nein! — Auch dieſes iſt zu wenig. Der todte Stein am Wege ſündiget auch nicht. Ich will weiſe, menſchenfreundlich, enthaltſam, ich will ein Chriſt werden!

Noch komm' ich nicht zu ſpät; — denn der Schöpfer hat meine Lebensbahn bis heute offen be-

halten, mir Kraft verliehen, das Gute zu thun. Noch komm' ich nicht zu ſpät; — denn Gott im Himmel hat keinen Gefällen am Tode des Sünders, ſondern daß er lebe und beſſer werde, und Werke der Buße, das heißt, eines reuigen, edlen, Gott gefälligen Sinnes thue. Noch komm' ich nicht zu ſpät; — denn mein Jeſus nimmt auch mich Sünder an und durch ihn, das heißt, durch Erfüllung ſeiner Lehren, mich zum Vater wende. — War er es nicht, welcher rief: Kommt her zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeyd, ich will euch erquicken! Auch ich bin mühſelig durch meine Miſſethat und beladen mit einem Leben voller Schuld!

Noch komm' ich nicht zu ſpät! Wahr iſt's, die Erinnerungen an meine verſchiedenen laſterhaften Neigungen und an die traurigen Folgen derſelben ſind unendlich zahlreicher, als die Erinnerung an das wenige Gute, welches ich hin und wieder gethan habe. Und zuweilen ergreifen mich Bangigkeit und Zweifel bei der Frage: kann alles, was ich in den Stunden, Tagen, Jahren, die Gott mir noch zu leben vergönnt, irgend noch Rechtſchaf-

ſenes thue, alle jene unreinen Handlungen vergeſ-ſen machen, mit denen ich mein übriges ganzes Leben befleckt habe? Wird das zahlloſe Unkraut, welches ich ſonſt ausſäete, nicht die wenigen guten Saamenkörner erſticken, die mir jetzt noch auszu-ſtreuen erlaubt ſind? Barmherziger Gott, gehe nicht mit mir ins Gericht! Ach! laß mich verhüllen, was ich gelebt habe.

Wie ſich ein Vater erbarmt ſeines Kindes, ſo erbarmte ſich Gott der Sünder, die ſich zu ihm wenden. Auch ein irdiſcher Vater vergißt ja gerne alle Thorheiten und Jahre lange Vergehungen ſei-nes Kindes, wenn es ſich von denſelben befreit und als ein beſſerer Menſch an das Vaterherz zu-rückkehrt. — Jene Thorheiten, jene Vergehungen ſind ſchon genug durch ſich ſelbſt beſtraft worden. — Denn jedes Laſter führet ſeine Hölle mit ſich, und kein Vergeben, groß oder klein, bleibt in der hei-ligen Welteinrichtung Gottes ohne böſe Folgen für ſich ſelbſt. — Der Wollüſtling zähle die angſtvollen Augenblicke und die Pein ſeines geſchwächten, ſiechen Leibes; — ſiehe, ſie ſind deiner geheimen Sünden Frucht. — Die Strafe verfolgt dich vielleicht bis

ins Sterbebett; aber noch lebſt du, noch biſt du unverloren! — Kehre zum Vaterherzen deines Gottes mit reuigem Gemüthe zurück; ändere dein Leben; trage die Strafe deiner Sünde mit kindlicher Ergebung, werde andern nützlich, indem du ſie vor gleicher Sünde warneſt. Rette Seelen, ſo adelſt du dich wieder und ſteigſt aus deiner Verworfenheit empor zu hoher Beſtimmung. — Habſüchtiger, der ſeine Hand nach ungerechtem Gute ausſtreckte, und du, der du voll Neides und ſchadenfroher Rache Ehre, guten Namen, Eigenthum und Lebensgenuß andern raubteſt, — Ehrſüchtiger, der in der Welt nichts ſah, als ſich ſelbſt und darum den einen haßte, den andern verſpottete, die Unſchuld zertrat, das Recht verletzte; — Schwelger, der das Gut, mit dem er ſo viele Familien hätte glücklich machen, leichtſinnig verpraßte, in unnützem Aufwand vergeudete, bis ihm nichts blieb, als eine zerrüttete Geſundheit und ein wundenvolles Gewiſſen; — Spieler, der du deine edelſten Stunden in Angſt und Schadenfreude um elenden Gewinn verſchwendeteſt, während andere Augen über dich weinten, der du dein Zartgefühl verſtumpfteſt, bis deine Hand auch nicht mehr vor

Verbrechen zurückzitterte! — O ihr Unglückſeligen alle, die ihr heute am Rande eines fruchtlos verfloſſenen Lebens daſteht, beſchämt, reuig, vielleicht verzweifelnd, die ihr ſchaudernd zurückblickt in das vergangene Unſelige und rufet: es iſt zu ſpät! — Nein, nein, es iſt noch nicht zu ſpät. Ihr ſeyd noch unverloren! — Traget die Strafen eurer Schuld, aber ehret ſie als Boten Gottes. Sie rufen euch zu: ſäet fortan beſſere Saat, Saat für die Ewigkeit.

Wache auf, der du ſchläfeſt und ſtehe auf von den Todten, ſo wird dich Chriſtus erleuchten. Epheſ. 5, 14. So ruft das göttliche Wort; ſo ruft eine Stimme in unſerm Innern: wache auf! Soll es denn ewig ſo werden?

Mit Recht wird jeder Sünder mit einem Todten verglichen; denn das Edlere, das Unſterbliche in ihm iſt tod. Tod iſt alles Irdiſche wie der Staub, aus dem es ſtammt und zu dem es zurückfällt. Nur das Göttliche iſt Leben.

Aber ich lebe, ſpricht Jeſus, und ihr ſollt auch leben! Joh. 14, 19. Auch der Sün-

der ſoll nicht untergehen. Es iſt eine Rückkehr zum Vater möglich. Der Vater ſelbſt ruft uns. Selbſt in den Folgen unſerer Vergehungen ertönt die Stimme der Natur: kehre um zu Gott! — Verzweifle nie; auch deiner Rückkehr freut ſich noch der Himmel, wenn du Buße thuſt, Luc. 15, 10, wenn du Jeſus Freund wirſt.

Aber täuſchen wir uns nicht mit dunkeln und verworrenen Vorſtellungen über das, was eigentlich Rückkehr zu Gott und Freundſchaft mit Jeſu ſeyn ſoll. Bilden wir uns nicht ein, es ſey der Sieg errungen, wenn wir mit zerknirſchtem Herzen unſere Sünden bereuen; wenn wir in Thränen zerfließen; wenn wir die Freuden des Lebens, auch die unſchuldigſten meiden; wenn wir von Kirche zu Kirche eilen; wenn wir bei jedem Anlaſſe die Liebe Jeſu im Munde führen und uns der Wunden des für unſere Sünde geopferten Lammes getröſten. — Viele Menſchen, wenn ihr Glück, ihre Geſundheit, ihr Leben durch lange Laſter zerſtört ſind, wählen dieſen falſchen Weg; aber ihre Buße iſt keine Freundſchaft mit Jeſu, ſondern eine quälende Angſt vor den Folgen ihres Wandels in

einem künftigen Daſeyn: ihre vermeintliche Bekehrung iſt keine Rückkehr zu Gott, ſondern eine neue Verirrung unter fruchtloſen Einbildungen. Aber ihre Einbildungskraft ermattet endlich und ihre Rührungen werden endlich ſchwächer, wie alles Ueberſpannte. Dann halten ſie ſich für lau. Dann klagen ſie über die Sündlichkeit ihres Fleiſches. Dann fallen ſie in die vorige Bangigkeit zurück und gelangen nie zu dem Ziele, wohin ſich ihr Herz ſehnt.

Auf welche Weiſe nun kann der Sünder zu Gott wahrhaft zurückkehren? Wenn ſind wir der Freundſchaft mit Jeſu gewiß? Er ſelbſt, der ewige Sohn, hat es uns geſagt: Ihr ſeyd meine Freunde, ſo ihr thut, was ich euch gebiete! Joh. 15, 14. Nicht Worte, nicht ſtundenlange Gebete, nicht das Herr Herr Sagen, nicht die frommen Andächteleyen, aus denen für das Heil der Welt kein Gutes quillt, nicht Entſagung der ſchuldloſen Erheiterungen, das alles hat uns der erhabene Gottesſohn nicht geboten! — Thaten fordert er von dem reuevollen Sünder, der nach Vergebung ſchmachtet; Werke der Bekehrung und eines beſſern Sinnes.

Was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde? — fragt der, dem es Ernſt iſt um die Freundſchaft Jeſu. Und der Herr ſpricht: Liebe Gott über alles, und deinen Nächſten, wie dich ſelbſt.

Hier iſt der Weg zur Rückkehr, aber dieſer Weg iſt nicht ſo leicht. Er geht durch tauſend Kämpfe gegen Verſuchungen alter Lüſte, gegen Gewohnheiten, welche Fluch brachten, — es iſt ein Kampf mit dem Verderben unſerer eigenen Natur. — Freilich leichter iſt Beten, als ſeiner Wolluſt und Ueppigkeit auf ewig entſagen; leichter iſt es, in die Kirchen rennen, als ſich mit Feinden verſöhnen, und ſelbſt dem Unverſöhnlichen Liebes im Geheimen erweiſen; leichter iſt es, zu faſten und zu ſeufzen, als ein guter Hausvater zu werden, wenn man Verſchwender oder Spieler geweſen; leichter iſt es, ſich mit Jeſu Wundenmahlen tröſten, als Wunden zu heilen, die wir durch liebloſe Worte und Thaten verurſachten; leichter iſt's, hie und da kleine Almoſen ſpenden, als ungerechtes Gut an den wahren Eigenthümer zurückzuſtellen, dem man es durch Gewalt oder Liſt, durch Betrug, Erbſchleicherei und falſches Zeugniß entriſſen

hatte. — Aber, es gilt das Höchſte im Leben und im Tode; es gilt Rettung der unſterblichen Seele vom Untergang: es gilt Frieden auf Erden und Seligkeit des zukünftigen Seyns! — Nur ſo iſt Rückkehr des Sünders zur Gnade des ewigen Vaters; nur ſo Freundſchaft mit Jeſu, unſerm Seligmacher! Nur ſo haben wir Hoffnung, daß der Richter der Todten unſere Vergangenheit liebevoll bedeckt, und auch zu uns ſpricht: Dir ſind deine Sünden vergeben! Luc. 7, 48.

O Vater, Vater! ich habe geſündiget in den Himmel und vor Dir; ich bin hinfort nicht werth, daß ich dein Sohn heiße! ſprach der Verlorne im Gleichniſſe Jeſu des Heilandes zu ſeinem Vater. Und der Vater ſchloß den Zurückkehrenden mit Erbarmen an ſeine Bruſt und ſprach zu ihm: Mein Sohn, du biſt allezeit bei mir, und alles, was mein iſt, das iſt dein. Luc. 15, 30.

Vater, o mein Vater im Himmel, auch ich habe geſündiget vor Dir, ich bin nicht werth, daß ich dein Kind heiße. Aber dein Erbarmen iſt unendlich gröſſer, als meine Schuld. Du willſt nicht den Tod des

Sünders. Du erhielſt mein Leben in tauſend unſichtbaren Gefahren, daß ich noch heute mich deſſelben erfreuen, und mit gebeſſertem Herzen zu Dir umkehren könne. Ja, ich will es, ich kann es, o Du Unendlichgnadenreicher! — Noch iſt die Ewigkeit und ihr Heil nicht für mich ganz verloren, obgleich ein Leben hinter mir liegt, das bisher für die Heiligung meines Gemüthes verloren ging. — Du läßt mich ein neues Jahr erleben, und ich will mit ihm ein neues Leben beginnen; ein Leben in meines Jeſu Sinn. Ich will ſtreng und unerbittlich ſeyn gegen alle meine Schwächen und Fehler, ſchonend, liebevoll gegen andere, auch wenn ſie mich dafür beleidigen. Ich will die unreinen Begierden in mir dämpfen, und ſo oft ich von ihnen angefochten werde, ſoll mein Entſchluß unerſchütterlich ſeyn, die Einſamkeit zu fliehen, in die Welt zu treten und irgend eine gute That zu vollbringen. Ich will ſelbſt meine Sünden und alle ihre traurigen Würkungen noch andern zum Segen machen, indem ich andere vor den Gefahren der Verführung, vor den erſten Anläſſen zum Verbrechen, vor der oft unter Roſen verborgen lauernden Schlange warnen. Ich will, was ich durch meinen Leichtſinn, durch meine Verdorbenheit

in Familien oder im bürgerlichen Leben, öffentlich oder heimlich Schaden ſtiftete, freudig erſetzen. Ich will erſetzen, auch wenn es mich alles koſtete; denn ich will nicht mit einer Schuld auf dem Gewiſſen aus der Welt gehen, und vor deinen Stuhl, o Richter der Todten! — Und kann ich das geſtiftete Uebel nicht mehr vernichten oder vergüten — o gerechter Gott, ſo verzeihe Du meine Schuld! Ich will fortan durch meinen öffentlichen und geheimen Lebenswandel darthun, daß wenigſtens ein ernſter, heiliger Wille in mir wohne. Dieſen Willen, ach, obgleich ohnmächtig, verwirf ihn nicht. Vergib, o vergib mir meine Sünden, wie ich vergeben habe allen meinen Feinden und Beleidigern. Vergib, Erbarmer, vergib um Jeſu willen. Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Chriſtenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Dritter Sonntag, am 17 Januar 1813.

Ihr erſten Zeiten ſeid verſchwunden,
Wo noch die Chriſten das empfunden,
Was Lieb' und Andacht fühlen ſoll.
Da war doch ſtets der Weg zum Himmel
Vom hohen jauchzenden Getümmel
Aufſteigender Geſänge voll.
Ein heiliges Echo der feiernden Lieder
Erſchallte herab, da lobſangen ſie wieder,
Ein jeder war ganz Dankbarkeit,
Nun biſt du nicht mehr, du ſelige Zeit!

Des Chriſten Augen ſind geſchloſſen:
Mit einem tiefen Schlaf umfloſſen
Ruh'n ihre Seelen Todten gleich.
Um eitle Güter zu erwerben,
Treuloſe Schatten, wenn wir ſterben,
Vergeſſen ſie ein ewig Reich.
Vor ſchmeichelnden Freuden, vor niedrigen Sorgen,
Bleibt ihrem Geſichte die Würde verborgen,
Den Menſchen von Gott ſelbſt verlieh'n,
Doch denen nur, die dem Eiteln entflieh'n.

Das Ur-Chriſtenthum.

Erſter Theil.

Apoſt. Geſch. 4, 32.

Ja, es iſt meine Sehnſucht, abgewandt von der Sünde, zur Gottheit zurückzukehren. Ich will mich vereinigen mit allen, die meine Sehnſucht theilen, und in der heiligen Gemeinſchaft der Chriſten Rath ſuchen, wo Irrthum leicht wird; Troſt, wo ich deſſelben bedarf; Ermunterung, wenn mein Eifer matt will werden.

Aber wo bin ich, wo lebe ich? Ich wohne in chriſtlichen Landen; wo aber ſind die Chriſten, welche ich ſuche? Ich lebe in einer chriſtlichen Kirche; wo aber ſind die Chriſten, die zu ihr gehören? Wo iſt die Gemeinſchaft der Heiligen?

Von Land zu Land ein anderes Chriſtenthum! Wie? hat denn mehr als ein Chriſtus gelebt, gelehrt und gelitten? — Andere Kirchen, andere Heiligthümer, andere Glaubensbekenntniſſe! Wie? haben ſich die Apoſtel getrennt, und, abtrünnig vom göttlichen Meiſter, ihre Weisheit höher geachtet, als die Weisheit des Erhabenſten? Warum wagten es

denn die, welche Jahrhunderte lang nach ihnen gekommen ſind, und doch nicht Jeſum mit eigenen Augen geſehen, mit eigenen Ohren gehört haben, gleich den Apoſteln? Wie? iſt menſchliche Gelahrtheit lichtvoller, als die himmliſche Weisheit ſelbſt? Von wannen ſind dieſe Unterſchiede gekommen? Wer hat dieſe Lehrbegriffe erfunden? Wer jene Ordnungen in der Kirche gegründet?

Wenn heut von den heiligen zwölf Boten Jeſu einer ins Leben zurückkehrte, und durch die Länder der Menſchen wandelte — wo fände er den alten beſeligenden Glauben der erſten Chriſten wieder? den Glauben, welchen der Heiland ſo göttlich und einfältig gelehrt hat? — Siehe, hier iſt Chriſtus! ſiehe, da iſt Chriſtus! würde gerufen werden von allen Kirchen und Partheiungen, deren jede die andere des Irrthums zeihet. Zu welcher ſollte er ſich wenden? In welcher würde er das reine Jeſuwort, unverfälſcht und ohne ſpätern menſchlichen Beiſatz, wieder finden? Jeder lehret, jeder glaubt anders, als wäre eine neue Verwirrung der Sprachen geſtiftet, wie einſt zur Zeit des Thurmbaues von Babel.

Doch Meinungen mögen verſchieden ſein, und die verſchiedenen Vorſtellungsarten der Menſchen von

göttlichen Dingen haben vielleicht die Mannigfaltigkeit der Erkenntniſſe veranlaßt. Ich will nicht ſtrenge fordern. Ich finde keine Eintracht im Glauben der Chriſtenheit mehr; aber ich ſuche die Einheit des ächten Chriſtenſinnes. Sagte doch der Apoſtel ſchon: Chriſtum lieb haben iſt beſſer, denn alles Wiſſen. Die wahre Religion beruht ja nicht auf äuſſern Einrichtungen und Feierlichkeiten. Nein, ſie liegt tief im Innern des Gemüthes. So werde ich eine unſichtbare Kirche der Gläubigen, eine herzensverwandte Gemeinſchaft der Chriſten entdecken.

Aber ich ſuche vom Aufgang zum Niedergang — wo werde ich ſie finden? In allen Kirchen erblicke ich mit Betrübniß neue Spaltung und Partheiung. Hier wandeln Chriſten; Chriſten werden ſie genannt. Das Bad der Taufe haben ſie empfangen, das Nachtmahl Jeſu zu ſeinem Gedächtniß gefeiert, vor dem Altar ward das Bündniß ihrer Ehe geſegnet. Und ſie ſelber ſpotten nun der Taufe und des Altars; geſtatten höchſtens deren Nützlichkeit, als eine bürgerliche Handlung zur guten öffentlichen Ordnung für jeden Stand. Sie nennen die, welche mit Andacht den Gottesdienſt feiern, Heuchler oder Abergläubige oder Schmeichler; die Religion einen gar

wohlthätigen Zaum für den Pöbel. Die Ewigkeit iſt ihnen noch ein Satz, der zu beweiſen wäre, Gott ſelber ein Räthſel, das man löſen müßte. In Geſellſchaft ſittenlos witzeln, die Unſchuld erröthen machen, Fehler des Nachbarn ſchadenluſtig ans Licht ziehen, ſeine Schwächen ins Lächerliche darſtellen, heißt ihnen guter Ton. Aber das Erhabenſte der Welt zu nennen, der Name Jeſu Chriſti, ein Wort von der Gottheit, erregt ihre Schamhaftigkeit, und ihr Blick bittet: Zählet mich nicht zu den Albernen oder zum gemeinen Haufen. Lebensklugheit, ſchlaue Berechnung der Umſtände, die Kunſt der Ueberliſtung, und zu ſcheinen, was man nicht ſein kann, das gilt ihnen als Erſatz für die abgeworfene Religioſität. Eigener Vortheil iſt ihr Gott; Genuß ihr höchſtes Gut; die Beute des Augenblicks ihre Ewigkeit. — — Wie, und auch diese tragen Chriſti Namen? Nein, in ihnen iſt des Göttlichen Geiſt nicht. Worin ſind ſie verſchieden von den Heiden, die keinen Erlöſer vom großen Irrthum kannten? Hinweg von dieſen! Sie heißen ſich aufgeklärt, und können das Auge nicht zur Sonne wenden. Sie buhlen mit dem Staube; ſie leben im Todten. Das Hochmenſchliche iſt ihrer Bruſt fremd.

Hier wandeln Chriſten. Chriſten wollen ſie heißen. Sie würden zürnen, wenn du zweifelteſt,

ob ſie wären, was ſie ſagen. Denn ſie beten und ſingen heilige Sachen. Ungern verſäumen ſie die Feierſtunden öffentlicher Andacht. Gern halten ſie ihre Kinder zum Chriſtenthum. Sie verachten die Religionsſpötter, und ſcheuen ſich zu ſitzen, wo ſie. Sie leſen in Mußeſtunden gern fromme Schriften zur eigenen Erbauung, und reden auch im Kreiſe ernſter Freunde zuweilen und nie ohne Ehrfurcht von dem, was heilig iſt. — — Aber wo iſt der Chriſtusſinn in den Thaten ihres alltäglichen Lebens? Wehe, ſie haben Religion ohne Religioſität; einen Glauben ohne Seele; eine Lampe, gleich den thörichten Jungfrauen, ohne Oel und Licht. Ihre Sache iſt eifrige Gewohnheit, ein Mittmachen ohne eigenen Trieb; ſie behandeln das Heilige, wie die gemeine Uebung des niedrigen Lebens.

Sie ſingen und beten, aber ihre Gebete ſtammen nicht aus den Tiefen des andachtsvollen Gemüths, ſondern ſind auswendig gelernte Formeln, oder aus Büchern ſchlechtweg hergeleſen. Das heißt ihnen Gebet. Sie beſuchen die Kirchen, nicht um ihre Herzen zu heiligen, und, erhoben durch göttliche Wahrheiten, deſto ſtrenger auf ihre Fehler zu merken im bürgerlichen Leben. Nein, es geſchieht des Anſtandes, der guten herkömmlichen Sitte willen,

oder weil ſie glauben, dem Schöpfer des Himmels und der Erden einen ſchuldigen Dienſt abzuthun. Sie empfangen die heiligen Sakramente mit dem Leibe, nicht mit der Seele; doch hoffen ſie, ihre Seele werde damit reiner dem Himmel angehören. Sie hören die Predigt oft mit Andacht. Aber nicht die Macht der himmliſchen Wahrheit, ſondern die Art und Weiſe des Vortrags, die Kunſt des Redners auf der Kanzel beſchäftigt ſie; und darüber läßt ſich dann wieder mit neugierigen Freunden reden. Sie halten ihre Kinder zum Chriſtenthum ſtreng und treu; zwingen ſie zur Kirche, zum Erlernen der Gebete, der Feierlichkeiten, der Glaubensbekenntniſſe. Alles für das Gedächtniß, als wenn Jeſus in die Welt gekommen wäre, nur das Gedächtniß der Menſchen zu bereichern, nicht das Herz zu veredeln und zu erwärmen. Dann werden die Kinder, wie die Väter und Mütter, Gewohnheitschriſten ohne Herz. — Ach, wohl ohne Herz! Sie leſen freilich wohl fromme Schriften zu eigener Erbauung, oft nicht ohne Rührung. Sie leſen ſie aber, wie die Geſchichten und Geiſtesſpiele ihrer Dichter, welche vergeſſen werden, wenn ſie weggelegt ſind, und die man lobte wegen der Schönheit ihrer Gedanken, wegen der Kraft ihres Ausdruckes, ohne daß man daran denkt, Leben und Thun darnach zu ändern

und zu bilden. Man betet, und lebt ſittenlos; man beobachtet den äuſſern Anſtand, und ſündigt heimlich; man hütet ſich, gegen die bürgerlichen Geſetze ein Vergehen zu üben, welches mancherlei Strafen nach ſich ziehen könnte; aber keiner ſcheut ſich, das Böſe zu thun, was kein Geſetz der Obrigkeit eigentlich verhindern kann. Man läſtert, man lügt, ſchmeichelt, betrügt, ſchwelgt, verführt, verſchwendet, ſpielt — kann nur die äuſſere Ehrbarkeit behauptet werden, iſt an allem Uebrigen nichts gelegen. O welch ein Chriſtenthum! War dies das Chriſtenthum der erſten Zeiten nach Jeſum? Welch eine Religion, die einſam und ohne allen Zuſammenhang mit dem Leben für ſich daſtehet, wie ein Gedächtnißwerk oder eine Angewöhnung, die weiter nichts bedeutet!

Hier wandeln Chriſten! Chriſten wollen ſie heißen und ſein. Mit Recht wenden ſie ſich hinweg von jenen Verächtern alles Glaubens, und weg von dieſen lauen Uebungs- und Tagwerkschriſten. Denn ihnen iſt das Chriſtenthum mehr, als ein angenommener, ehrbarer oder wegen des Himmels nützlicher

Brauch. Bei ihnen ſteht die Religion nicht abgeriſſen vom Leben und ohne Einfluß da. Sie iſt ihnen Alles, ihr täglicher Gedanke. Ihr Laſſen und Thun wird darnach geordnet. Sie verſammeln ſich zu einander, um von himmliſchen Dingen zu reden; ſie wachen mit Strenge über chriſtliche Sittenzucht. — Sind hier die Nachfolger der erſten Chriſten? Glänzt hier der Glaube in ſeiner alten Einfalt? — Warum ſchmälen ſie die, welche nicht zu ihrer Gemeinſchaft gehören, und warum verdammen ſie als verlorene Schafe und thörichte Weltkinder diejenigen, welche einer andern Ueberzeugung ſind? Sprach Chriſtus nicht: O richtet nicht, ſo werdet ihr nicht gerichtet! Warum ſprechen ſie von Wundern und Weiſſagungen, dem nahen Ende der Welt, der Ankunft des Herrn in dieſem oder jenem Jahr? Hat ihnen Gott offenbart, was das Geheimniß ſeiner ewigen Rathſchlüſſe iſt? Warum reden ſie täglich von den Wunden des Lammes, oder dem Verdienſt Jeſu, oder von der Wiedergeburt, oder von der Gnadenwahl und den Wirkungen der Gnade? Oder warum ſprechen ſie von den Wundern der Heiligen, und träumen von Zeichen, die Gott thue; brüten

über Geheimniſſe, die keiner zu ergründen vermag, weil der Herr ſie verborgen hält ſeit Anbeginn? (Ap. Geſch. 1, 7.) Iſt dies Chriſtusſinn? War dies der Inhalt ſeiner himmliſchen Lehren, wenn er vom Berg herab zum Volke predigte, oder in der Einſamkeit zu ſeinen Jüngern? — Nein! Wer an mich glaubet, ſprach er, der wird ſelig werden. Und an ihn glauben, heißt ihn über alles lieben. Und ihn über alles lieben, heißt ſeine Gebote halten. Und dies iſt das höchſte Gebot Jeſu: Ihr ſollt vollkommen ſein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen iſt; und Gott ſelbſt ſollſt du lieben über alles, deinen Nächſten ſo ſehr, als dich ſelbſt! — Wer in dieſem Sinne handelt und wandelt, der lebt in Jeſu; keineswegs aber, wer ſeine Einbildungskraft mit ſeltſamen Erwartungen füllt, oder mit wundervollen Geheimniſſen erhitzt, oder gleichſam irdiſcherweiſe Jeſum zu lieben ſucht, wie man einen Menſchen lieben kann.

Ich wohne in chriſtlichen Landen, aber wo finde ich die Chriſten, welche ich ſuche? Ich lebe in einer chriſtlichen Kirche: wo iſt die Gemeinſchaft der Heiligen?

Darum wende ich meinen Blick zurück in die vergangenen Weltalter und über die Jahrhunderte hinweg zu jenen erſten chriſtlichen Gemeinden, die ſich aus den Bekennern Jeſu bildeten, bald nachdem er von ihnen genommen war. Ich leſe mit Rührung in den Geſchichten der Apoſtel ihre einfachen Einrichtungen; wie die Menge der Gläubigen damals nur ein Herz, nur eine Seele geweſen, auch ſelbſt keiner von ſeinen Gütern ſagte, daß ſie ſein Eigenthum wären, ſondern es war ihnen alles gemein. Ap. Geſch. 4, 52.

Gern traten ſie zuſammen, gemeinſchaftlich Gott zu verehren. Denn wo entflammt die Andacht feuriger, als in der Mitte vieler und gleichgeſtimmter Seelen? Hier war keine todte Gewohnheitsſache, ſondern innerer Drang jedes Gemüthes, die Lehre Jeſu zu erfahren, um darnach zu thun, und ſelig zu werden. Hier tönten keine erlernten Gebetsformeln — nein, die Inbrunſt des Herzens ſprach laut. Hier klügelte man nicht über Geheimniſſe in der Gottheit, nicht über das Verhältniß des Göttlichen und Menſchlichen in Jeſu; ſondern ein-

fältig und aufrichtig lehrte und glaubte man, was Jeſus von ſich ſelbſt geſprochen, wie er gekommen ſei, geſandt vom Vater, die Welt zu erleuchten, und Sünder durch Belehrung ſelig zu machen. Darum hatte er ſich ja das Licht der Welt, darum den Weg des Lebens geheiſſen; darum denen, die an ſeine Worte glaubten, empfohlen, ihm nachzufolgen; das heißt, alſo zu denken und gegen Gott und Menſchen zu handeln, wie er; die zu ſegnen, die uns fluchen; denen wohl zu thun, die uns beleidigen.

Man lebte in Jeſu, man war eins mit ihm; aber nicht, wie ſich Schwärmer dünken, irdiſcherweiſe, oder in der Einbildungskraft: ſondern im Geiſt ſeiner erhabenen Lehre. Die erſten Chriſten kannten daher auch jene Lauheit nicht, welche in unſern Tagen alles erſchlafft. Sie fühlten die höchſte Würde der Menſchheit, die ihnen Jeſus verliehen, Verwandte Gottes, Gotteskinder zu ſein. Sie wußten, das Weltall ſei ihres Vaters Haus und ihre eigene Heimath. Sie verſtanden das große Wort: Chriſtus hat den Tod überwunden! Für ſie war

nur Leben, Tod keiner. Nur wer der Sünde, dem thieriſchen Gelüſt allein gehört, höchſtens ein verfeinertes Thier ſein mag, Sinnengenuß, Gewalt über Seinesgleichen, Stärke, äuſſere Schönheit, Weltehre das Höchſte nennt, nur der iſt geiſtig todt, denn er lebt für das, was nie bleibt, für das Todte. Wer aber ein geläuterter, reiner Geiſt in Gott lebt, wohlthätig in ſeinem Wirkungskreis, wie der Schöpfer im Weltall, der iſt im ewigen Leben. Er iſt eins mit Gott, in welchem kein Wechſel, kein Tod iſt.

Daher ſah man die erſten Chriſten ohne Scheu die Größe Jeſu bekennen, weil man, überzeugt von derſelben, ihr nacheiferte. Der rohe, unwiſſende Haufe der Juden und Heiden verſtand dieſe Edeln nicht — ſie duldeten den Spott mit jener Hoheit der Seelen, welche über Welt und Grab erhebt. Es war die Kraft der Tugend in ihnen mächtiger, als die Schreckniſſe, welche vergängliche Menſchen ihnen bereiten konnten. Man raubte ihnen Hab und Gut, verſtieß ſie aus ihren Heimathen — was war es denn mehr? Sie verloren nur Staub, den

ſie doch früher oder ſpäter zu verlieren beſtimmt waren; Bequemlichkeiten, die ja doch tauſend andere Menſchen entbehren können. Man warf ſie in finſtere Kerker; aber ihr Geiſt war frei, frei von den alten Banden des Aberglaubens; frei von den Vorurtheilen des blinden Haufens, der wie das vernunftloſe Thier um einen leckern Biſſen ſich ſelbſt ins Verderben wirft. Leiber können gefeſſelt werden, doch nie die Geiſter, welche die Dinge der Welt richtig würdigen. Man führte ſie zum Tode — man ſteinigte, man kreuzigte ſie, ſtürzte ſie von Klippen. Sie giengen unerſchrocken in den Tod. Es war ihnen ſüß, zu ſterben. Jeder Edle achtet die Wahrheit ſeiner beſeligenden Ueberzeugungen höher, als das Leben. Es war ihnen ſüß, zu ſterben, denn ſie erfüllten gegen die Nachwelt eine heilige Schuld. Sie mußten durch ihren Tod und durch ihre Standhaftigkeit der Welt die Wahrheit der Jeſuslehren verbürgen. Das iſt wohl ein werthloſes Ding, für welches man nichts aufopfern mag. Der Tod jedes dieſer Blutzeugen für das Chriſtenthum gewann tauſend neue Bekenner deſſelben. Es war ihnen ſüß, zu

ſterben; ſie ſtarben für das Heiligſte und Höchſte hienieden, um herrlicher im Ewigen zu ſein.

Aber heute — wo finde ich die wunderbare Macht des Glaubens? wo die Inbrunſt der erſten Bekenner? wo den Heldengeiſt der uralten Chriſtenheit? Ich lebe in chriſtlichen Landen; wo finde ich die Chriſten, die ich ſuche?

Sie mögen leben, wenn du ſie auch nicht kennſt. O ſie ſind, und ſind gewiß, wenn auch einzeln und zerſtreut, ohne Aufſehen und Geräuſch. Zweifle nicht an ihrem Daſein, wenn du ſie auch nicht entdeckt haſt. Was Jeſus gelehrt hat, iſt zu groß, zu ſchön, zu reich an unüberwindlicher Wahrheit, zu reich an ſeligmachender Gewalt, als daß nicht Tauſende davon tief ergriffen und durchdrungen ſein ſollten. Sie wandeln im großen Haufen, ohne ihm anzugehören; ſie üben deſſen Uebungen, aber nicht deſſen Sinn. Es giebt eine unſichtbare Kirche der Erleuchteten, die fern von ſpitzfindigen Lehrſätzen und menſchlichen Satzungen, oder den dunkeln, geheimnißſüchtigen Bildern und Gefühlen einbildungskranker Schwärmer, im Geiſte des erſten Chriſtenthums

athmen; die im Lichte wohnen, das Jeſus über das Weltall anzündete; die in Gott leben, heilig wirkend; die keinen Tod kennen, ſondern nur das unzerriſſene Sein der Ewigkeit, in welchem das Spiel des Vergänglichen lehrreich erblickt wird.

O Gott! o Gott! du Großer, Heiliger, Allerleuchtender, voll ewiger Huld! Ach, daß ich würde, wie dieſer einer! Daß mein ganzes Leben ſich in Anbetung deiner Macht verwandelte; daß ich, von der Kraft deines heiligen Geiſtes durchdrungen, in meinem Wandel, in meinem Hauſe das Urbild des erſten Chriſtenthums erneuern könnte! Wie ſelig, o wie groß wäre ich!

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Vierter Sonntag, am 24 Januar 1813.

Daß ich dir und Jeſu angehöre
Daß der Geiſt der Wahrheit mich belebt,
Und wie jene erſten Criſtenbrüder,
Aus dem Staube zur Verklärung hebt, —
Daß ich deine Vaterliebe kenne,
Daß mich keine Sorge niederdrückt,
Daß mein Auge ſelbſt im Sturm und Wetter
Kindlich auf zu Dir, Du Treuer! blickt; —
Daß ich in dem heilgen Bunde lebe,
O mein Jeſus, deſſen Haupt Du biſt
Und durch ihn das Herrliche gewinne,
Das im Ewgen mir bereitet iſt;
Daß ich ohne Grau'n den Tod erblicke
Im Gefühle meiner Ewigkeit: — —
Dieſes dank ich Dir, Du Geiſt der Geiſter,
Der durch Jeſum zu den Geiſtern ſprach,
Auch mein Geiſt — er ſtammelt mit Entzücken
Deine hohe Offenbarung nach.

Angebetet ſey Dein großer Name,
Dieſe Erde ſey Dein Heiligthum!

Jede chriſtliche Gemeind' erfreun,
Nur Dein, nicht ihr eigener Ruhm!
Steh'n nicht alle Tempel Dir geweihet?
Und gehören Dir nicht Deine Kinder an?
Darum bete nun die Menſchheit unentzweiet,
Dich im Geiſt und in der Wahrheit an.

Das Ur-Chriſtenthum.

Zweiter Theil.

1 Cor. 3, 21—23.

Gerne blick ich in jene längſtuntergegangenen Tage zurück, da das jugendliche Chriſtenthum kräftig aufblühete unter Verfolgungen, wie die Balſamſtaude zwiſchen Dornen und Giftkräutern. Welche Einfalt, welche Treue, welche Ruhe, welche Größe! — Es war die Wiederherſtellung der menſchlichen Würde, wie ſie in den erſten Tagen nach der Schöpfung geweſen ſeyn mogte — das ſchöne Bild von dem, was die Sterblichen auf dem ganzen Erdball ſeyn ſollen, um nicht Leiden und Tod mehr, ſondern Liebe und Seligkeit zu ſehn.

Ohne mit falſcher Frömmelei das Irdiſche zu verachten, thaten ſie demſelben ein Genüge. Die

Apoſtel ſelbſt nährten ſich von ihrer Hände Arbeit. Man gehorchte ohne Widerſpruch den weltlichen Obrigkeiten. Der Reiche war reich für den Armen; der Arme diente dafür dem Reichen. Keiner der Ihrigen war verlaſſen. Sie machten gleichſam eine einzige Blutsverwandſchaft aus. Und doch war die Sorge um Nahrung, Kleider und Lebensbedürfniſſe andrer Art nur der Sorge um das Göttliche tief untergeordnet. Der Menſch lebte nicht für die Tafel, für das Kleid, für den Genuß auf Erden, ſondern für ſeinen Geiſt und die Ewigkeit. Nicht Jeruſalem war der erſten Jünger Vaterland, ſondern Gottes Weltall. Nicht blos wer zu ihnen gehörte, war ihr Bruder, ihr Freund, ſondern jeder andere Sterbliche, weil Gott der Vater aller iſt.

Wohl lebten ſie in Eintracht beiſammen, und beten und lobeten Gott. Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele. Ap. Geſch. 4, 32. Aber darum machten ſie keine feindſelige Parthei gegen Leute andern Glaubens; verachteten dieſelben nicht; verſtießen ſie nicht als Irrende oder Ketzeriſchgeſinnte. Unter ſich ſelbſt waren ſie durch keine Meinungen oder um der Meinungen

wiſſen getrennt. Alle waren ſie Chriſti, wie Chriſtus Gottes iſt. 1 Kor. 3, 23.

So lange diejenigen noch lebten, welche den Gottmenſchen noch ſelbſt gekannt hatten, wie er auf Erden gewandelt, war auch wohl bei dieſen eine Liebe zu ſeiner Perſon, wie man einen Freund, einen Vater ſich noch vorſtellt, noch liebt, der uns entriſſen worden. Aber diejenigen, welche Jeſum nicht dem Leibe nach gekannt hatten, liebten ihn nicht dem Leibe nach, ſondern in ſeinen Lehren und Offenbarungen. Sie machten ſich keine Bilder von ihm — es gab nie dergleichen nach ihm. Der Erlöſer verhütete es. Liebe und Verehrung im Geiſt und in der Wahrheit fordert er. — Und die ihn gekannt hatten, ſprachen noch gern von ſeiner Perſon, von ſeinem heiligen Wandel, von ſeiner Wunderkraft. Doch nicht eigentlich, was ſeine Perſon und Natur anging, ſondern ſeine Lehre und Hinweiſung zum Vater, das Ablegen der Sünde, ein heiliger gerechter Wandel, ein Leben mit und in Jeſu war der Hauptgegenſtand der erſten Chriſten.

Aber wie anders iſt nach dieſem bald alles geworden! Zum zweitenmal ward gleichſam das Paradies verloren.

Wie ſich die chriſtliche Gemeinde aus bekehrten Heiden und Juden vergrößerte, brachten dieſelben allerlei Vorſtellungen, die ſie früher im Heiden- und Judenthume gehabt, mit in das Chriſtenthum hinein. Dadurch verlor ſich die alte Einfachheit der Chriſtuslehre, welche ſonſt, ohne alle Gelehrſamkeit, auch der gemeine Mann, auch das Kind klar auffaſſen konnte. Man brachte Spitzfindigkeiten hervor und erfand neue Namen und Lehrgebäude. Einer lehrte von Jeſu ſo, der andere anders. Einige hiengen dieſem, andere einem andern Lehrer an. Umſonſt ermahnte ſchon Paulus: Rühme ſich niemand eines Menſchen! Es ſey Paulus oder Apollos, es ſey Kephas oder die Welt! 1 Kor. 3, 21. Umſonſt hatte ſchon Jeſus der Herr gewarnt: Nicht die mich für dies oder jenes halten, nicht die mich Herr und Herr nennen, ſondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel, die allein werden in das Himmelreich kommen. Matth. 7, 21.

Bald nach dem Tode der erſten Jünger Jeſu vermehrte ſich die Zwietracht der Menſchen, — nicht um die Lehre Jeſu wie er ſie oft in ſeinen Predigten vorgetragen, ſondern um die Beſchaffen-

heit ſeiner Perſon. Wäre dieſes aber die Hauptſache des göttlichen Willens geweſen, den zu verkünden der Erlöſer gekommen: würde er nicht ſelbſt dafür ſo geſorgt haben, daß darüber kein Streit entſtehen konnte? — Stimmen nicht noch alle chriſtliche Religionspartheien und Kirchen heutiges Tages in der Hauptwahrheit des Glaubens und der Tugendlehre des Meſſias überein, wie er gelehrt hat? Warum haſſen ſie ſich, wegen verſchiedner Meinungen um Dinge, worüber Sterbliche vergebens forſchen? Warum über den Unterſchied der Kirchengebräuche, die zur Zeit Jeſu Chriſti noch nicht vorhanden waren? Warum über Auslegungen apoſtoliſcher Worte, die für uns dunkel wurden? Iſt nicht Chriſtum lieb haben, das heißt im Leben und Thun ſein Gebot halten, beſſer denn alles Wiſſen?

Aber nun ſtehen die verſchiedenen Sekten, Partheien und Kirchen da! — Es iſt vergebens, die Trennung der chriſtlichen Gemeinde zu beklagen. Die Einfalt und Einheit des Urchriſtenthums iſt verloren. Läßt ſie ſich wieder herſtellen?

Es iſt in allen Chriſten, in allen gutdenkenden Menſchen wohl der ſchöne Wunſch, daß die, welche

auf Jeſu Namen getauft ſind, eine einzige große Gemeinſchaft über den Erdball bilden möchten, daß alle Chriſten ſich als Brüder, als eines Gottes Kinder, als eines Meiſters Schüler umarmen mögten. Oft iſt über die Vereinigung der Religionspartheien geſprochen, geſchrieben worden; oft auch darüber, ob nicht, mit bloßer Berückſichtigung deſſen, was Jeſus von ſich ſelbſt gelehrt hat, und was aus dem Urchriſtenthum für unſer Zeitalter paſſend ſeyn mögte, eine neue Kirche der Chriſtenheit, eine allgemeine geſtiftet werden könnte, deren Lehrbegriff die vornehmſten Wahrheiten aller chriſtlichen Religionspartheien enthielte?

So löblich auch dieſer Wunſch ſeyn mag, und wie ſehr er das Herz deſſen ehrt, der ihn hegt: iſt doch ſeine Erfüllung nie zu erwarten, denn obwohl die Wahrheiten, welche Jeſus gelehrt hat, auf dem ganzen Erdball und von jeder Vernunft als heilige Wahrheiten anerkannt werden: ſind doch die Gemüthseigenſchaften einzelner Menſchen und ganzer Völker immerdar verſchieden, folglich auch ihre Vorſtellungen von göttlichen Dingen. Der ſinnliche Menſch verlangt mehr Feierlichkeit und Glanz in den Kirchen, um zur Andacht erweckt zu werden;

der Geiſtigere verwirft die kalte, todte Pracht, und will nichts, als das Geiſtige. Ein Volk iſt mehr für Einfalt in Allem; ein andres mehr für Gepränge und Feſtlichkeit. Ein Volk hat regere Einbildungskraft, lebhafteres Gefühl; ein andres iſt kälter, ernſter, denkender. So wird nothwendig jeder Menſch, jedes Volk andere Wünſche, andere Begriffe zur Kirche bringen. So wird ſich aus der Natur der Sterblichen immer wieder neue Mannigfaltigkeit entwickeln. Ihr werdet das Kind nicht denken und empfinden lehren wie den Greis. Anders liebt und ehrt der Mündige, anders der Unmündige den Vater oder die Mutter. Beide können die gleiche Eltern, die gleiche Liebe haben; aber beide drücken ihre Gedanken und Gefühle verſchieden aus. Es ſoll alſo ſeyn. Es war des Schöpfers Wille. Aus dieſer Mannigfaltigkeit ſteigt das Leben thätiger, wunderbarer und lehrreicher empor.

Die allgemeine Vereinigung aller Religionspartheien zu einer gemeinſchaftlichen Kirche bleibt daher unausführbar. Sie zu verſuchen, zeugt nur von dem Mangel an Welt- und Menſchenkenntniß derer, welche dazu die Hand bieten mögten. Und wenn

das Unmögliche gelänge: ſo würde nach einigen Jahren neue Trennung unter den Gliedern der gemeinſchaftlichen Kirche entſtehen. — Gleicht das Antlitz und die Geſtalt einer Blume, eines Thiers, eines Menſchen dem andern? Gleicht die Erkenntniß und das Gemüth eines Sterblichen dem andern? Ja, iſt jeder Menſch ſich alſo ſelbſt gleich, daß er noch heut iſt, wie er vor Jahren geweſen?

Ein guter Vater zürnet nicht, wenn ſeine Kinder, die verſchiednen Geſchlechts, verſchiednen Alters, verſchiedner Anlagen ſind, ihm ihre Zuneigung, ihren Gehorſam, ihre Ehrfurcht nicht alle auf einerlei Art bezeugen. Aber er zürnet, wenn ſie ihm Zuneigung, Ehrfurcht und Gehorſam verweigern. So iſt die verſchiedne Erkenntniß von Gott und Jeſu, oder die mannigfaltige Anſicht unergründlicher Geheimniſſe keine Sünde; es iſt die verſchiedene Art der Anbetung und Verehrung Gottes, die mannigfaltige Weiſe des Gehorſams kein Verbrechen. Aber Sünde iſts, wenn wir Gottes Größe aufhören zu verehren, wenn wir, ſtatt die Gebote des Herrn zu erfüllen, nur nach unſrer Klugheit handeln, und den Eingebungen niedriger Luſt gehorchen.

Und iſt es nicht möglich, daß die Einfalt der erſten Chriſtenheit wieder hergeſtellt, und über den Erdball eine einzige, allgemeine Genoſſenſchaft der Gläubigen verbreitet werde: kann ich nicht ſelbſt wieder auch einzig zur Einfalt des Urchriſtenthums zurückkehren?

Ich kann es. Wer hindert mich? Ich kann es: ſo ſoll ichs. Ich ſoll es: ſo will ichs.

Es war unter den erſten Schülern Jeſu nur ein Glaube. — Wer an Chriſtum glaubet und getaufet wird, der wird ſelig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammet. — An ihn glauben, heißt nicht bloß anerkennen, daß Jeſus der göttliche Sohn ſey, den der Vater ſandte, ſich dem geſunknen Menſchengeſchlecht geiſtig zu offenbaren — ſolch ein Anerkennen des Herrn iſt ein unnützes „Herr! Herr! ſagen:“ ſondern es heißt, ihn lieben. Ihn aber lieben, heißt nicht, ihn mit ſchmeichelnden Namen begrüßen, nach ihm verlangen irdiſcher Weiſe wie nach einem irdiſchen Freunde: ſondern es heißt ſeine Gebote halten. Ihn lieben heißt die Menſchheit mit der gleichen ſich ſelbſt aufopfernden Liebe lieben,

wie er die Welt geliebt hat, für deren Heil er ſtarb, und wie Gott uns liebt alle Tage.

Wer alſo die Gebote Jeſu Chriſti im Leben thäthig ausübt; wer die göttliche Weisheit, die Chriſtus lehrte, in ſeinem eignen Wandel zeigt: der iſt ein Chriſt; der glaubet an Jeſum; der iſt mein Glaubensgenoſſe, mein Bruder, meine Schweſter in Jeſu, er möge ſich im Aeußern zu einer Kirchenparthei halten, zu welcher er wolle. Es iſt nicht an mir, ſeine Vorſtellung, ſeine Art der Gottesverehrung zu tadeln, geſchweige lächerlich zu machen oder zu verfolgen, wenn ſie von den meinigen abweichend ſind: ſondern dieſelben zu achten, weil ich auch wünſche, daß man auch meiner Ueberzeugungen ſchone. Irren iſt menſchlich; nur der Allweiſeſte irrt nicht. Irrthum iſt keine Sünde, ſondern die ungerechte That, der ungerechte Wunſch. Der Glaube des Menſchen aber iſt der Flügel, mit welchem ſich ſeine That himmelan ſchwingt. Zerſtöre nicht boshaft oder aus Unüberlegtheit dieſen Flügel, du würdeſt ſeine edlere Thatkraft lähmen.

Es war unter den erſten Schülern Jeſu nur eine Liebe. Keiner ſagte von ſeinen Gütern, daß ſie ſein

wären, ſondern es war ihnen alles gemein. Apoſtelgeſch. 4, 32.

Daran erkennen wir die wahre Liebe, daß wer ſie hegt, nichts für ſich, ſondern alles für den Geliebten hat und iſt; daß er ſein Gut, ſelbſt ſein Leben ihm hingibt. So hat Gott die Welt geliebt, ſo Jeſus.

In einem kleinen Kreiſe, (wie denn die Zahl der erſten Chriſten klein war) iſt allerdings die Gemeinſchaft der irdiſchen Güter ausführbar; aber in ſehr großen Geſellſchaften, unter ganzen Völkern und bei unſern bürgerlichen Verhältniſſen unmöglich. Auch wird ſie von uns nicht begehrt. Zwar Jeſus und ſeine zwölf Jünger hatten die Gemeinſchaft des Eigenthums unter ſich, wie ſie ein Vater mit ſeinen geliebten Kindern haben kann. Aber ſie hatten doch Eigenthum, das heißt, zur Befriedigung ihrer Lebensbedürfniſſe beſaßen ſie etwas, das nicht zugleich allen Menſchen gehörte. So können und ſollen auch wir ein Eigenthum beſitzen, und unſre Rechte darauf beſchützen gegen ungerechte Gewalt. Eine allgemeine Entäußerung unſers Guts, daß wir nichts von Lebensgütern mehr unſer nennen, wird nicht von uns begehrt.

Und dennoch kann auch ich heute noch eine rührende Liebe der erſten Chriſten üben, wie ſie Jeſus, als Vorbild, geübt hatte. Auch ich will nicht von meinen Gütern ſagen, daß ſie mein ſind: ſondern ſie gehören dem Wohl meines Nächſten. Ich habe nichts, was ich aber habe, das iſt Gottes. Und der Vater im Himmel verlieh es mir ſegensvoll, daß ich es, als ſein Werkzeug, zum Glück der Nebenmenſchen verwende; er gab mir Gut, mehr als ich zu meiner eignen Erhaltung nöthig habe; ich ſoll alſo das Ueberflüſſige gern denen mittheilen, die daran Mangel leiden; mittheilen, nicht um Trägheit und Bettelei, ſondern Fleis, Arbeitſamkeit, Sparſamkeit und andere Tugenden zu erwecken und zu befördern. — So iſt mein Gut, nicht mein, (in der Sterbeſtunde gebe ich das Geliehene zurück) ſondern es gehört meinen Mitbrüdern. Ich bin nur ein Haushalter, den Gott verordnete, durch ſolche Mittel aus ſeiner Segensfülle allgemeine und beſondre Wohlfahrt zu mehren.

Es war unter den erſten Schülern Jeſu nur eine Hoffnung. Die Hoffnung des ewigen Lebens, des Wiederſehens, der Vereinigung mit Gott dem Vater.

Und iſt es nicht möglich, daß die Einfalt der erſten Chriſtenheit wieder hergeſtellt, und über den Erdball eine einzige, allgemeine Genoſſenſchaft der Gläubigen verbreitet werde: kann ich nicht ſelbſt wieder auch einzig zur Einfalt des Urchriſtenthums zurückkehren?

Ich kann es. Wer hindert mich? Ich kann es: ſo ſoll ichs. Ich ſoll es: ſo will ichs.

Es war unter den erſten Schülern Jeſu nur ein Glaube. — Wer an Chriſtum glaubet und getaufet wird, der wird ſelig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammet. — An ihn glauben, heißt nicht bloß anerkennen, daß Jeſus der göttliche Sohn ſey, den der Vater ſandte, ſich dem geſunknen Menſchengeſchlecht geiſtig zu offenbaren — ſolch ein Anerkennen des Herrn iſt ein unnützes „Herr! Herr! ſagen:“ ſondern es heißt, ihn lieben. Ihn aber lieben, heißt nicht, ihn mit ſchmeichelnden Namen begrüßen, nach ihm verlangen irdiſcher Weiſe wie nach einem irdiſchen Freunde: ſondern es heißt ſeine Gebote halten. Ihn lieben heißt die Menſchheit mit der gleichen ſich ſelbſt aufopfernden Liebe lieben,

wie er die Welt geliebt hat, für deren Heil er ſtarb, und wie Gott uns liebt alle Tage.

Wer alſo die Gebote Jeſu Chriſti im Leben thätig ausübt; wer die göttliche Weisheit, die Chriſtus lehrte, in ſeinem eignen Wandel zeigt: der iſt ein Chriſt; der glaubet an Jeſum; der iſt mein Glaubensgenoſſe, mein Bruder, meine Schweſter in Jeſu, er möge ſich im Aeußern zu einer Kirchenparthei halten, zu welcher er wolle. Es iſt nicht an mir, ſeine Vorſtellung, ſeine Art der Gottesverehrung zu tadeln, geſchweige lächerlich zu machen oder zu verfolgen, wenn ſie von den meinigen abweichend ſind: ſondern dieſelben zu achten, weil ich auch wünſche, daß man auch meiner Ueberzeugungen ſchone. Irren iſt menſchlich; nur der Allweiſeſte irrt nicht. Irrthum iſt keine Sünde, ſondern die ungerechte That, der ungerechte Wunſch. Der Glaube des Menſchen aber iſt der Flügel, mit welchem ſich ſeine That himmelan ſchwingt. Zerſtöre nicht boshaft oder aus Unüberlegtheit dieſen Flügel, du würdeſt ſeine edlere Thatkraft lähmen.

Es war unter den erſten Schülern Jeſu nur eine Liebe. Keiner ſagte von ſeinen Gütern, daß ſie ſein

Und dieſe Hoffnung, wer kann ſie mir rauben? Hat mir ſie Jeſus nicht erworben? Warum ſoll ich ſie nicht mit allen denen theilen, die an Jeſum glauben und Gottes Gebote erfüllen? — Wer durch ſeinen Glauben, durch ſeine Liebe, durch ſeine That Gottes Beifall hat, der hat alles. Er gehört Gott, Gott gehört ihm, wie ein liebevoller Vater ſeinem guten Kinde. Darum konnte Paulus zu den erſten Chriſten in Rom ſprechen: Es iſt alles Euer. Es ſey Paulus oder Apollos, es ſey Kephas oder die Welt, es ſey das Leben oder der Tod, es ſey das Gegenwärtige oder das Zukünftige; alles iſt euer. Ihr aber ſeyd Chriſti; Chriſtus aber iſt Gottes. 1 Kor. 3, 22. 23.

Vater unſer, du im Himmel und auf Erden, du im Leben und im Tode, und im Vergangenen und im Künftigen, dein iſt alles. Und durch Jeſum Chriſtum, der mir meine Beſtimmungen, deinen Willen, das Verhältniß meiner unſterblichen Seele zum ewigen All offenbart hat; bin ich dein, biſt du mein Gott, mein Vater, mein Heil! Und alles iſt mein. — Dieſes Leben, dieſer Traum, noch hab' ich ihn: ein herrlicheres Seyn erwartet mich, denn

es iſt mein. Ich ſtehe auf deiner Millionen Weltſterne einem; aber nicht dies Stäubchen, welches ich bewohne, deine ganze unendliche Schöpfung, Vater, iſt mein Vaterhaus. Nicht hier allein — überall in endloſen Fernen wohnen meine Brüder in den Himmeln; höhere beſſere Weſen, als ich, und doch meine Brüder, meine Miterſchaffenen. Sie vollkommner als ich, mögen dich herrlicher preiſen; aber auch das freundliche Stammeln deines jüngſten, unmündigſten Kindes iſt dir angenehm.

O mein Jeſus, mein Lehrer, wie ſelig haſt du mich durch dein Wort gemacht! Zweitauſend Jahre ſind beinahe verfloſſen, ſeit du Erhabner, Wunderbarer, Göttlicher, du himmliſcher Zeuge des Himmliſchen, auf Erden wandelteſt. Völker, Länder, Gebirge ſind ſeitdem verſchwunden, aber Deine Worte nicht. Der Staub verwehte. Aber der Geiſt athmet ewig. Und was ſind Geiſt gegen Geiſt zwei Jahrtauſende? es ſind zwei Augenblicke zwiſchen dir und mir. Ich dränge mich zu dir mit Johannes Zärtlichkeit, mit Petrus lebendigem Eifer. Ich will ſeyn, wie deine erſten Jünger: ich will die Einfalt, Größe und Treue der erſten Chriſtenheit wie-

der in mir erneuern und in meinem Hauſe verjüngen. Ich athme, ich lebe in dir, o Jeſus, weltliebender Heiland! — Erhaben ſteh ich über dem kleinlichen Unterſchied der Meinungen, Sprachen und Gebräuchen der Kirchen auf Erden. Sie beten alle zu Einem Gott, ſie ſind meine Brüder! — Sie glauben an dich, mein Erlöſer, ſie ſind meine Mitchriſten. Sie haben Eine Hoffnung, ſie ſind die Genoſſen meiner Hoffnungen und Seligkeiten!

Dies iſt der Geiſt des erſten Chriſtenthums — er ſey nun der meinige. Hinweg Partheigeiſt und Glaubenszwiſt! Es iſt nur eine Kirche, aber ſie umfängt Betende von verſchiednen Sprachen, Altern und Kräften; es iſt nur ein Gott, vor deſſen Throne anbetend die ganze Menſchheit im Staube liegt, aber ſeine Kinder ſind ungleich an Erkenntniſſen und Gaben. Es iſt nur ein Jeſus ſeligmachend erſchienen, darum ſind alle, die an ihn glauben, ohne Unterſchied des Landes, des Alters und des Lehrbegriffs, Chriſten und Erlöſete durch ihn.

Stunden der Andacht

zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Fünfter Sonntag, am 31 Januar 1813.

Ich muß zu Dir die Hände falten,
Es drängt mich hin zu Dir, mein Gott!
Nie wird mein Herz für Dich erkalten,
Nie durch der Spötter faden Spott.
Wie einem Kind an Vaters Bruſt
Ich zu Dir beten, meine Luſt.

Sprichſt Du nicht ſelbſt: ich will dich retten,
Ruf' mich nur an in Deiner Noth!
Und läg' ich jammervoll in Ketten,
Und räng' ich mit dem bittern Tod;
Könnt' ich nur beten, Herr, zu Dir:
So wäre Licht und Luſt in mir.

Wenn ich zu Dir im Geiſte trete,
Kann ich Dich, Gott, im Geiſte ſchau'n;
Und Wundermacht wohnt im Gebete!
Es bannet alle Furcht und Grau'n,
Es gießet Weisheit, Kraft und Luſt,
Den Himmel ſenkt's in meine Bruſt.

Das häusliche Gebet.

Matth. 6, 6.

Will ich des erſten Chriſtenthums Einfalt und Glück in meinem Hauſe, oder nur in mir ſelbſt erneuen: ſo iſt das ſtille Gebet einer der wichtigſten Theile meiner Gottesverehrung. Die erſten Chriſten lobeten Gott gerne gemeinſchaftlich — aber auch einſam war Gebet ihre Freude. Jeſus Chriſtus beſuchte den Tempel zu Jeruſalem; aber auch im engern Kreiſe ſeiner Geliebten wandte er ſich mit ihnen oft betend zum ewigen Vater; — oft auch, und vielleicht am liebſten, wo ihn niemand ſah und hörte. Jeder Gedanke an ſeinen Vater war Gebet. So ſey es auch in mir.

Ja, du ſollſt beten, nicht in der Kirche nur, auch in der Stille deiner Kammer. Beten ſollſt du nicht, damit dir Gott etwas gewähre und gebe; ſondern weil er dir gibt, darum bete!

Wem das Gebet nur dann wichtig iſt, wenn er in Sorgen und Bedrängniſſen keine andere Zu-

ſucht kennt, der iſt ein ganz gewöhnlicher Menſch. In ihm lebt nicht der Geiſt des Chriſtenthums. Wer da betet, damit Gott von ſeinen Wünſchen und Bedürfniſſen belehrt werde, in dem iſt nicht der Geiſt des Chriſtenthums. Er kennt die Majeſtät des Allerherrlichſten, die Weisheit des Weltordners nicht, nicht die Nähe des Allgegenwärtigen. Denn was könnteſt du ihm von dir anvertrauen, das er nicht wüßte? Oder was könnteſt du ihm rathen, daß er zu deinem Beſten thue, das er nicht lange vorausgeſehen hätte, ehe du bateſt. Matth. 6, 32.

Bete nicht, damit dir Gott gebe; ſondern weil er dir gibt, darum bete! Dein ganzes Leben ſagt's dir ja, er gibt! Er gab dir, ehe du ſein gedachteſt. Er gibt dir auch dann, wenn du ſeiner nicht gedenkeſt. Er gibt dir, auch wenn du dich, Sünder, von ihm entferneſt, und mit Undank ſeine Gnade vergiltſt. Er gibt dir, voll ewiger Liebe, und vergißt dein nicht, wenn du ſein vergeſſen haſt. Darum erkenne ſein treues Vaterherz. Werde ſein Kind. Hang an ihm mit Inbrunſt und Andacht. Rede gern mit ihm, wie das gute Kind ſich mit Vater und Mutter gern un-

terhält. Und wie dem Kinde wohl iſt bei ſeinen Eltern: ſo wird dir wohl ſeyn im Gebet zu Gott. Das Gebet iſt dann nur ein Ausſtrömen deiner Liebe; ein Ueberſtrömen deiner Empfindungen von Ergebung, Vertrauen und Zufriedenheit mit des Vaters Willen.

Es iſt ein ſehr verkehrter Begriff, wenn man ſich einbildet, es ſeye mit der Andacht und dem Gebet im Tempel genug. Wird ſich ein gutes, liebendes Kind damit begnügen, ſeinen Eltern und in öffentlicher Verſammlung oder bei feierlichen Anläſſen Dankbarkeit und Zuneigung zu beweiſen? — Gott iſt allgegenwärtig. Bete im Pallaſt, im Kerker, im Tempel, in der Schlafkammer, im Walde, auf dem Meere: er hört dich. Er iſt bei dir. Seine Kirche iſt das hohe Weltall.

Bei vielen Chriſten, ſo wollen ſie wenigſtens geheißen ſeyn, iſt ein ſonderbares Sträuben gegen die häusliche Gottesverehrung. Sie finden, man ſey zu zerſtreut. Aber biſt du in allem zerſtreut im Hauſe? — Warum ſammelt ſich dein Geiſt ſchnell zu jedem, auch dem kleinſten Tage-

werk? Warum zu jedem Geſpräch ſchnell, es ſey mit Fremden oder Bekannten? — O Unglücklicher, der du nicht beten kannſt: in dir iſt keine Liebe des Höchſten, kein Sinn für das Allerheiligſte im menſchlichen Leben, keine Ehrfurcht für das Edlere in dir ſelbſt. Du verſetzeſt dich in die Reihe der klügſten Thiere — Menſch, Halbengel, Unſterblichkeitsgenoſſe zu ſeyn, verſteheſt du nicht!

Wenn du beteſt, gehe in dein Kämmerlein, und ſchließe die Thüre zu, und bete im Verborgenen. Matth. 6, 6. Dies ſind die Worte Jeſu; ſo empfahl er das häusliche Gebet.

Man läugnet es nicht, doch aber ſcheut man ſich in vielen Haushaltungen auch in Gemeinſchaft mit ſeinen Kindern und Hausgenoſſen zu beten — nicht gern des Morgens, nicht gern zum Mittageſſen, nicht gern des Nachts, wenn man der Ruhe zueilt. Es fehlt nicht an allerlei ſcheinbaren Vorwänden und Ausflüchten, um es zu vermeiden oder ſich zu entſchuldigen.

Viele verlangen es gar nicht zu entſchuldigen. Sie finden es altväteriſch, unanſtändig, gegen ſei-

nere Sitte und Aufklärung verſtoßend; nicht vornehm genug, weil es unter den ſogenannten gemeinen Leuten üblich iſt. Wie? wer iſt vor dem Schöpfer gemein? Wer iſt vor dem Todtenrichter mehr, der Mann mit der Tonne Goldes, oder mit der Bettlerkrücke? — Wahrlich, das ſage ich euch, wo der ſogenannte gemeine Mann noch freudig betet: da iſt noch Sitte, Recht, Treue, Tugend und Wahrheit aller Art im Volke; da iſt noch angeſtammte Menſchenwürde und innere Kraft im Volke, und eine Muthigkeit, die über Menſchenfurcht geht. Wehe euch, ihr dünkelvollen Selbſtſüchtlinge, ihr Grosſüchtigen und Aufklärungsſtolzen, denen nicht Klugheit aber Vernunft, nicht Lebensart aber Gewiſſen, nicht Kenntniß aber die Tiefe ächter Weisheit fehlt; — wehe euch ihr einbildungsreichen Menſchen ohne Vaterland, ohne Gott, ohne Ewigkeit, durch euch iſt das Unglück der Völker gekommen! Durch euch wird des Jammers genug in eure Häuſer dringen!

Chriſtus betete mit ſeinen Geliebten und Schülern, wenn er ſich zum Tiſch niederſetzte. Er nahm das Brod und dankete Gott. Matth. 26, 26. Er betete nicht nur mit ſeinen Vertrauten, nein, er

gab ohne thörigtes Schämen auch Fremdlingen das Beiſpiel der Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den höchſten Geber. Als Tauſende um ihn ſtanden in der Wüſte bei Bethſaida, und er Brod und Fiſche unter ſie vertheilen wollte, ſah er erſt auf gen Himmel und dankete darüber. Luc. 9, 16.

Klügling, wer war erleuchteter. Jeſus, der die Menſchheit aller Jahrtauſende aufklärte, und vor dem die edelſten Weiſen andachtsvoll ſchweigen, oder du, der ſeine Weisheit aus einigen witzigen Unterhaltungsbüchern ſchöpfte? Vornehmer, wer war vornehmer? Jeſus, vor dem die Könige der Welt ihre Kniee anbetend im Staube beugen, oder du, der etwas mehr Anſehen hat, als dein Nachbar?

Freilich ein andachtsloſes Gebet iſt Entheiligung eines der ehrwürdigſten Menſchengeſchäfte. Kannſt du nicht mit Andacht, Liebe und Vertrauen beten, es wäre beſſer, du ſchwiegeſt. Denn deine todten Worte gehen nicht zum Himmel; ſie verletzen die Ehrfurcht gegen den Allmächtigen. Und es iſt wahr, daß alltägliche Gewohnheit endlich auch das herrlichſte Gebet zu einem ſeelenloſen Geplapper macht. — Beſſer, du ſchwiegeſt, als daß du alſo beteſt.

nere Sitte und Aufklärung verſtoßend; nicht vornehm genug, weil es unter den ſogenannten gemeinen Leuten üblich iſt. Wie? wer iſt vor dem Schöpfer gemein? Wer iſt vor dem Todtenrichter mehr, der Mann mit der Tonne Goldes, oder mit der Bettlerkrücke? — Wahrlich, das ſage ich euch, wo der ſogenannte gemeine Mann noch freudig betet: da iſt noch Sitte, Recht, Treue, Tugend und Wahrheit aller Art im Volke; da iſt noch angeſtammte Menſchenwürde und innere Kraft im Volke, und eine Muthigkeit, die über Menſchenfurcht geht. Wehe euch, ihr dünkelvollen Selbſtſüchtlinge, ihr Grosſüchtigen und Aufklärungsſtolzen, denen nicht Klugheit aber Vernunft, nicht Lebensart aber Gewiſſen, nicht Kenntniß aber die Tiefe ächter Weisheit fehlt; — wehe euch ihr einbildungsreichen Menſchen ohne Vaterland, ohne Gott, ohne Ewigkeit, durch euch iſt das Unglück der Völker gekommen! Durch euch wird des Jammers genug in eure Häuſer dringen!

Chriſtus betete mit ſeinen Geliebten und Schülern, wenn er ſich zum Tiſch niederſetzte. Er nahm das Brod und dankete Gott. Matth. 26, 26. Er betete nicht nur mit ſeinen Vertrauten, nein, er

gab ohne thörigtes Schämen auch Fremdlingen das Beiſpiel der Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den höchſten Geber. Als Tauſende um ihn ſtanden in der Wüſte bei Bethſaida, und er Brod und Fiſche unter ſie vertheilen wollte, ſah er erſt auf gen Himmel und dankete darüber. Luc. 9, 16.

Klügling, wer war erleuchteter. Jeſus, der die Menſchheit aller Jahrtauſende aufklärte, und vor dem die edelſten Weiſen andachtsvoll ſchweigen, oder du, der ſeine Weisheit aus einigen witzigen Unterhaltungsbüchern ſchöpfte? Vornehmer, wer war vornehmer? Jeſus, vor dem die Könige der Welt ihre Kniee anbetend im Staube beugen, oder du, der etwas mehr Anſehen hat, als dein Nachbar?

Freilich ein andachtsloſes Gebet iſt Entheiligung eines der ehrwürdigſten Menſchengeſchäfte. Kannſt du nicht mit Andacht, Liebe und Vertrauen beten, es wäre beſſer, du ſchwiegeſt. Denn deine todten Worte gehen nicht zum Himmel; ſie verletzen die Ehrfurcht gegen den Allmächtigen. Und es iſt wahr, daß alltägliche Gewohnheit endlich auch das herrlichſte Gebet zu einem ſeelenloſen Geplapper macht. — Beſſer, du ſchwiegeſt, als daß du alſo beteſt.

Wie aber iſt zu verhüten, daß das alltägliche Hausgebet in todtes Gewohnheits- und Lippenwerk entarte?

Auf zweierlei Weiſe wäre es möglich. Entweder daß ſtatt der auswendiggelernten Gebetsformeln, aus irgend einem Andachtsbuche täglich oder wöchentlich abwechſelnd, nie aber die gleichen Tiſch- und Morgen- und Abendgebete vorgeleſen würden; oder daß ein auswendiggelernter Denkſpruch feierlich ausgeſprochen würde, der zur Andacht, zur Dankbarkeit, zum innern Gebet ermahnte, ohne ſelbſt ein Gebet zu ſeyn.

Das Vorleſen aus einem Gebetbuche iſt allerdings von großer Wohlthat für das Gemüth. Nicht immer iſt der Menſch fähig, aus ſich ſelbſt den würdigſten Gedanken für den Augenblick zu denken. Das vorgeleſene Gebet erweckt uns durch einen neuen Gedanken und entzündet da eine Andacht, wo ſie unter Zerſtreuungen erloſchen war. Es bereitet uns zum ſtillen, innern Gebet. — Aber eben deswegen ſollte das Vorgeleſene immer neu und gedankenreich, zu gleicher Zeit aber kurz ſeyn. Nicht die Menge

der Worte, ſondern die Inbrunſt, mit welcher ſie empfunden werden, iſt Gebet.

In Ermangelung eines ſolchen Andachtsbuches, wenn nun einmal das Auswendiggelernte hergeſprochen werden muß, iſt es beſſer eine kurze Mahnung zur Andacht und zum ſtillen Gebet, als das Gebet ſelbſt auszuſprechen. Dieſes überlaſſe man dann Jeglichem für ſich in des Herzens Stille. Ein Seufzer zu Gott, ein ehrfurchtsvoller Gedanke an ihn, iſt Gebet. Es beten gleich den Heiden, ſpricht Jeſus, welche viel daher plappern, und meinen, ſie werden erhört, wenn ſie viel Worte machen. Matth. 6, 7.

Ein bloßer Mahnſpruch zur Andacht, und würde er auch nicht von Jedem mit Andacht geſprochen oder gehört, iſt keine Entweihung des Gebets, keine Verletzung unſerer dem höchſten Weſen ſchuldigen Ehrfurcht. Und wenn ihn in der Zerſtreuung oder Ermüdung von Tagesgeſchäften mancher unſerer Hausgenoſſen überhört — vielleicht erweckt er doch ein Gemüth unter ihnen. Der Zweck iſt erfüllt,

und die heiligſte Handlung des Menſchen nicht entheiliget.

Ein ſolcher frommer Mahnſpruch wäre zum Beiſpiel in einer chriſtlichen Familie am Morgen: „Unſer erſte Gedanke ſey Gott, der Vater voller Erbarmen, welcher uns das Licht des Tages wieder ſehen läßt! Unſere erſte Zuflucht ſey der Herr, der die Schickſale kennt und leitet, welche uns dieſen Tag treffen ſollen! Er wird auch heute uns nicht verlaſſen noch verſäumen, denn er iſt unſer Gott. Empfehlet ihm euer Heil und wandelt vor ſeinem Angeſicht mit Liebe und Tugend in Jeſu Geiſt: ſo iſt der Allmächtige mit euch auf eurer Lebensbahn!“

Oder ſtatt des Tiſchgebetes die Erinnerung: „Gedenket Gottes, denn er iſt gnädig! Gedenket Gottes, er gibt Leben, Geſundheit und Nahrung! — Seine Güte hat kein Aufhören. Darum danket ihm in eurem Gemüthe. Seyd barmherzig und hülfreich wie er iſt! — Aber der arme Menſch hat nicht, womit er Gott vergelten könnte; und was wir ihm opfern mögten, haben wir von ſeiner Gnade erſt

empfangen. Doch ein frommes, dankbares Herz iſt ihm angenehm. So beglückt die andern mit Wohl und Liebe, wie er euch beglücket, und lobet im Gemüthe den Geber alles Guten!“

Oder ſtatt des Abendgebetes der Denkſpruch: „Wer weiß ob du zum Schlafen oder Sterben geheſt? Wer kann ſagen, daß du den Morgen wiederſieheſt? Gott aber weiß es; und was er beſchloſſen hat, das geſchiehet. Vertrauet auf ſeine Barmherzigkeit und werfet im ſtillen Gebet eure Sorge auf den Herrn! Nur er kann die Sünden vergeben, dem der ſein Leben beſſern will; nur er kann bewahren vor Unglück, dem, welchen es drohet; nur er kann die Thränen trocknen vom Auge des Troſtloſen! Rufet ihn an im ſtillen Gebet, zum Vater im Himmel rufet, er iſt euch nahe und höret nur verborgene Gedanken!“

Solche und ähnliche Erinnerungsſprüche werden ſelten ihre Wirkung verfehlen; auch ſelbſt bei rohen Gemüthern nicht; auch nicht bei denen, die voller Zerſtreuung ſind. Es gibt Augenblicke, es gibt

Schickſale, da ſolch ein Wort unerwartet die Seele ergreift, zur ernſten Betrachtung unwiderſtehlich hinzieht, und die Seele zum Gebet reif macht.

Dann betet. Nicht das todte Erlernte betet, ſondern was das Herz eingibt. Dann, wunde Seele, blute deinen Schmerz vor ihm aus; dann du Gebeugter, erhebe das Auge deines Geiſtes vertrauensvoll zum Himmliſchen empor. Bitte, ſo wird dir gegeben; rufe ihn nur an in der Noth: ſo wird er dich retten.

Bete mit Vertrauen, mit kindlicher Hingebung, mit Ueberzeugung: Gott wolle dein Glück! — Dann wirſt du die Wundermacht des Gebetes in deiner Bruſt empfinden. Und wenn Felſenlaſten auf deinem Herzen lagen: ſie werden verſchwinden gleich einem Nebel oder Traum. Schrecken dich Gefahren, deine Furcht wird in feſten Muth verwandelt werden, mit dem du ihnen unverzagt entgegen geheſt. Denn eine innere Stimme wird dir ſagen, wer mit dir ſey, daß du dich nicht fürchteſt.

Bete mit Weisheit! — Bitte zum Allweiſen nicht mit dem Eigenwillen und Ei-

genſinn eines Kindes, welches ſich einbildet, beſſer zu wiſſen, was ſein wahres Wohl ſey: ſondern mit Ergebung, mit Anerkennung der himmliſchen Weisheit, welche, wie die Schickſale der Welten und Völker, auch das Schickſal des Wurmes gütevoll leitet. Auch, wo dein Wunſch am heißeſten ruft, auch wo dir am allerbängſten iſt, füge hinzu: „Doch, Vater, nicht mein Wille, ſondern der Deinige geſchehe!“

Bete mit Weisheit! Bitte nicht um Dinge, die du ſelber, wenn du Gebieter wäreſt, andern abſchlagen würdeſt, wenn ſie dich darum anrufen wollten. Bitte nicht zu Gott, daß er deiner Weichlichkeit und Schwachheit, deiner Eitelkeit und Geldgier, deinem Ehrgeitze oder Neide hülfreiche Hand biete. Würdeſt du dich nicht weigern, wenn man dich auffördern mögte, ein Werkzeug fremden Stolzes oder fremder Rache zu ſeyn? Wie kannſt du dich Gott dem Allerheiligſten mit Wünſchen für das Unheilige und Sündhafte nahen, nach welchem du heimlich begehrſt? — Ach, vielleicht glaubſt du in deinem Herzen, du

habeſt nie um das Unerlaubte zu Gott gerufen. Und doch geſchieht es oft, wenn unſere Wünſche unter manchen Umſtänden allzu lebendig werden, daß wir dasjenige für unſchuldig halten, was nur Wirkung unſerer Eitelkeit, unſerer ſinnlichen Begierde iſt, und andern Menſchen zum Verderben gereichen müßte, wenn Gott uns erhören würde.

Bete mit Weisheit! — Nur zu oft geſchieht es, daß du Gott um das bitteſt, was du andern ſelbſt verweigerteſt! Wie kannſt du ihn anrufen, daß er dir gewähre, was du deinem Nebenmenſchen verſagteſt? Du fleheſt, daß Gott dich nicht in zu harte Prüfungen führen wolle: und doch führeſt du andere bald durch deinen Zorn, bald durch deinen Stolz, bald durch deine Ueppigkeit in ſchwere Verſuchungen ihrer Tugend! — Du bitteſt um dein tägliches Brod, und doch verſagſt du ſelbſt Leidenden Hülfe, und verkümmerſt andern auf allerlei Weiſe die Nahrung. — Du bitteſt um Vergebung deiner Schuld, und doch kannſt du ſelbſt dem, der dich beleidigte, nicht verzeihen, und haſt wider ihn in Wort und Werk? —

Wehe mir, o mein Gott! ſo habe auch ich oft vor dir gebetet! Wie kann auch ein Menſch ſo ſchreienden Widerſpruch vereinigen? Im gleichen Herzen die tiefſte Ehrfurcht vor Gott und die leichtſinnigſte Vergeſſenheit ſeiner durch Jeſum geoffenbarten Gebote! In gleicher Bruſt die Inbrunſt heiliger Andacht und die Flamme des niedrigſten Haſſes. Auf gleicher Lippe das Lob Gottes, und wieder die Verwünſchung eines Feindes! — Die gleiche Hand zum Himmel emporgefaltet, und doch zu irgend einer Sünde bereit! — O wie oft bat ich, mein Vater von Dir, was ich andern verſagte! — War ich Deiner Huld noch ferner würdig?

O was bin ich denn, und wodurch bin ich es, du Unendlichbarmherziger, daß deine Liebe zu mir nicht aufhört, wie kann ichs verdienen, daß Du meiner nicht vergißeſt, ſo oft ich Dich doch ſchon vergeſſen habe? — Könnteſt Du mein vergeſſen — Dein Antlitz von mir abwenden — dann, o Gott, es ſchaudert tief das Innerſte meines Lebens! — dann ſänk ich in die uralte Nacht zurück, aus der mich Deine Gnade rief; in das Nichts, das war,

ehe ich wurde. Für mich wäre kein Leben, keine Luſt, kein Himmel, keine Erde je geweſen; kein Jeſus hätte für mich gebetet, keine Ewigkeit ihre Pforten geöffnet!

Ich will Dein gedenken, mein Gott! Die Stunden meiner häuslichen Andacht ſollen immer die feierlichſten meines Tages ſeyn. Ich will Dir meine Gebete darbringen, und Dir die Seelen meiner Lieben, meiner Hausgenoſſen im Gebete zuführen. — O Erbarmer! allen denen, die mich jemals kränkten, ſey vergeben! — Vergib mir meine Schuld. — Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Sechster Sonntag, am 7. Februar 1813.

Wo iſt, o Gott, ein Elend auf der Erde,
Das von der Sünde nicht erzeuget werde?
Stets enden ſich der Uebertödtung Freuden
In bittres Leiden.

Ach wären wir vom Kinde bis zum Greiſe
Gehorſam Deinem Willen, gut und weiſe
Was könnten wir bei ruhigem Gewiſſen
Für Glück genießen!

Unzählbar ſind, o Vater, Deine Gaben
Die wir zu Quellen wahrer Freude haben;
Und Frevel iſts, wenn wir noch Thaten üben,
Die Dich betrüben.

Die Welt dein Spiegel.

Pſalm 104, 24.

Wohin ich komme, mir begegnen Klagen. Jeder hat etwas, worüber er ſeufzt. Keiner kann mit

ſeiner Lage, keiner mit den Zeitumſtänden recht zu=frieden ſeyn. — Ich trete in Geſellſchaften; ich ſehe zum Schein wohl heitre Mienen überall; aber man ſpricht von andern, und ich höre wie unglück=lich der und dieſer iſt, welcher ſich abweſend befin=det. Der eine hat eine mißvergnügte Ehe, der andre ſeufzt unter der Laſt von Geldſchulden, der dritte iſt in Prozeſſen verwickelt, welche ihm viel Sorgen machen, der vierte hat ungerathene Kinder. So ſpricht man von ihnen, die abweſend ſind und bedauert ſie. Ich komme zu andern. Ich höre wieder von denen ſprechen, deren Fröhlichkeit ich in der Geſellſchaft bewundert hatte, und erfahre, es gehe ihnen die Freude nicht aus dem Herzen. Der eine ſey durch die Zeitläufte in ſeinen Glücks=umſtänden ſehr zurückgekommen; der andre habe das Amt nicht bekommen, auf welches er gehofft, und habe darum viel Aerger; der dritte ſey in üblem Ruf wegen unerlaubten Umgangs, und be=reite ſich große Schmach; der vierte leide viel durch die Ungerechtigkeit und Härte ſeiner nächſten Ver=wandten.

Könnten wir von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt gehen, wo würden

wir wohl eine Familie finden, in welcher reines Glück, ungetrübte Heiterkeit wohnte? Wir kämen vielleicht zu tauſenden und von dieſen noch einmal zu tauſenden, ehe wir eine fänden, die von Herzensgrund ſpräche: „Wir ſind vollkommen zufrieden. Freilich gibt es hin und wieder kleine Unannehmlichkeiten, aber die müſſen doch auch ſeyn, damit der Reiz des Angenehmen deſto größer werde. Wir bitten vom Himmel nur, daß er uns unſer gegenwärtiges Glück bewahre. Doch wir ſehen ein, dies könne nicht ſeyn. Mancherlei böſe Ereigniſſe, oft eigner Irthum, endlich Krankheit und Tod werden unſern frohen häuslichen Kreis zerſtören. Aber auch dann — wenn unſere Augen im Schmerz Blut weinen mögten — auch dann wird zufriedener Sinn und ſtille Heiterkeit nicht von uns entfliehn. Wir wiſſen ja — es iſt nichts auf Erden ewig; nur Gott und ſeine Liebe und ſein Himmel bleiben uns ewig!“ Wo iſt die Familie, welche ſo ſprechen kann; oder die ſo ſpricht? Wohl wird mancher zweifeln, der durch ſein ganzes Leben ein blutendes, zerriſſenes, unruhiges Herz trägt, daß in der Welt eine ſolche Haushaltung wohne. Aber doch, ich zweifle nicht daran, daß ſie vorhanden

ſey. Es iſt mehr, als eine vorhanden. Allein die, welche am glücklichſten ſind, treiben das wenigſte Geräuſch; leben ſtill, zurückgezogen. Man bemerkt ſie kaum. Man würde bei ihnen das höchſte Glück auf Erden am wenigſten geſucht haben. Doch ihre Zahl iſt klein. Unter tauſenden und tauſenden begegnen wir kaum einer ſolchen.

Wenn denn ſo wenig Freude auf Erden wohnt, und des öffentlichen und geheimen Leidens ſo viel, ſo mancherlei: Warum preiſen wir denn Gottes Güte, Gottes Weisheit? Iſt es Güte, daß wir ein qualreiches Daſeyn haben, in welcher kaum ein Tag mit ganzer Harmloſigkeit genoſſen werden kann? Iſt es Weisheit, daß wir ſchwache Menſchen mit mehr Uebeln umringt ſeyn müſſen, als Glückſeligkeit? Warum ruft David: „Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und viel! Du haſt ſie alle weislich geordnet, und die Erde iſt voll deiner Güter!“ Pſalm 104, 24.

Wenn ich die Klagen der Menſchen unterſuche, ſcheint es mir beſonders merkwürdig, daß keiner über die gleichen Uebel ſich beſchwert, ſondern jeder

andre Urſach zum Mißvergnügen hat. Hier beſchwert ſich bitter ein reicher Mann über die ſchlechten Zeiten, dort ein angeſehener Mann über Neid und Verläumdung. Hingegen ein armer Taglöhner bringt freudig ſeinen Lohn zu Weib und Kind, und dankt Gott für den reichen Segen; lächelt auch dazu, daß ein ſchlechter Menſch ihn bei ſeinen Vorgeſetzten anſchwärzen wollte, denn er iſt ſich ſeiner Unſchuld bewußt. — Hier ſind die gleichen Uebel, aber doch werden ſie von dem einen nicht ſo hart empfunden, als vom andern. Woher? man antwortet: der Reiche und Angeſehene war eines beſſern Schickſals gewohnt; der Arme hingegen nicht. — Wenn dem alſo iſt, ſo liegt der Quell des Mißvergnügens nicht in den geringern Einkünften ſelbſt, nicht in dem Urtheil der Menſchen: ſondern in der Verletzung unſerer Gewohnheit. — Was iſt Gewohnheit? Es iſt Abhängigkeit unſers Lebens von gewiſſen äußern Umſtänden. Wer aber iſt Schuld, daß wir Sklaven äußerer Umſtände werden? Gott? — Wahrlich nicht. Die Umſtände kommen durch ihn; aber die Gewohnheiten von uns, denn ſie liegen in uns.

Zwei Menſchen bewerben ſich um gleiches Amt

und gleiche Würde; beider Wünſche bleiben unerfüllt. Ein dritter empfängt ohne Verdienſt, wonach ſie ſtrebten. Der Schmerz darüber wirft den einen auf das Krankenbett. Der andre lächelt über die Spiele des Glücks, und vergißt bald, wonach er getrachtet. Haben nicht beide gleiches Schickſal erfahren? — Warum machte es denn einen unglücklich? Er war ehrgeiziger als der andre. Wenn dem ſo iſt: ſo machte ihn nicht ſein Schickſal, ſondern ſein Ehrgeiz elend. Das Schickſal kam von Gott; der Ehrgeiz aus dem Gemüth des Menſchen.

Eltern weinen über dem Sarge eines heisgeliebten Kindes. Aber einer von ihnen beruhigt ſich; er weiß, es iſt nur eine kurze Trennung; unſere Heimath iſt nicht hienieden; es iſt alles wohl aufgehoben in Gottes Liebe; wir ſehen uns wieder. Der andre weiß dies alles auch; aber ſein Gram iſt darum nicht minder troſtlos und vernichtet ihm alle Lebensluſt, und zerſtört ihm ſogar die eigne Geſundheit. Beide erfuhren gleiches Schickſal, beide hatten die gleiche Empfindſamkeit, die gleiche Religion. Aber warum ward der eine von ihnen auf immer unglücklich? Weil er mit Leidenſchaft liebte,

das heißt, mit einer Heftigkeit, wodurch ſeine Vernunft unterdrückt ward, ſeine Vernunft, die ihm immer ſagte: es iſt im Irdiſchen nichts bleibend, mache dich zu jeder Stunde auf jeden Verluſt bereit. Das Schickſal kam von Gott; die Leidenſchaft aus dem Herzen des Menſchen.

Da nun jederman die Uebel des Lebens anders betrachtet; da dem einen ſehr gleichgültig ſeyn kann, was dem andern unerträglich fällt; da was dem einen ein großes Unglück iſt, dem andern recht gut und nützlich ſcheint: ſo iſt eigentlich kein Uebel in der Welt, als dasjenige Schickſal, was wir ſelbſt zu einem Uebel machen. Oder nenne mir ein Schickſal, von welchem alle Menſchen, jung und alt, reich und arm, unwiſſend und weiſe, einmüthig behaupteten, es ſey das größte Uebel! — Selbſt der Tod iſt nicht das größte, denn wie viele wählen ihn freiwillig, um einer Schande zu entfliehn! — Selbſt die Schande iſt nicht das größte Uebel, denn wie viele laſſen ſich dieſelbe gefallen, wenn ſie nur nicht arm ſeyn müſſen? Selbſt die Armuth iſt nicht das größte Uebel, weil Tauſende ſie vorziehn, ſtatt mit Gefahr ihrer Geſundheit größeres Vermö-

gen zu erwerben. Selbſt Verluſt der Geſundheit iſt nicht das gröſte Uebel, weil Millionen Menſchen dieſelbe oft für das Nichtswürdigſte aufs Spiel ſetzen.

Fragſt du in der Welt umher, welches denn das gröſte aller Uebel ſey, oder das, was jedermann für Unglück hält? wirſt du eben ſo verſchiedene Antworten empfahn, als wenn du frageſt: was jeder für ſein gröſtes Glück halten werde?

Daraus dürfen wir mit Gewißheit ſchließen, daß die Schickſale, welche Gott ſendet, an ſich alle gleich ſind: aber die Menſchen ſind ſich einander nicht gleich, welche das Schickſal empfangen. Was Gott thut, das iſt wohlgethan; aber der Menſch fügt das Uebel erſt hinzu. Nicht von außen kömmt das Glück über uns; ſondern aus unſerm Innern geht das Elend des Lebens hervor über die Außenwelt. — Die Welt bleibt mit ihren irrigen Geſetzen und Ordnungen immerdar dieſelbe, aber der Sterbliche beurtheilt ſie verſchieden, und trägt erſt ſeine Noth und Qual in dieſelbe hinein.

Ich erkenne, o Sterblicher, aus deinen Klagen über das Leben, nicht was das Leben in dieſer Welt

ſey? ſondern wer du biſt. Die Welt iſt dein Spiegel. Wie du ſie anſiehſt, ſo biſt du! In allen Seufzern über das Uebel, ſprichſt du deine eigne Anklage aus.

Die Welt iſt dein Spiegel! Das Kind tändelt kummerlos. Des Winters Froſt und Schnee bringt ihm ſo viel Vergnügen, als des Frühlings Blumenpracht. Mit leichtem Sinn geht es vergeßlich über das Angenehme wie über das Unangenehme hin. Es betrachtet und behandelt das Leben in ſeiner Unſchuld und Unwiſſenheit, wie der Weiſe und Chriſt aus Grundſätzen thut. Beide, der Weiſe und das Kind hängen ihr Herz an nichts Vergängliches; das Kind, weil es noch keine Gewohnheiten hat; jener, weil er keine unauflösliche Gewohnheiten will. Darum ſprach Chriſtus voll tiefen Sinnes: wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, ſo werdet ihr nicht zum Himmelreich gelangen.

Das Leben iſt dein Spiegel! — Es weint das Kind von Dornen verwundet; die Thränen klagen nicht den Dorn, ſondern den Leichtſinn an. Es weint, weil es ſich von einem Fall weh

that; es klagt nicht die Härke des Steins, ſondern die eigne Unvorſichtigkeit an. Der Erwachſene trauert über Treuloſigkeit der Freunde; er trauert über ſeine Unerfahrenheit. Er jammert über die Verminderung ſeines Vermögens; nein, über ſeine Eitelkeit, über ſeinen Hang zu mancherlei Bequemlichkeiten, die nun eingeſchränkt werden müſſen. Es iſt nie die Unvollkommenheit der Welt, ſondern unſere eigene Unvollkommenheit, die wir durch Klagen an den Tag legen. Sey du nur beſſer, und es wird beſſer ſeyn.

Man ſpricht wohl von unverſchuldetem Unglück, das der Sterbliche erfährt. Und in der That iſt Mancherlei, welches uns weh thut, ohne daß wir uns vorzuwerfen haben, es durch eigne Thorheit verurſacht zu haben. Was kann das unſchuldige Kind dafür, wenn es von anſteckenden Krankheiten überfallen, auf dem Schmerzenlager winzelt? Was kann der dafür, dem ungeſunde Eltern einen gebrechlichen Körper, oder vergiftete Säfte vererbten? Was kann der Wanderer dafür, der ſich, unkundig des Weges, verirrt in Wüſten oder auf Meeren und Hungers ſtirbt? Was kann

der Unſchuldige dafür, der Schmach und Haß erfährt und ſelbſt bürgerliche Strafen, weil er von Böſewichtern verklagt, von ungerechten Richtern verurtheilt wird, oder weil ſich alle Umſtände verſchworen zu haben ſcheinen, wider ihn böſes Zeugniß abzulegen? — So gibt es viele Schickſale, die dem Leidenden Blut und Thränen abpreſſen, ohne ſein Verſchulden. Geht hier das Elend aus ihm hervor, oder iſt es nicht die Hand eines höhern Weſens, welche es über ihn bringt?

Allerdings trifft uns zuweilen — doch ſelten iſt's — durch Fügungen Gottes eine Noth, an der wir unſchuldig ſind. — Doch in Allem liegt, neben dem Schmerz auch der Troſt. So ordnete es die ewige Weisheit. Warum ſie aber ſo, nicht anders handelte, erkennen wir nicht. Wer überſieht die Verbindungen, Geſetze und Zwecke des geſammten Weltalls? Wer darf ſich vermeſſen, Gottes Rathſchlüſſe und Abſichten zu durchſchauen? Zwecklos geſchah nichts, ſeit Anbeginn alles Lebens; und Gottes Zwecke ſind ſeiner unendlichen Güte gemäs, die aus allem, was er ſchuf, ſonnenhell leuchtet. — Der Schmerz der Krankheit, die nicht Folgen unſerer Vergehungen,

ſondern oft nur menſchlicher Kurzſichtigkeit, oder früherer Urſache ſind, iſt immerdar Schmerz. Doch jeder fliegt vorüber; und in ſeiner größten Stärke iſt er mit wohlthätiger Betäubung des Kranken verknüpft. Oft iſt er für den Zuſchauer ſchauderhafter und betrübender, als für den, welcher ihn leidet. Dieſer ſchlummert unter Verzuckungen, wo jener als Zeuge, vor eingebildeten Qualen bebt. — Der Tod aber iſt kein Uebel, ſondern das Ende des Schmerzes. — Unverſchuldetes Leiden iſt die Schule der Weisheit und Seelengröße für den, welchen es trifft, wie für den, welcher Zuſchauer iſt. Wer ungebeſſert duldet oder zuſchaut, für den ging ein großes, ernſtes Schickſal umſonſt warnend vorüber — ihm wird ein ſchwereres begegnen. — Biſt du weiſe genug, ſo wird auch unverſchuldetes Unglück für dich kein Unglück, ſondern Quell eines Glücks ſeyn, das heißt, einer neuen Vollkommenheit deiner Seele, und einer engern Annäherung zur Gottheit.

Doch die meiſten Uebel des Lebens, über die wir zu klagen pflegen, ſind Wirkungen unſrer eignen Schuld — Aus eben dieſem Grunde pflegen wir uns auch über dergleichen weit lebhafter zu beklagen.

Es liegt in der menſchlichen Natur, daß wir unverſchuldetes Unglück mit mehr Seelengröße ertragen, ja oft mit freudigem und edlem Stolz. — Krankheiten brachten noch niemanden zur Verzweiflung; aber wohl gekränkter Ehrgeiz, leidenſchaftliche Liebe die in Schwärmerei entartete, Geiz, Hochmuth, Wolluſt und andre Laſter. Denn Laſter ſind Krankheiten der Seele; und was die Seele leidet iſt empfindlicher, als alles, was den Körper treffen mag.

Die Welt iſt dein Spiegel. Sage mir, wie du die Welt, die Menſchen, deine eigne Lage beurtheilſt, und ich will dir ſagen, von welchen Krankheiten deine Seele behaftet iſt; welche Leidenſchaften in deinem Innern verborgen toben?

Du biſt unglücklich, denn du klagſt. Werde glücklich, denn es ſteht bei dir. Heile deine Seele von den Unvollkommenheiten, und es wird in der Welt dich nicht leicht etwas troſtlos machen können. Steh unabhängig von äußerm Glück, und du wirſt in dir der ſeligſte ſeyn, erhaben über alle

ſogenannte Uebel des Lebens. Prüfe dich, frage dich: warum biſt du nicht in dir ganz zufrieden? warum in deinen Verhältniſſen nicht ganz glücklich? und du wirſt deine Seelenkrankheit erkennen, an der du eigentlich leideſt. Du wirſt wahrnehmen, daß der Keim deiner Schmerzen nicht in deinen Umgebungen liegt, ſondern tief in deinem Herzen. Da iſt die Wunde! heile ſie. Die Religion bietet dir die Arzneien der Seele. Gott will dein Glück; nur du haſt es bisher nie ernſthaft gewollt, ſondern eigenſinnig es nur da geſucht, wo es noch nie gefunden ward.

Ich will dir ein einziges Wort ſagen, o meine Seele, ein Einziges! aber es iſt das rettende. Nimm es auf. Faſſe ſeinen Sinn. Deine Wunden werden damit geheilt, deine Verhältniſſe verbeſſert werden. Dies iſt die Arznei, deren du bedarfſt: Mäßigung! — — —

Werde mäßiger in allen deinen Wünſchen; mäßiger in deinem Lieben und in deinem Haſſen; mäßiger im Genuß deſſen, was dich freut; mäßiger in

deiner Verehrung wie in deinem Tadel deſſen, was vergänglich iſt. Halte Maas in allen deinen Dingen und das Unglück wird Maas halten gegen dich! —

Je weniger wir von der Welt fordern und erwarten, je reicher müſſen wir nothwendig in uns ſeyn. Was in uns iſt, das kann ſie uns nie entziehn. Wozu groſses Vermögen und Eigenthum? Zufriedenheit mit unſerm Loos iſt der gröſste Reichthum. Wozu Ehrenbezeugungen von ſchwachen Menſchen? Tugend iſt die ewige Ehre, die niemand zerſtört. Wozu Bequemlichkeit und Ueppigkeit? Willſt du der Sklav deines Leibes ſeyn, der vielleicht im Grabe, eh das Jahr vergeht, ſchon vergangen iſt? — Dein Vater, deine Mutter, dein Bruder, deine Schweſter, deine Kinder, deine Geliebten ſind ſterblich. Mache dich auf die Scheideſtunde gefaſst. Du wirſt ihren Tod erleben oder ſie erleben den deinigen endlich. Eins wird ſeyn! Ihre Seelen bleiben dir; nicht ihre Leiber. Gewöhne dich früh an die Vorſtellung, du werdeſt einſt auch das Liebſte verloren haben. So wird dich ſelbſt dieſer Verluſt nicht, wenn er geſchieht, um deine Faſſung bringen. Du

wirſt heiter empor lächeln zum Himmel und ſagen: Iſt Gott nicht der Vater der unſterblichen Geiſter und das Weltall nicht unſer Vaterhaus? So wirſt du Davids heiliges Wort verſtehen, und unter allen Unannehmlichkeiten des Lebens mit Zufriedenheit, Ergebung und Vertrauen, oft ſelbſt mit Entzücken ſprechen: „Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und viel! Du haſt ſie alle weislich geordnet und die Erde iſt voll Deiner Güte! Du haſt die Welt gemacht, und die Schickſale geſtellt; daß ſie uns erfreuen oder belehren. Aber die guten wie die böſen Tage ſind deine Engel, welche erſcheinen, uns zu Dir zu führen, auf daß dein Werk erfüllt und unſre Seligkeit ohne Ende werde.“

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Siebenter Sonntag, am 14 Februar 1813.

Du willſt, o Gott, Du Stifter auch der Ehen,
Durch ihre Freuden Menſchenwohl erhöhen,
Daß Mann und Weib vereinigt Deinen Willen
Getreu erfüllen;

Daß aller Kräfte, Herr zu einem Ziele
Hinſtreben müſſen, einig im Gefühle
Der ſchönen ſegensvollen Triebe
Der Menſchenliebe.

Nur darum ſollten hier aus einem Blute
Wir all' entſpringen; all' aus einem Blute
Zu Eines Gottes Kindern ſchon auf Erden
Vereint zu werden.

Die Neuvermählten.

1 Moſ. 2, 18.

Oft habe ich, und nie ohne bewunderndes Vergnügen, die erſten Blätter der heiligen Schriften

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

geleſen, in welchen Moſes die älteſten Urkunden des menſchlichen Geſchlechts gegeben. — Die Schöpfung der Welt, wie genau ſtimmt in der Stufenreihe der Schöpfungszeiten alles mit den ewigen Ordnungen der Natur überein! — Die Schöpfung der erſten Menſchen, den Stammvater der Sterblichen aus Erdenſtaub, weil ſein Leichnam wieder Erde werden muß, und ſein unſterblicher Geiſt ein göttlicher Odem, ein Theil der Gottheit ſelbſt! Und dann die Mutter der Menſchen Fleiſch von ſeinem Fleiſch, Bein von ſeinem Bein zur Erinnerung, daß Mann und Weib in urſprünglicher Verwandſchaft eines und daſſelbe ſeyn, und in jener Liebe daſtehen ſollen, mit welcher allezeit in der Natur das Gleiche vom Gleichen angezogen wird.

Und Gott der Herr ſprach: Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey. 1 Moſ. 2, 18. Einſamkeit iſt der Tod jedes Genuſſes. Eine Freude die wir nicht mit andern theilen können, iſt keine Freude mehr. Der Schmerz, den ein liebendes Weſen mit uns theilt, iſt leichter. Der einſame Menſch hat keine Ermunterung vollkommener und edler zu werden.

Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey. — Die Verbindung der Sterblichen zur gegenſeitigen Hülfe in der Ehe und zur Fortpflanzung ihres Geſchlechts iſt Werk des allweiſen Schöpfers. Darum wird mit Recht geſagt: Die Ehe ſey eine göttliche Stiftung. Sie iſt's; daher auch Naturnothwendigkeit; daher auch heilig bei allen Völkern der Erde, ſelbſt bei den wildeſten, deren Geiſt noch von keiner Offenbarung angeleuchtet ward.

Zwar nicht alle Menſchen werden dieſes Genuſſes und Glückes theilhaftig. Zwar es können Zeiten, es können Verhältniſſe gebieteriſch eintreten, welche es vortheilhafter machen, ehelos zu bleiben. So geſchah zu den Zeiten der Apoſtel. Die erſten Jünger Jeſu blieben unvermählt. Nicht weil ſie die Ehe nachtheilig hielten für ein heiliges Leben, ſondern weil ſie in ihren Tagen nur Verfolgung und Schmach vorausſahen, keine bleibende Stätte, kein Vaterland hatten, ſondern, entſchloſſen, ſich für die Wahrheit und Verbreitung des Evangeliums aufzuopfern, keine Rückſichten auf Weib und Kinder nehmen, ſich nicht durch Pflichten gegen dieſelben

in ihrem erhabenen Beruf ſtören laſſen konnten und durften, darum blieben ſie unvermählt. Darum empfahlen ſie auch andern, die mit ihnen gleiches Schickſal, gleichen Beruf wählen wollten, das eheloſe Leben. Aber, ſprachen ſie, es iſt noch beſſer in dieſen Stand treten, als durch unordentliche Begierde leiden. 1 Kor. 7, 9.

Die Ehe iſt das heiligſte und engſte Bündniß, welches Menſchen mit Menſchen auf Erden ſchließen können — aber in ihr liegt auch die edelſte Verſüßung des Lebens. Hier würken Liebe und gegenſeitige Zuneigung, oder auch aus Gewohnheit, das innigſte Vertrauen, die bleibendſte Anhänglichkeit. Leicht ſind andre Bündniſſe gebrochen, ſelbſt die zärtlichſten der Freundſchaft, wenn Freunde durch Zeit und Raum, oder durch Ungleichheit des Standes und Vermögens, oder durch bloße Verſchiedenheit der Meinungen getrennt werden. Aber die Ehe iſt ein gewaltiges Band, durch die Natur, durch die Anweſenheit gemeinſchaftlicher Kinder, durch die bürgerlichen Geſetze geſtärkt. — Schon das Sprüchwort ſagt: Freunde in der Noth ſind ſelten. Aber Ehegatten gehören einander in der Noth, wie

am Tage des Glücks; jedes Gewitter des Lebens, jeder Sonnenſtrahl der Freude trifft beide. Wenn aller andern Menſchen Hilfe und Mitleiden flieht — in der Ehe allein iſt gegenſeitiger bleibender Beiſtand. Die Noth des einen wird zur Noth des andern. Eben dies verkettet zwei gute Herzen enger. Darum, ſo redet die älteſte Urkunde der Menſchheit, ſprach Gott der Herr: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey, ich will ihm eine Gehülfin geben, die um ihn ſey.“

Hülfe und Beiſtand in jeder Lage des Lebens iſt alſo der erſte Gewinn des ehelichen Lebens; Troſt in Trübſal, Rath in Verzweiflung, Pflege in Krankheiten, Theilnahme am Sterbebette. — Ach der einſame Menſch, ſich ſelbſt überlaſſen, ohne ein liebevolles Weſen, das ſich an ihn ſchließt, wie beklagenswürdig ſteht er in ſeiner Verlaſſenheit da? Wer erbarmt ſich ſeiner mit der heißen Gattenliebe? Wer ſchätzt ihn noch, wenn er von allen andern verkannt wird? Wer ſucht ihm noch Aufheiterung zu geben, wenn ſich die Welt gegen ihn verſchwört? Wer wacht ſorgſam an ſeinem Krankenbette aus Liebe, wenn ihn niemand liebt, und nur um ſeines

Geldes willen, oder aus allgemeinem Mitleiden Abwärter ihn verpflegen? Wer weint an ſeinem Sterbelager, an ſeinem Grabe? Ach, niemand gehört ihm, und er gehört keinem an. Er iſt unter Blutsverwandten wie ein halber Fremdling; — unter Menſchen wie ein Einſiedler.

Groß ſind die Mühſeligkeiten des Lebens. Aber die Arbeit und Beſchwerde wird durch eheliche Liebe leichter. Da weiß man ja, für wen man arbeitet und ſorget. Da achtet man den Schweistropfen weniger, der von des Tages Laſt und Hitze erpreßt, von der Schläfe rinnt. Er fließt zur Freude, zur Erhaltung eines geliebten Herzens. Man lebt in ſich, und lebt in dem andern zugleich. Es iſt gleichſam nur ein doppeltes, mannigfaltigeres Leben. Der Kummer vertheilt ſich, das Vergnügen wird zahlreicher.

Die Ehe eröffnet neuen Lebensgenuß. Sie feſſelt uns inniger an die Menſchheit und ihr Glück, unauflöslicher an das Vaterland und deſſen Wohlſeyn. Alles wird bedeutungsvoller, eingreifender und befreundeter. Das ganze Leben gewinnt neue

Beziehungen. Den Eheloſen hält nichts ans Leben, als natürliche Todesfurcht; aber doch wird er früher lebensſatt. Er hat von allem nur halben Genuß. Ihn zieht nicht der geheime Zauber der Natur an Menſchen, an ein Vaterland. Er iſt überall daheim, weil er überall ungeliebt, einſam wandelt.

Die Seligkeit erhöhet ſich, das Leben vervielfältiget ſich noch mehr, wenn die Ehegatten in ihren Erzeugten gleichſam ein neues Leben anfangen. Nun wird es wie eine neue Welt. Nun ziehen ſich Erde und Himmel, und was die Menſchheit Heiliges, Schönes, Rührendes hat, enger um das verbundene Elternpaar zuſammen. Nun werden die Begeiſterungen eines Vater- und Mutter-Herzens, nun jene Wonnen wach, die dem Eheloſen unbeſchreibbar ſind, weil er ſie nie empfunden. Wer kann auch Empfindungen beſchreiben. Wer kann ſagen, wie ihm war, als die erſte Thräne des Entzückens aus ſeinen Augen blitzte, und tiefe Freude gleich einer himmliſchen Wehmuth ſein Herz beengte?

Die Ehe vergrößert aber nicht nur auf dieſe Weiſe das Lebensglünck, ſondern auch dadurch, daß

ſie den Menſchen wirklich frömmer und beſſer zu ſeyn nöthiget. Denn er macht durch ſeine Fehltritte nicht mehr ſich allein, ſondern auch das Herz unglücklich, welches ſich ihm ergeben hat. Der eheloſe Verbrecher iſt verabſcheuet — der verehligte ein Ungeheuer. Er reißt Gatten und Kinder mit ſich in den Abgrund. Der Eheloſe zittert bei Unglücksfällen nur für ſich ſelbſt, und oft iſt er ſich ſelbſt ſehr gleichgültig. Die Vermählten aber zittern für einander — inbrünſtiger wird ihr Gebet zum rettenden Gott. Der Eheloſe geht; — wem iſt er Rechenſchaft ſchuldig unter den Menſchen? — und überläßt ſich ſeinen Lüſten. Die Vermählten werden gegenſeitig von einander näher beobachtet. Keiner von ihnen kann leicht im Geheimen Unrecht thun, ohne vom andern bemerkt, gewarnt, getadelt zu werden. Dieſe verborgene Aufſicht, dies unvermeidliche Beobachtſeyn im engvertrauten Beiſammenleben verhütet manche Entartung und Verwilderung der Sitten, die wohl außerdem leicht möglich geweſen ſeyn würde. So befördert das eheliche Leben, indem es die wilden Begierden mildert und beſchränkt, den Tugenden leichtere Herrſchaft, und baut einen Himmel ſchon auf Erden.

Doch leider, nicht jede Ehe! — Wie manche brachte Verderben und lebenslängliches Elend denen, welche zu dieſem Bündniß aus Leichtſinn, oder Zwang, mit Widerwillen, oder blos des Geldes wegen, aus leidenſchaftlicher, blinder Zuneigung, die an andern alle Fehler überſieht, oder aus Hochmuth und kalter Berechnung kleiner Vortheile, die Hand am Altare reichten! —

Es werde nun aber der ehrwürdige Ehebund aus Liebe oder mit Widerwillen geſchloſſen: iſt er einmal geſchloſſen, auch dann ſteht es noch in der Wahl der Vermählten, ob ſie ſich einen Himmel oder eine lebenslange Hölle bereiten wollen! — Der Schritt iſt gethan! — Ein furchtbar entſcheidender Schritt für die Ruhe des ganzen Lebens!

Gewöhnlich iſt der Ton, welchen Neuvermählte ſchon im erſten Jahr gegen einander annehmen, von unausbleiblich wichtigen Folgen. Das Glück, die Zufriedenheit und Stille des häuslichen Lebens hängt natürlich nur von ihrem gegenſeitigen Betragen ab. Wie man dieſes in den erſten Wochen und Monaten an-

fängt, wird es allmählig wie Grundſatz herrſchend, endlich zur unauflöslichen Gewohnheit. Schwer kömmt man davon wieder zurück. Darum gebietet die einfachſte Lebensklugheit ſtrenger, als je, in den erſten Zeiten der ehelichen Verbindung auf die Art zu achten, mit welcher man ſich begegnet. Wer es verſäumt, hat nachher nur ſeine eigene Gleichgültigkeit gegen das Wichtigſte, ſeinen Leichtſinn abzulegen. Denn auf welche Art Neuvermählte auch zuſammengetreten ſeyn mögen, und hätten ſie ſich vorher auch Jahre lang einander ſchon gekannt: nie kennen ſie ſich ſo, nie ſind ſie einander ſo erſchienen, wie ſie im engſten, vertraulichſten, täglichen Beiſammenwohnen einander kennen lernen und erſcheinen. Hier erſt ſtehen ihre Denkarten ungeſchmückt vor dem Blick des andern; hier erſt erfahren ſie ſtündlich in hundert Kleinigkeiten, die ſie berühren, die Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit ihrer Meinungen, Urtheile, Gefühle und Neigungen; hier erſt entfalten ſich zwiſchen ihnen allerlei Widerſprüche und Abweichungen, die ſie nicht erwartet hätten. Daher dann oft nachher die Klage des einen über den andern, man habe ſich vor der Verehlichung verſtellt,

man ſey getäuſcht worden. Nein, auch wenn es kein Theil auf Betrug angelegt hatte, war doch natürlich, daß man vorher nur allgemeine verworrene Vorſtellungen vom andern beſaß, die, als man in nähere, mannigfaltigere Vertrautheit kam, wie Täuſchungen aufgelößt wurden.

Aus dieſer Urſache iſts nicht ungewöhnlich, daß ſelbſt unter guten Menſchen, ſelbſt unter ſolchen, deren Bündniß die Hand der Liebe knüpfte, die erſten Jahre der Ehe nicht ſo rein glücklich ſind, als die nachfolgenden, wo man die gegenſeitigen Gemüthsarten einander mehr anpaßte, oder, wie man zu ſagen pflegt, ſich einander beſſer verſtehen lernte.

Doch welcher Widerſpruch, welcher Zwiſt ſich auch jemals erheben mögte: alle daraus erwachſende Gefahr wird im erſten Keim vernichtet, wenn Neuverehligte ſich das unverbrüchliche Wort geben, nie einander böſe zu werden, auch nicht verſtellter Weiſe zu zürnen! — Beſſer iſt es, ein Unrecht dulden als begehen, oder ihm ſchwerere Folgen zu geben, als es verdient. Kleine Zänkereien, leichte doch ungefällige Neckereien mindern

endlich immer das gegenſeitige Zutrauen; erkälten unmerklich die vorhandene Liebe und ziehen noch größere Entzweihungen nach ſich. Quälereien, Vorhalten eines begangenen Fehlers, eines gehabten Unrechts, und wenn auch nur ſcherzweiſe, ſetzen mit der Zeit eine Bitterkeit an, die gewöhnlich ſchwerer wieder auszutilgen iſt.

Wo zwei Menſchen ſich für Lebenszeit einander zugeſchworen haben, darf kein Eigenſinn, kein Zwiſt, keine Herrſchſucht ſtatt finden; nur Einheit des Sinnes, Einheit des Willens, Nachgiebigkeit von beiden Seiten! Der Mann herrſcht durch Ueberzeugungen und Vernunftſtärke; ſein Herrſchen iſt nicht trotziges Gebot, ſondern unmerkliches Leiten des ſchwächern Weibes zu dem, was recht, gut und nützlich iſt. Das Weib herrſcht durch Liebe und Achtung, die es dem Gatten für ſich einflößt. Ihr Herrſchen ſey nicht kindiſcher Eigenwille, der ſich behaupten mögte, ſondern ſanftes Umlenken des Mannes durch Güte, wo er irren könnte.

Um der Gemüthseinheit im ehelichen Leben die höchſte Vollkommenheit zu geben, ſey der Neuver-

wählten unverbrüchlicher Grundſatz, nie vor einander in ihren Angelegenheiten ein Geheimniß zu haben. Das Weib wiſſe, was in des Mannes Bruſt vorgeht; der Mann ſehe klar durch die Gedanken und Empfindungen der Gattin, wie durch ſein eigenes. So lebt Eines im Andern. So werden zwei Seelen eine Seele. So wird die Ehe das heilige Geiſterband, das kein Schickſal, kein Tod mehr bricht und in der Ewigkeit fortdauert. — Wehe, wer vor dem andern Geheimniſſe hält! Dieſe haben ſchon oft, ſelbſt wenn ſie aus Liebe, aus zärtlicher Schonung des andern nicht mitgetheilt wurden, den erſten Grund zu den ſchauderhafteſten Mißverſtändniſſen gelegt. Lieber offenbare ſich eines dem andern, ſollte auch das Entdecken deſſen, was man gerne verhehlen mögte, dem andern im erſten Augenblick unlieb ſeyn. Mittheilung hindert größere Uebel und verſüßt ſelbſt das Bittere, mildert ſelbſt die Schuld, und macht wenigſtens das Allergefährlichſte in einer Ehe unmöglich, daß Fremde ſich zwiſchen Gatten ſtellen. Was Beider Geheimniß und Anliegen iſt, werde nie Sache und Mitwiſſenſchaft eines Dritten. In dieſer Hinſicht ſollen ſelbſt Vater

und Mutter wie Fremdlinge daſtehen, die in das Heiligthum ehelicher Vertrautheit einzudringen kein Recht haben. Die Ruhe des Lebens, der Friede des Hauſes entflieht, wo Gatten ſich einander nicht ſelbſt genug und nicht alles ſind, wo eine andere Perſon ſich zwiſchen ſie drängt!

Kein Geheimniß unter den Gatten, man weiß nicht, wozu der den andern berechtiget, welcher ſich erlaubt, ihm etwas zu verbergen. Wo Einer in ſeinem Herzen verhehlt, was der Andere nicht wiſſen darf, da iſt nicht Einheit mehr, da iſt ſchon eine Art Trennung und Fremdheit. Auch im Scherz ſoll man ſich davor hüten; auch im Scherz nicht über einem Abgrunde tändeln, deſſen Tiefen ja niemand kennt.

Wo gegenſeitige Offenherzigkeit, innige Vertrautheit beſteht, da wird, da muß Liebe mit jedem Jahre wachſen, da wird, da muß jeder auf eigene Reinheit bedacht ſeyn. Dieſe Reinheit vermehrt die gegenſeitige Hochachtung, und dieſe Hochachtung iſt die Quelle neuer Liebe.

Und endlich das Heiligſte, die Grundlage aller eheligen Glückſeligkeit, das Wichtigſte, ohne welches

jede Ehe ſchlechterdings unglücklich werden muß — es iſt Religioſität. Ein Mann ohne Religion, dem Gottheit, dem Ewigkeit ohne Bedeutung ſind, iſt jeder Schandthat, jedes Betruges, er iſt des Ehebruchs fähig; fähig Weib und Kind zu verrathen, zu verlaſſen, ins Elend zu jagen. Das Weib ohne Religion iſt ein werdendes Ungeheuer, eine unzuverläſſige Stütze des Gatten, ſchon vor dem Traualtar von verdächtiger Treue! Die Elende, in deren Gemüth kein Gott wohnt, kann nie einen Mann lieben, ſondern nur ihr augenblickliches Gelüſt; ſie bringt Rohheit in die Freude, und Verzweiflung in den Schmerz.

Nie ſollen — iſt ihnen das Heil ihrer Tage theuer — Neuverehligte gleichgültig auf dieſen Gegenſtand blicken. Denn wenn der Andere keinen Gott mit Andacht liebt, keine Vergeltungen der Ewigkeit fürchtet: was kann den binden? was ihn ſchrecken? was ihn bleibend begeiſtern? Und wären in dem Einen religiöſer Sinn und Gefühl zum Theil oder ganz erloſchen: ſo entzünde der andere nach und nach den Funken wieder durch Wort, durch Beiſpiel und That. Mächtig wirkt der Um-

gang. Durch die Länge deſſelben nimmt unvermerkt eines des andern Geſinnungen und Grundſätze an, und hält oft für eigene Ueberzeugung, was manchmal nur Frucht der Gewohnheit iſt. So kann ein religiöſer Menſch nach und nach auch in demjenigen, der der heiligſten Wahrheiten ſpottete, den erſtorbeneu Glauben wieder beleben. Erſt ſo ſteht das Lebensglück gegen alle Stürme veſt gegründet. O wie herrlich mit einer Liebe durchs Leben, mit einer Hoffnung in den Tod gehen!

Ihr, die ihr hintretet den Bund der Vermählung vor dem Allgegenwärtigen zu ſchwören, beherziget wohl: es iſt der Bund der Treue, des Troſtes, des Beiſtandes in den Stunden des blutigſten Leidens, des grauenvollſten Verhängniſſes! — Sie werden kommen die Tage der Thränen — von eurer Weisheit hängt es ab, ihre Schrecken zu beſiegen. Aber ohne Glauben im Leben, ohne Liebe in der Ehe, ohne Hoffnung im Tode iſt kein Sieg! —

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung

Achter Sonntag, am 21. Februar 1813.

Es kann nicht ſeyn! In keinem Stande
Wohnt alles Glücks Vollkommenheit;
Nicht in der Ehe ſchönem Bande,
Nicht in des Einzgen Einſamkeit.
Und wen nicht Elternwonn' erfreut,
Fühlt auch nicht Eltern Herzeleid.

Du, Gott, haſt Jedem zugemeſſen,
Das, was für ihn das Beßte iſt;
Du kannſt, Du Treuer, nicht vergeſſen,
Wen Menſchenwankelmuth vergißt;
Und wallt er einſam ſeine Bahn,
Du nimmſt Dich ſeiner liebend an.

Das eheloſe Leben.

Erſter Theil.

1 Cor. 7, 32.

Ein heiliger Eifer beſeelte viele Bekenner Jeſu in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, das eheloſe

Leben zu wählen, um deſto ungehinderter die Ausbreitung des göttlichen Wortes unter den Völkern zu befördern. Daher empfahlen die Apoſtel ſelbſt, und auch wegen der damaligen für die Chriſten gefahrvollen Zeiten unvermählt zu bleiben. „Ich wollte nur, ſchrieb der Apoſtel Paulus ſeinen Freunden zu Korinth: daß ihr ohne Sorge wäret. Wer ledig iſt, der ſorget was dem Herrn angehöret, wie er dem Herrn gefalle.“ 1 Cor. 7, 32.

Dieſe Worte wurden aber nur zu bald in den nachfolgenden Jahrhunderten mißverſtanden. Aus Schwärmerei fieng man ſogar an, die von Gott ſelbſt zur Erhaltung des menſchlichen Geſchlechts angeordnete Ehe für beinahe etwas Sündliches zu halten. Aus übertriebenem Eifer zogen ſich Männer und Frauen in Einſamkeiten und Klöſter zurück, um ihr ganzes Leben dem Gebet und geiſtlichen Betrachtungen zu weihen. Ihr Glaube war lebendig, ihr Vorſatz edel, aber fruchtlos und ohne Werke. Nicht Jeſus Chriſtus, nicht ſeine erſten Jünger, nicht deren Schüler flohen in Einöden; ſie traten ins Leben freudig hinaus, und ſuchten durch ihre Arbeiten die Vermehrung menſchlicher Glückſeligkeit

Heute noch iſt das eheloſe Leben nicht ungewöhnlich. Aber ganz andere Urſachen tragen dazu bei; Urſachen, welche nicht ſowohl aus Eifer für die Religion, ſondern aus dem Verfall der Religioſität hervorgehen; Urſachen, welche die häusliche Glückſeligkeit zahlloſer Familien ſtören. Daher ſind ſie allerdings dem Chriſten und Weiſen wichtig genug, auf ſie, auf Quellen mannigfaltigen Verderbens, hinzublicken.

Auch noch heutiges Tages werden Jünglinge und Mädchen der eheloſen Einſamkeit in Klöſtern gewidmet; aber nicht ſowohl aus jener übertriebenen Begierde durch ſolche Opfer dem Himmel gefälliger zu werden, als vielmehr und nur allzuoft, um den Söhnen und Töchtern, welche kein reichliches Erbe zu hoffen haben, ein anſtändiges Unterkommen zu verſchaffen. Welch eine Entweihung der Kirche! Welch ein Mißbrauch der Religion, die man benutzt, die Lücken der Haushaltung auszufüllen!

Darum haben weiſe Fürſten, um dieſem Mißbrauch zu ſteuern, und manches unglückliche, jugendliche Schlachtopfer des Geld- und Ehrgeizes zu retten, mit Recht und Pflicht die übermäßige Zahl der Klöſter vermindert.

Ein noch anderer Mißbrauch des Religionseifers findet in unſern Tagen in verſchiedenen Ländern ſtatt, welcher oft ſchon die traurigſten Wirkungen erzeugte. Es iſt dies das den Lehren Jeſu und ſeiner Apoſtel zuwiderlaufende Verbieten der Ehen zwiſchen Perſonen von verſchiedenen Glaubensbekenntniſſen. Welch eine ungeheure Macht des grauſamſten Vorurtheils, um der Religion Jeſu wegen Herzen zu trennen, welche ſich für einander geſchaffen fühlen! Welch eine Unwiſſenheit in den Wahrheiten des göttlichen Wortes noch in Tagen, da kein Dorf mehr ohne Lehrer iſt!

Schon zur Zeit der Apoſtel trugen verſchiedene Chriſten Bedenken wegen der Ehe, deren Glieder ſich ungleicher Religion bekannten. Weniger anſtößig war es, wenn ein Chriſt eine Jüdin, oder ein Jude eine Chriſtin heirathete, denn die meiſten Chriſten waren vorher dem moſaiſchen Geſetze zugethan geweſen. Aber gefährlicher ſchien dem Chriſten eine Heidin zur Frau zu haben, oder der Chriſtin, das Weib eines Ungläubigen zu ſeyn. Daher ward Anfrage über Zuläſſigkeit ſolcher Ehen gethan. Ja viele mogten glauben, man müſſe das ſchon geſchloſſene Band deswegen wieder zerreißen.

Aber Petrus lehrte: Ich erfahre mit der Wahrheit, daß Gott die Perſon nicht anſiehet; ſondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der iſt ihm angenehm. Apoſt. Geſch. 10, 34, 35. Und noch beſtimmter eiferte Paulus gegen die übertriebene religiöſe Aengſtlichkeit in Rückſicht der Ehen. So ein Bruder ein ungläubiges Weib hat, ſchrieb er 1 Cor. 7, 12—17, und dieſelbige läßt es ihr gefallen, bei ihm zu wohnen, der ſcheide ſich nicht von ihr. Und ſo ein Weib einen ungläubigen Mann hat, und er läßt es ſich gefallen, bei ihr zu wohnen, die ſcheide ſich nicht von ihm. Denn der ungläubige Mann iſt geheiliget durch das Weib, und das ungläubige Weib wird geheiliget durch den Mann. Sonſt wären eure Kinder unrein: nun aber ſind ſie heilig. So aber der Unglaubige ſich ſcheidet, ſo laß ihn ſcheiden. Es iſt der Bruder oder die Schweſter nicht gefangen in ſolchen Fällen. Im Frieden aber hat uns Gott berufen. Was weißt du aber, du Weib, ob du den Mann werdeſt ſelig machen? Oder du Mann, was weißt du, ob du das Weib werdeſt ſelig machen. Doch wie einem Jeglichen Gott hat ausgetheilet, ein Jeglicher wie ihn der Herr beru-

ſen hat, alſo wandle er. Und alſo ſchaff ich es in allen Gemeinen.

So ſprachen die göttlichen Boten, denen Offenbarung war durch unſern Herrn: Wie und noch heute nach faſt zweitauſend Jahren tragen Chriſten Bedenken ſich zu verunreinigen durch Ehen mit Chriſten von einer andern kirchlichen Bekenntniß? Mancherlei iſt die Verehrung Gottes durch Jeſum in mancherlei Kirchen und Sprachen: aber hat denn mehr als ein Chriſtus für uns gelitten? Sind denn mancherlei Chriſtenthume? War es den erſten Chriſten und Chriſtinnen keine Sünde mit Unglaubigen in einer Ehe zu leben, wie mag es Sünde ſeyn für Perſonen, die einen Gott und einen Jeſum glauben, wenn gleich auf verſchiedene Weiſe verehren? Wie, ihr blinden Eiferer, iſt euer Chriſtenthum beſſer, als das Chriſtenthum eines leidenden Paulus, oder eines ſich ſelbſt für den Glauben hinopfernden Petrus? Wie, ſind thörigte Menſchenſatzungen, die den finſtern Zeitaltern allgemeiner Unwiſſenheit entſtammen, göttlicher als das Wort Gottes? — Die Verbote der Ehen von ungleichem Glaubensbekenntniß ſind gegen den Geiſt des wahren Chriſtenthums; Beweiſe eines unver-

ſtändigen Eifers der Vorwelt. Daher haben mit Recht und Pflicht chriſtliche Obrigkeiten, den älteſten Stiftungen der Jeſuskirche gemäß, jene Menſchenſatzungen aufgehoben in unſern Tagen. Schwer aber iſt es, ſo alte, ſo tief eingewurzelte Vorurtheile im unwiſſenden Volke auszutilgen. Dahin gehe das Streben derer, welchen an Wiederherſtellung des erſten Glaubens liegt, und ſo dem Heilande in Wort und Werk zu folgen, wie Petrus und Paulus folgten.

Doch mehr noch als Mißverſtand und Unwiſſenheit in den Wahrheiten des Chriſtenthums, befördert Irreligioſität und werkthätiger Unglaube, die in großen und mittlern Städten zunehmende Eheloſigkeit.

Dieſer werkthätige Unglaube äußert ſich überall im Verfall der Sitten, im Entweichen von ihrer alten Einfalt. Die herrſchende Ueppigkeit des Aufwandes, die Pflege überflüßiger Bedürfniſſe, das Fürnothwendighalten eines gewiſſen äußern dem Stande entſprechenden Glanzes, verurſacht, daß mancher redliche Mann durch ſeine Arbeiten kaum ſo viel verdienen kann, um ſich ſelber zu erhalten, geſchweige ein Weib und Kinder zu ernähren. Um-

ſonſt ruft die Natur, umſonſt die Erfahrung, umſonſt das göttliche Wort: laß dir an Wenigem genügen! Die Macht des Vorurtheils iſt gewaltiger; die verderblichſte Thorheit geht der einfachſten Lebensweisheit vor. Menſchen ſind wochenlang Sklaven, ſorgen und ringen, um durch ihren Fleiß Dinge zu erwerben, von welchen ſie ſelbſt bekennen, daß ſie derſelben zum ſtillen Glück des Lebens, zur Erhaltung eines geſunden Leibes und frohen Geiſtes nicht bedürfen. Oft, wenn aller Fleiß vergebens iſt, die Menge thörigter Bedürfniſſe zu beſtreiten, greifen ſie zu unerlaubten Mitteln; ſie taſten mit verbrecheriſcher Hand unerlaubtes Eigenthum an; ſie vernichten die Luſt ihres Lebens, um zu leben, wie Eitelkeit und Mode gebieten; ſie werden aus falſchem Ehrgeiz ehrlos.

Eben ſo trägt die leichtfertige Erziehung der Töchter nicht wenig zur Verminderung des ehelichen Lebens und der häuslichen Glückſeligkeit bei. Das Vermögen der Eltern verſchwindet im entbehrlichen Aufwande, um mehr zu ſcheinen, als man iſt. Aus Eitelkeit oder Neid ahmt eine Familie der andern nach, und gegenſeitig ſtei-

gert man den Ueberfluß unnützer Lebensbedürfniſſe zu eigenem Verderben. Dadurch wird der Tochter oft die nöthige Ausſtattung entzogen, mit welcher ſie einen jungen würdigen Mann in Stand geſetzt haben würde, ſeine Geſchicklichkeit und Kenntniß anzuwenden. Sie bleibt vergeſſen und ehelos, obwohl ihr Herz, ihre Tugend einen Gatten hätte glücklich machen können. Die ſtrafbare, unhaushälteriſche Lebensart ihrer Eltern wird die Schuld, daß ſie dem heiligen Beruf der Natur und den ſtillen Wünſchen ihres verwaisten Herzens nicht folgen kann. Ein einſames, oft nur allzufreudenloſes Daſeyn klagt den Leichtſinn der Eltern vor Gott an.

Die Hoffahrt der Eltern in Erziehung der Töchter beſchränkt ſich aber nicht blos auf Verſchwendung, ſondern ſie arbeitet thätig, die jungen weiblichen Gemüther ſchon mit den erſten und für das Leben wichtigſten Jahren zu Grunde zu richten. Nicht ohne die Abſicht, ihnen einen Mann aus höhern Ständen zu verſchaffen, bildet man ſie für einen Stand aus, den ſie ſelten oder nie erreichen. Dann in ihren Hoffnungen getäuſcht, taugen ſie mit ihrer Kunſt ſich zierlich zu kleiden, oder reizend zu tan-

zen, oder mit Geſang und Muſik zu glänzen, oder Gedichte herzuſagen, und über die Werke angenehmer Schriftſteller zu plaudern, noch weniger für den Stand, zu welchem ſie ihr geringes Vermögen oder ihre Herkunft hinweiſet. Sie gehören zu den zahlloſen Verbildeten ihres Geſchlechts, welche für das wirkliche Leben nicht paſſen, weil ſie nie dafür verſtändig erzogen wurden. Die Ausſchweifungen der Leſeſucht haben ihre Einbildungskraft mit Hirngeſpinnſten und läppiſcher Schwärmerei erfüllt; das edle weibliche Gefühl für das geſtumpft, was ewig wahr und gut und ewig ſchön iſt; die zarte Empfindſamkeit in erkünſtelte und nachher zur andern Natur werdende Empfindelei verunſtaltet; ihre einfache Anmuth iſt in widerliche Ziererei und Gefallſucht verkehrt; ihr Verſtand iſt leer, ihr Herz vergiftet, ihr Gewiſſen vielleicht ſchon mit heimlichen Sünden befleckt. Welcher redliche Mann, wenn ihn nicht wilde Leidenſchaft bethört hat, mag einer ſolcher ſittlichen Mißgeſtalt die Hand zum ewigen Bunde bieten? Und wenn es geſchieht, wie iſt in ſolchen Ehen dauerhaftes Glück zu erwarten? Daher ſoviel Elend in Paläſten wie in Bürgerhäuſern. O klaget nicht die ſchlechten Zeiten, ſondern die ſchlech-

ten Sitten an, und die Verkehrtheit eures Verſtandes.

Dieſe unſchickliche Erziehung der Töchter wirkt verderblich auf das männliche Geſchlecht zurück. Mancher, der ſich nicht in der Lage befindet, den ſtolzen Anſprüchen, den zahlreichen angewöhnten Bedürfniſſen der Jungfrau, die er lieben könnte, Genüge zu leiſten, gibt die Hoffnung zu einer Ehe auf, die ihn beglückt haben würde. Er verſchwendet den Ueberfluß ſeines Einkommens für rohe Gelüſte, da er ihn nicht im nüchternen, häuslichen Leben für Weib und Kind anwenden darf. Er ſtillt ſeine wilden Triebe, wie er mag und kann. An Gelegenheiten fehlt es ihm nicht, und Gewohnheit lehrt ihn frech ſeyn. Er, nur mit dem Auswurf des weiblichen Geſchlechts vertraut, kennt keine Sittſamkeit, keine Unſchuld. Verführungen nennt der ekelhafte Böſewicht Triumphe. Mit Witz ſucht er ſein viehiſches Treiben zu verſchönen, bis er entnervt, oder das Opfer ſchändlicher Krankheiten hinſinkt, ein früher Raub ſeiner Laſter. Oder rettet er noch nach langen Ausſchweifungen Leben und zitternde Geſundheit, ſo iſt Ueberſättigung die Folge

ſeiner Ungebundenheit, oder auch ungerechte Würdigung und Verachtung des weiblichen Geſchlechts, weil er nur die ehrloſeſten Glieder deſſelben kennen lernte; oder eine nie glückliche Ehe, weil das vergiftete Geblüt und das entnervte Weſen des Vaters mehr oder weniger in kränkelnden Kindern laut wird, und die Gattin heimliche Verachtung gegen ihn in ihrer Bruſt empfinden muß.

Hinweg aber den Blick von den Scheuſalen der bürgerlichen Geſellſchaft! Soll ich die meiner Andacht geweihten Augenblicke durch ihr Andenken beſudeln? Lieber werfe ich den Blick auf jene unglücklichen Eheloſen, welche nicht durch eigene Schuld die Freuden des häuslichen Lebens entbehren müſſen. — Eifre niemand gegen ſie; eifert gegen die Ueppigkeit der Sitten, gegen den herrſchenden Prachtaufwand, der ihnen, bei mäßigen Einkünften unmöglich machte, ein redliches Weib zu ernähren. Ungerecht iſt euer Tadel; ach, vielleicht nicht ohne langen Kummer entſagten ſie ihren ſchönſten Wünſchen und Hoffnungen, um nicht durch allzuleichtſinniges Schließen der Ehe ein braves Weib zur Mutter brodloſer Kinder zu machen. Grauſam iſt euer Spott! Ach, wiſ-

ſet ihr, ob das Entſagen des Eheſtandes nicht eine Folge ihrer tugendhafteſten Stunde war? Leicht iſt es wohl, den, welchen wir Hageſtolz heißen, zum Gelächter einer albernen Menge auszuſtellen, die nichts prüft, und die den ſchimmernden Einfall ſchon für den wahren hält. Aber hüte dich, dein Spott frevelt vielleicht am Heiligthum eines Gemüths, welches ehrwürdiger iſt, als das deinige, oder reißt die Wunden eines Herzens auf, welches, ſtatt unartigen Spottes, zarter Schonung und freundlichen Troſtes bedarf. Kennſt du die Beweggründe, welche auch den Biedermann bewegen können, ſich ſelbſt zur Eheloſigkeit zu verdammen? Vielleicht ſtimmte ihn Furcht vor der Unbill ſtürmiſcher Zeiten dazu, oder Beſorgniß vor den ewigen Umwälzungen der bürgerlichen Verhältniſſe, unter deren Zerrüttungen heut noch zahlreiche Familien in Dürftigkeit hinſchmachten. Vielleicht trat er mit hoher und edler Beſonnenheit zurück, weil ihn das Gefühl ſeiner Kränklichkeit warnte. Vielleicht brachte er ſein eigenes Glück dem Frieden und Glück ſeiner hülfsbedürftigen Eltern zum Opfer dar, oder einem andern rühmlichen Zweck. Oder ihm trübte eine lange Armuth die Tage ſeiner Jugend, oder eine

treuloſe, unglückliche Liebe entriß ihm für immer Muth und Hoffnung eines durch Liebe beſeligten Lebens. — Wer kennt die Verhängniſſe, welche den Sterblichen leiten.

Nein, du Einſamer, es iſt ſo thörigt als grauſam, dich zu richten. Meinen Lippen entfliehe nie ein Hohn, der meinen Verſtand oder mein Herz entehren würde.

Du, losgekettet von tauſend häuslichen Sorgen und Leiden, welche auch wohl die glücklichern Ehen zu begleiten pflegen, erhebe dich deſto freier zu jeder Tugend. Hänge die Liebe deines Herzens an alles, was du wie das Edelſte ſchätzeſt. — Du lebſt nicht für Gattin und Kinder: lebe für das Wohl des gemeinen Weſens, für das Vaterland, für die Wiſſenſchaft! So thaten alle Großen und Edeln der Vorwelt, welche unvermählt hinſtarben. Wie ihnen, ſey auch dir die Glückſeligkeit der menſchlichen Geſellſchaft eine Braut. Für ſie opfre deine Tage, deine Mühen, den Ueberfluß deiner Erſparniſſe hin. So erfüllſt du, gleich den erſten Bekennern Jeſu, einen hohen Beruf. So erfüllſt du das Gotteswort:

Wer ledig iſt, der ſorget, was dem Herrn angehört, wie er dem Herrn gefalle. 1 Cor. 7, 32.

Jeder Stand, der eheloſe wie der eheliche hat ſeine ihm eigene Gefahren für Ruhe und Lebensglück. Lerne ſie kennen, verbanne die Fehler, welche leicht dem Unvermählten ankleben; — eine Roheit der Sitten, neben welcher ſelten edler Sinn und das zur Tugend nöthige Zartgefühl beſtehen kann; — eine Verachtung der Weiber, die aus Unmuth entſpringt, welchen nicht alle verſchuldeten; — eine Ungeſelligkeit, welche dich um viele frohe Stunden, und ſelbſt um herzlichere Zuneigung deiner Freunde bringt, die dich ſchätzen; — eine Wunderlichkeit in Launen und Eigenheiten, die man im gemeinen Leben oft noch ſchwerer an verſtändigen Männern verzeihen mag, als wirkliche Fehler der Sittlichkeit.

Kann dich auch nicht das ſchmeichelnde Liebkoſen frommer Kinder, nicht der zärtlich theilnehmende Blick einer guten Gattin erfreuen; an dir ſteht es, dich mit der Achtung aller deiner Mitbürger zu umringen; die Dankbarkeit von dir ernährter, hülfloſer Familien zu erndten, und durch Erziehung ver-

laſſener Waiſen, deren Vater du wirſt, Vaterfreuden zu genießen. Warum ſäumeſt du, der hohe edle Menſch zu ſeyn, der du in deinen unabhängigern Verhältniſſen ſeyn kannſt? Warum ſäumeſt du, im erhabenſten Sinne des Worts Chriſt zu ſeyn, wie die erſten Glieder der chriſtlichen Kirche waren, die, um für das Göttliche ganz zu ſorgen, die Sorge um Weib und Kinder nicht über ſich zu nehmen wagten? — — Dann biſt du nicht mehr einſam. Gottes Vaterarm umſchließt dich liebend, und eine reine Seligkeit wird begeiſternd dich durchdringen, neben welcher alle Luſt des häuslichen Lebens nur ſchwacher Schatten bleibt. — Erkenne deines Schickſales Werth, und gewinne dem Looſe, welches dir die ewige Vorſehung gab, die erhabenſten aller Vortheile ab! —

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Neunter Sonntag, am 28 Februar 1813.

Wenn Menſchenhülfe dir gebricht,
So hoff' auf Gott und zage nicht;
Wenn Niemand hilft, ſo hilft doch Er
Mit ihm iſt keine Laſt zu ſchwer.

Wenn Reiz und Jugend dir entflieht,
So iſt's noch Gott, der auf dich ſieht;
Wenn dich der beßte Freund verläßt,
Hält dich doch Gottes Liebe veſt.

Nimm deine Zuflucht nur zum Herrn,
Er iſt dir nah; er hilft dir gern;
Wähl ihn zum Freund. Nur er allein
Kann und will dein Beſchützer ſeyn.

Das eheloſe Leben.

Zweiter Theil.

1 Cor. 7, 34.

Als durch die grauſamen Verfolgungen der Heiden ehemals viele von den erſten Chriſten in Einöden

flohen; oder freiwillig und in ſchwärmeriſchem Eifer die Welt mieden, um Gott ſich ganz in einem beſchaulichen Leben zu weihen: waren es lange nur die Männer, welche ſich aus dem Umgang der Menſchen in eine klöſterliche Einſamkeit verbannten. Doch folgten ihrem Beiſpiel endlich auch viele Chriſtinnen, mit frommer Begierde, durch freiwillige Entſagung ſelbſt der unſchuldigſten Lebensfreuden Gott wohlgefälliger zu dienen, wie ſie glaubten. Das Kloſterleben ward bald als ein beſonders heiliger Stand geachtet; und er war es, ſo lange dazu ein heiliges Gemüth begeiſterte.

Nach wenigen Jahrhunderten ſchon waren die chriſtlichen Länder mit Einſiedlerzellen und Klöſter bedeckt, und der Zweck der erſten Stiftungen ging nach und nach verloren. Hier ſah man Pracht, Wohlſtand und ſorgenloſes Leben, wo man die feierlichen Gelübde der Armuth und Enthaltſamkeit und der Entſagung der Welt geſchworen hatte. Hier wurden unter den Bewohnern der Zellen Feindſchaften, Ungerechtigkeiten, oft Grauſamkeiten geübt; oder man verbitterte ſich das Leben mit gehäßigen kleinen Quälereien, wo man einen immerwähren-

den Frieden und die Bruder- und Schweſterliebe der erſten Chriſtenheit wieder zu finden hoffte.

Beſonders unglücklich wurden oft in dieſen von der Welt entfernten Mauern die Mitglieder weiblichen Geſchlechts. Sie waren nur zu oft die traurigen Opfer des Geldgeizes ihrer Verwandten, oder durch Haß und Mißgunſt dahin verſtoßen. Sie waren nur zu oft verleitet oder gezwungen, das unzerbrechliche Gelůbde in einem Alter abzulegen, in welchem ſie weder vom Welt- noch Kloſterleben richtige Vorſtellungen haben konnten, und ihr Verſtand nicht reif genug war, die Wichtigkeit des Schrittes zu beurtheilen, der ſich nicht wieder zurůckthun ließ. — Viel zu ſpåt erwachte in ihnen dann die Reue, wenn Natur und Erfahrung ſie belehrten, daß ſie zur Entſagung des Familienglůckes nicht geſchaffen ſeyen; wenn Natur und Erfahrung ſie belehrten, daß ſie aus Unmuth wegen unangenehmer Lagen im bůrgerlichen Leben, oder aus allzureizbaren, ſchwårmeriſchen Gefůhlen und Einbildungen einen zu voreiligen Entſchluß gefaßt hatten. Dann war hinter den eiſernen Gittern die Klage vergebens; hinter den hohen Mauern wurden

ihre Seufzer von Niemanden vernommen. Ihr Leben verblühte freudenlos — es war nicht Gott, nicht der Tugend, ſondern fremder Gewalt, fremdem Eigennutze, oder eigener Uebereilung und Schwäche hingeopfert.

Auch dieſes Unglück hat die Weisheit unſerer guten Landesfürſten gemindert. Tauſend edle Jungfrauen werden dadurch ihren Eltern und dem Glücke des häuslichen Lebens erhalten. Es herrſcht, wie überall, ſo auch in dem Verhältniß des männlichen und weiblichen Geſchlechts auf Erden eine wunderbare, göttliche Ordnung. Und obwohl gewöhnlich mehr Knaben als Mägdlein geboren werden, ſterben doch wieder der erſtern, ehe ſie das mannbare Alter erreicht haben, mehr dahin, denn der letzteren; alſo daß endlich die Zahl der Perſonen männlichen und weiblichen Geſchlechtes in reifern Alter ſich ziemlich gleich wird.

Dieſe weiſe Ordnung Gottes in der Erhaltung des menſchlichen Geſchlechtes iſt in allen Weltgegenden und in allen Zeitaltern ſeit Anbeginn dieſelbe geblieben. Gott ſelbſt hat die Ehe geſtiftet; durch Men-

ſchenſatzungen ſollten nicht die Einrichtungen des Schöpfers geſtört werden.

Auch wird umſonſt gegen die Geſetze Gottes angekämpft, welche er tief in die Natur eingelegt hat. Ganz ungeſtraft übertritt ſie niemand. Verborgene Leiden, Kränklichkeiten und mancherlei andere Uebel, die den Körper wie den Geiſt angreifen, ſind die gewöhnlichen Folgen der Unnatürlichkeit von jeher geweſen.

Aber wie iſt unſere Lebensart? Iſt ſie nicht ſelbſt wieder unnatürlich geworden? Und was ſind die nothwendigen Folgen unſerer Entfernung von den göttlichen Ordnungen? Unnatürliche Laſter, Krankheiten, häusliche und öffentliche Uebel. Jenes von Gott angeordnete Gleichgewicht in der Zahl des männlichen und weiblichen Geſchlechts wird in unſern Tagen durch langwierige Kriege und durch verheerende Ueppigkeit und Aufwandsſucht, welche die Ehen erſchwert, aufgehoben. Mancherlei geheimer und lauter Jammer ſind die ſchmerzlichen Früchte dieſer Entzweihung mit der Natur.

Am beklagenswürdigſten iſt das Loos des weiblichen Geſchlechts. Seine Beſtimmung auf Erden iſt

die Pflege der ſtillen, heimathlichen Glückſeligkeit, die Erfüllung mühſamer, doch ſüßer Naturpflichten. Aber zahlloſe Jungfrauen, geſchaffen glücklich zu ſeyn und andere zu beglücken, werden von dem Beruf entfernt, welchen ihnen die Natur, das heißt, die Geſetzgebung des Weltſchöpfers, anwieß. Sie leben, ſie ſterben einſam.

Wohl mag ſeyn, daß viele Jungfrauen aus eigener Wahl den eheloſen Stand vorzogen, oder daß andere durch Modethorheiten die Achtung würdiger Männer verſcherzt haben, welche ihnen gerne Hand und Herz geweiht haben würden. Denn wer weiß nicht, wie vernachläſſiget in unſern größern und mittlern Städten die Erziehung der Töchter iſt, und wie gerecht die Klage denkender Männer, welche eine treue, ſparſame, verſtändige Hausfrau wünſchen, nicht eine Anbeterin jeder neuen Mode, worin ſie eitel ſich der Schauluſt anderer Thörinnen darſtellt; nicht eine von der überhandnehmenden Leſeſucht Verzehrte, die aus den Träumereien der Dichter Erfahrung und Weisheit ſammelt, und, treulos ihrem wahren Beruf, in die Beſchäftigungen des Mannes eingeht; nicht eine Empfindelnde,

die immerdar hohe Schwärmerei erkünſtelt, und das wirkliche häusliche Leben gering, gemein und verächtlich nennen mögte; nicht eine Hoffährtige, welcher Glanz mehr als Einfalt, Aufſehenerregen und Bewundertwerden mehr als die Liebenswürdigkeit der Demuth, Witzig-, Geiſtvoll-, und Beleſenſeyn mehr als treue Sparſamkeit und höchſte Ordnung im häuslichen Kreiſe gilt. Wohl mag ſeyn, daß ſolcher viele ſind, welche durch eigene Schuld und falſche Erziehung des ihnen von der Natur beſtimmten Looſes verluſtig gehen. Doch weit mehrere noch ſind wohl das Opfer der Zeiten und unnatürlichen Sitten.

Der Mann findet überall ſeinen Beruf wieder, wo er wirkſam ſeyn kann. Er findet ihn in der Werkſtatt, in den Gliedern des Kriegsheeres auf den Schlachtfeldern, in den Aemtern des Staates, am Pfluge im Felde, in der den Wiſſenſchaften geweihten Einſamkeit. Auch unvermählt hat er zahlloſe Gelegenheiten in der Welt nützlich zu ſeyn, Kenntniſſe und Kräfte nach Gottes Willen anzuwenden, alſo, daß er einſt am Ende ſeiner Laufbahn ſagen kann, auch dann, wenn keine Gattin,

keine Kinder ihn in der Sterbeſtunde ſegnen: Ich habe nicht vergebens auf Erden gelebt.

Anders iſt es mit dem Weibe. Seiner Thätigkeit ſtehen nicht ſo mannigfaltige und zahlreiche Bahnen geöffnet. Auch unvermählt iſt es auf die kleinen und einfachen Hausgeſchäfte zurückgewieſen, wodurch es Familien- und Lebensglück begründen ſoll. Dieſe Geſchäfte, werden ſie nicht im Dienſte anderer Perſonen geübt, um des Lohnes willen, ſind gering, wenn ſie blos für die Erhaltung der einzelnen Perſon gethan werden, die ſie beſorgt. Darum geſchieht der Welt nur unbedeutender Gewinn; es wird kein Gatte für ſeine Mühen im ſtürmiſchen Gewühl des Lebens dadurch belohnt und erquickt; es werden keine Kinder dadurch genährt und erzogen für Gott und das Vaterland. Hier ſind nur ſehr beſchränkte Pflichterfüllungen im engen, eigenen Kreiſe; nirgends große und edle Zerſtreuungen durch vielſeitige Anwendung der von Gott geſchenkten Kräfte.

Aus dieſer Urſache entſtehen vielerlei Fehler, welche gewöhnlich den Unvermählten zum Vorwurfe

gereichen. Aus Mangel beſſerer Beſchäftigungen des Geiſtes und Herzens ſuchen ſie in Dingen Beſchäftigung, oder Nahrung für Herz und Geiſt, wozu ſie unter andern Verhältniſſen ihre Zuflucht nicht genommen haben würden. Hingeriſſen durch die Gewalt ihres Gefühls und Sinnes für häusliches Leben, miſchen ſie ſich zuweilen unbefugterweiſe in die Angelegenheiten fremder Haushaltungen. Sie werden neugierig, geſchwätzig, und bei ihrer leichten Verſtimmbarkeit oft hart und ungerecht in Urtheilen über die Glücklichern. — Andere vergeſſen ihres Alters, und gewöhnt an die ſeichten Schmeicheleien, welche ihnen in den Zeiten ihrer Blüthe zugeflüſtert wurden, ſuchen ſie um ſo begieriger nach denſelben, je ſeltener ſie werden. So werden ſie durch Gefallſucht zur Unzeit oft lächerlich, oft widerwärtig. — Andere, um ſich von dieſen Entartungen rein zu erhalten, und ſich dem Höhern und Göttlichen ganz zuzuwenden, verlieren ſich in ſchwärmeriſche Andächteleien, in unfruchtbare Betereien, vor denen Jeſus Chriſtus ſo ernſt gewarnt hat. Sie eilen in die Gotteshäuſer, und geſtatten ſich dagegen Verzeihung manches Vergehens im Leben und Umgang, welches andern Schmerzen verurſachet.

Doch dies ſind nur Fehler und Verirrungen weniger eingebildeten Frauenzimmer, deren Geiſt und Herz in frühern Jahren verſäumt ward. Mit Spott werden ſie von den übrigen geſtraft. Und doch, wie verzeihlich ſind ihre Verirrungen! Wie verzeihlich dem Unglücklichen eine Entartung, worin er Zufriedenheit mit ſich ſelber, Ausſöhnung mit ſeinen Verhältniſſen zu finden hoffte. Sein Fehler iſt mehr Irrthum des Verſtandes, als Schlechtigkeit des Herzens. Und du, der du ſpotteſt, iſt dein grauſamer Scherz, womit du eine ohnehin wunde Seele, mehr als du glaubeſt, betrübeſt, nicht noch gröberes Verbrechen oder gröbere Verſtandesſchwäche, als ſelbſt der Fehler jener Unglücklichen? Nicht, daß man dieſe Fehler eben gut heißen, oder ungeſtraft dulden ſollte, nicht daß man dergleichen nicht mit ſeiner Unzufriedenheit ernſt oder ſcherzend mißbilligen ſollte, — aber darin liegt die leichtſinnige Grauſamkeit des Spottes, wenn man ſelbſt den edlern ihres Geſchlechtes jene Hochachtung verſagt, welche den Wehrloſen und Guten gebührt, und, ohne Rückſicht, auf alle Unvermählte den Tadel ausdehnt, welche doch eigent-

lich nur ſehr wenige durch auffallende Thorheiten und Schwächen verdienen.

Warum das Leiden derer erhöhen, welche ſchuldlos das Opfer der Zeiten und Sitten wurden? Warſt du Zeuge von den Urſachen, die ſie bewogen, Verzicht zu thun auf das Glück des ehelichen Lebens? Weißt du, wie tief oft dein roher und ekelhafter Scherz ihr ohnehin zerriſſenes Gefühl verwundet? Haſt du jene heißen Seufzer, jene blutigen Thränen gekannt, die nur der Allwiſſende ſah, als eine unglückliche Liebe ihr Herz brach, und ſie fortan von allen Lebensfreuden entfremdete? Warſt du Zeuge, als die Jungfrau mit göttlicher Kraft den höchſten Entſchluß faßte, deſſen das menſchliche Gemüth faſſen kann, für fremdes Glück das eigene edelmüthig aufzuopfern? — Und du ſpotteſt, du, der ſo hohen Seelenadels vielleicht noch nie fähig geweſen? Und du ſcherzeſt, du, der ohne Entſagung allen ſeinen Gelüſten wie ein Schwächling dient.

Wie die Wittwe, wie die Waiſe, alſo ſteht die unvermählte Jungfrau, zumal in den ſpätern Tagen

ihres Lebens einſam da, ohne Freund, ohne Verſorger, ohne Vertheidiger. Die Wittwe hat vielleicht noch Kinder, welche freudig der Stolz, die Hülfe und der Schutz der Mutter ſind: aber die jungfräuliche Matrone entbehrt auch dieſes Troſtes. Sie, vielleicht in ihrer Blüthezeit durch die ſchmeichelnden Huldigungen derer verwöhnt, die damals um ihre Gunſt warben, muß nun um ſo ſchmerzlicher ihr Loos empfinden, da ihr kein einziger treuer Freund geblieben, der ſie noch gegen die Ausfälle frecher Albernheit oder ſchaamloſen Witzes kraftvoll ſchirmte.

Gehe hin, du Einſame, Verlaſſene, — gehe hin, du mehr als Wittwe und Waiſe! — Dir folgt die zarte Schonung, welche jeder Edle den Schutzloſen ſchuldig weihet; gehe hin, dir folgt die Achtung aller Edlen, welche dem gebührt, was du, als ächte Chriſtin, auch gegenwärtig noch in deinem ſehr beſchränkten Wirkungskreiſe leiſtet.

Sey fortan, wie das göttliche Wort die unvermählte Jungfrau fordert, daß ſie ſeyn ſoll. —

„Welche nicht freiet, die ſorget was dem Herrn angehöret, daß ſie heilig ſey, beides am Leibe und auch am Geiſte. Die aber freiet, die ſorget, was der Welt angehöret, daß ſie dem Manne gefalle.“ 1 Kor. 7, 34.

Sorge was dem Herrn angehört! Dein Wirkungskreis iſt auf Erden kleiner, weihe dich daher deſto unzerſtreuter dem Göttlichen. Nicht allein durch beſtändiges Beten und frommen Uebungen, nach dem Kirchengebrauch — ſondern im Geiſt und in der Wahrheit, durch Worte und Werke der Güte und Freundſchaft.

Sorge, was dem Herrn angehört! Darum lege zuerſt ab alle diejenigen Fehler, welche deinem Stande vorzüglich eigen zu ſeyn pflegen, und meide ſelbſt ihren Schein, denn ſie machen dich den Menſchen verhaßt, und rauben dir viele Gelegenheit und Mittel Gutes zu thun. Nur wer ſich durch ſeine Unbeflecktheit die Hochachtung der Sterblichen zu erwerben weiß, der iſt am fähigſten ihr Wohlthäter zu ſeyn. Darum meide die Thorheit derje-

nigen, welche ſich entweder durch unzeitige Gefallſucht ſchaden, oder einen Haß gegen das männliche Geſchlecht bei jedem Anlaſſe laut werden laſſen; welche entweder allen Zerſtreuungen und Ueppigkeiten des Lebens ſich ergeben, oder bei geringern Vermögensumſtänden zur Andächtelei überſchweifen, keine Meſſe, oder keine Predigt, kein Abendmahl oder keine Betſtunde verſäumen wollen, als wenn darin allein das gethan werden könnte, was dem Herrn gehört.

Sorge, was dem Herrn gehört, nämlich daß du heilig werdeſt, beides, am Leib und an Geiſt! ſo ruft Gottes Wort. Heilig ſeyn, heißt rein ſeyn von Fehlern und Unvollkommenheiten. Sey heilig am Leibe, heißt, entweihe dich nicht durch kindiſche und eine den ernſtern Jahren unangemeſſene Putzſucht; entweihe deine Blicke nicht durch ein lüſternes Streben, allen zu gefallen; entweihe deine Zunge nicht durch Mittheilung und gefliſſentliche Verbreitung übler Nachreden von andern, durch harte Urtheile über die Fehler deiner Lebensgenoſſen, durch Zwiſchenträgereien und Klätſchereien.

Sey heilig am Geiſte, das heißt, erwirb dir alle Vollkommenheiten, derer du in deiner Lage fähig biſt, und wodurch du Gott gefällig und den Menſchen liebenswürdig seyn kannſt. Bringe, gleich der Wittwe im Evangelium, dein Schärflein zum Gotteskaſten; sey gegen wirkliche Hülfsbedürftige im Stillen wohlthätig, ſo viel es irgend deine Umſtände geſtatten; laß das Glück und die Freude andrer deine angenehmſte Angelegenheit und Sorge ſeyn; werde der Schutzengel der unerfahrnen und daher leicht verführbaren Jugend; werde die treueſte, mütterlichſte Rathgeberin irgend einer deiner jungen Freundinnen, deren Vertrauen du gewonnen haſt. Auf das Glück ehelicher Liebe haſt du Verzicht gethan — nicht aber auf das, was noch erhabener iſt, auf die Hochachtung derer, die mit dir in näheren oder entfernteren Verbindungen ſtehen. Wer aber die Achtung anderer begehrt, muß ſie zuvor erſt ihren Tugenden, ihren Wünſchen beweiſen, und Achtung für ſich ſelbſt hegen — Achtung für ſich ſelbſt iſt aber kein Stolz, der jede unbedeutende Verletzung äußerer Ehrerbietung für Beleidigung hält, ſondern die ſtrenge Aufmerkſamkeit gegen ſich

ſelbſt, mit der man ſich keinen Fehler, keine Leidenſchaft, keine Unterſuchung irgend eines Guten verzeiht.

Gehe hin, Einſame! Du mehr als Wittwe, mehr als Waiſe! — Noch iſt ein Himmelreich vorhanden, welches du dir ſchon auf Erden mit deinen Tugenden bauen kannſt. Gehe hin, rathe, tröſte, hilf, opfere dich für die Wohlfahrt deiner Freunde, wie ſich eine Mutter für die Wohlfahrt ihrer Kinder, und du wirſt, umringt von der Glückſeligkeit der Deinigen in deinen ſchönen Schöpfungen nicht mehr einſam wohnen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Zehnter Sonntag, am 7. März 1813.

Ich will nicht ängſtlich fliehen,
Will mit Entſchloſſenheit
Mich Leiden unterziehen,
Wenns meine Pflicht gebeut.
Ich will mit Chriſtusmuth,
Mich auf den Kampfplatz wagen,
Mir manchen Wunſch verſagen,
Und jedes falſche Gut.

Ich will die Welt verachten,
Wenn mich ihr Zauber rührt,
Will nicht nach Gütern ſchmachten,
Die man ſo leicht verliert; —
Will jede Leidenſchaft
Im erſten Ausbruch dämpfen,
Und ſie als Chriſt bekämpfen,
Durch Gottes heil'ge Kraft.

Soll ich nach Schatten laufen,
Zu des Verderbens Rand?
Ich ſelber mich verkaufen
Um einen flüchtgen Tand?

Nein, was mein Herz verehrt,
Iſt göttlich, iſt nicht Bürde! —
Ich fühle meine Würde!
Ich fühle meinen Werth! —

Nur Du, Gott, hör mein Flehen,
Laß mich im ernſten Streit!
Mich ſelbſt nicht hintergehen!
Gib mir Entſchloſſenheit!
Mein Glaube lehre mich
Mein eignes Herz bewahren,
Es unbeſiegbar machen,
Und ſiegreich durch Dich ſeyn.

Was der Menſch werth iſt.

1 Moſ. 39, 6.

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung im menſchlichen Leben, daß jeder auf ſich ſelbſt den höchſten Werth ſetzt; jeder die ganze Welt behandelt, als wäre ſie nur allein ſeines Vortheils willen vorhanden; jeder ſich gleichſam für den Mittelpunkt betrachtet, um den ſich alles andere bewegt: und daß dennoch ſo viele bei allem dieſem Eigendünkel Sklaven eines andern, oder Leibeigene eines höchſt unwichtigen Gegenſtandes ihrer Begierden werden können. — Dieſe Widerſprüche in der Bruſt des Sterbli-

chen, dieſer ungemeſſene Stolz neben aller Gefühlloſigkeit des eigenen Werthes, dieſe nimmerſatte Selbſtſucht neben einer verächtlichen Geringſchätzung, ſind ſo gewöhnlich, daß es nur noch auffält, warum ſelbſt klügere Perſonen durch dieſe Wahrnehmung nicht aufmerkſamer auf ſich ſelbſt werden? —

Jeder hat einen Preis, um welchen er ſich weggibt! ſagt das Sprüchwort. Und wie wahr, wie tief aus der menſchlichen Natur entlehnt iſt der Inhalt dieſes Wortes! — Wer ſchlau oder Menſchenkenner genug iſt, weiß bald an andern zu beurtheilen, um wie viel er feil iſt; darnach behandelt er ihn. Iſt der Preis gering, macht er den Thoren zu ſeinem Diener.

Jeder Menſch hat einen Preis, um welchen er ſich weggibt. Es lächelt der Hochmüthige und ſpricht: Wohl mag es der Schwachen genug geben, welche um ein Spottgeld ihr Leben, ihre Ehre, ihre Rechtſchaffenheit weggeben, ſchändliche Richter, die ſich durch Geſchenke einnehmen laſſen; feile Wollüſtlinge, die durch einen neuen Anlaß zu Ausſchweifungen verführt werden können, Unſchuld, guten Namen, Ehrlichkeit, alles zu vergeſſen: aber gebet mir Millionen und alle Freude der Welt, nie

werdet ihr mich dadurch zu einer Niederträchtigkeit erkaufen! So ſpricht er, und fühlt es, was er ſpricht. Doch ſaget ihm Schmeicheleien, und er wird ſich gefangen geben; bietet ihm Ehrenbezeugungen, Titulaturen und mächtigeres Anſehen, er wird für den glänzenden Zweck ein ganzes Land ins Unglück ſtürzen; laſſet ihn in verzweiſtungsvolle Umſtände treten, die, wenn ſie bekannt werden, ihn um Hochachtung und alle Würde bringen: er wird einem Raſenden gleich, gegen alles wüthen; wird heimlich zum Betrüger, zum nichtswürdigen Dieb, zum Meuchelmörder, ja, fruchtet alles nichts, zum Selbſtmörder werden können! — O wie viel glückſelige Länder, wie viel tauſend glückſelige Familien wurden ſchon mit Jammer erfüllt, um einiger Menſchen Ehrgeiz! Wie mancher ließ Vermögen, Freundſchaft, Liebe, und ſelbſt das eigene Leben fahren, um nur ſeinen Namen, die Ehre ſeines Hauſes zu retten! — Er war alſo um einige Ehrenbezeugungen feil, die er nicht verlieren, nicht überleben wollte.

Er handelte wohl thörigt, ruft ein Anderer: ſo wie Jeder, welcher ſich um den leeren Schaum des Ruhmes Sorgen und Kummer aufbürdet. —

Was kann uns auch daran liegen, ob die Leute uns mehr oder weniger äußere Achtung bezeugen. Wer kennt die Welt nicht; wer nicht die Wankelmuth im Urtheil der Sterblichen? Wen ſie heut vergöttern, den verſpotten ſie morgen. Sie beugen ſich vor dir mit dem Haupt, aber im Herzen biſt du ihre Verachtung. Je mehr Anſehen, um ſo viel mehr Neid und verdrießliche Nebenbuhlerei. Nein, für ſolchen Preis opferte ich nicht Glück und Frieden meiner Tage und die Grundſätze meiner Handlungsweiſe hin, geſchweige das Leben ſelbſt. So ſpricht er, der ſich vielleicht um einen noch weit geringern Preis weggibt. Ladet ihn zu Gaſte, er wird euch liebkoſen, wenn er auch von eurer Unwürdigkeit die offenſten Beweiſe hätte. Setzet dem Lüſternen ſeltene Weine vor: er wird ſich freudig berauſchen, und in der Trunkenheit ſeine und ſeiner Freunde Geheimniſſe verrathen, die unanſtändigſten Reden zu führen keine Schaam haben, und in alle Schändlichkeiten einwilligen. Laſſet ihn verarmen, daß er nicht mehr den bisherigen Aufwand, die bisherige Schwelgerei fortſetzen kann: er wird ſich nicht mit geringem Trank, mit ſchlechter Koſt begnügen, er wird den Verluſt aller gewohnten Bequemlichkeiten

nicht ertragen können, und den Tod lieber, als ſolch ein trauriges Leben begehren. O wie mancher reiche Praſſer, wenn er nun verarmte, ward ſein eigener Henker, weil er glaubte nicht mehr mit einem geringen Vermögen leben zu können, was doch zur Unterhaltung mehrerer genügſamer Familien hingereicht haben würde. Dieſer Elende war alſo um einige volle Schüſſeln, um den Saft ſeltener Trauben, um eine glänzende Behauſung zu jedem Verbrechen feil.

Doch ein ſolcher gehört auch zum gemeinſten Auswurf der Menſchheit! ruft ein anderer: Nie würde ich mich ſo ganz zum Thier hinabwürdigen, und nur leben für den Kitzel des Gaumes. Was liegt an Schwelgereien und Feſten? Es iſt genug, daß man ſich ſättige. Was an Ehrenämtern? Genug, wenn man nicht über Verachtung und Haß zu klagen hat, und ungeſtört durch fremde Bosheit für ſich dahin leben kann. Nein, um ſolchen Preis Freundſchaft, Liebe, Seelenruhe und Leben wegſchleudern, heißt auf der niedrigſten Stufe der Verworfenheit ſtehen. So ſpricht er. Aber dieſer, welcher alle andere tadelt, daß ſie ſich ſo wohlfeilen Preiſes weggeben, um welchen iſt er mit allen

ſeinen tugendhaften Grundſätzen ſelbſt feil? — Stellt die Spieltiſche zurecht; laſſet die Karten, die Würfel beim Schimmer der Kerzen glänzen; ſammelt Geſellſchaft zum raſchen Wechſel des Glücks — und hinweg iſt jeder edle Stolz. Er drängt ſich hinzu; der Unglückſelige. Er, der ſonſt der gefühlvollſte Menſch ſeyn mag, wird nun hartherzig gegen anderer Verluſt; er, ſonſt der redlichſte Mann in ſeinen Geſchäften, verzeiht ſich nun, eines ſchändlichen Gewinns willen, jede Betrügerei, wenn ſie nur unentdeckt bleibt; er, ſonſt der zärtlichſte Vater, der treueſte Gatte, wird, nun von ſeiner hölliſchen Sucht ergriffen, ihrer nicht mehr gedenken. Er ſpielt und verſpielt ihr Hab und Gut. Ihr Jammer rührt ihn nicht; ihre Thränen, ihre Beſchwörungen, die Warnungen ſeiner Freunde und Vorgeſetzten, das Achſelzucken ſeiner Untergebenen — alles iſt vergebens. Er ſpielt; und wendet endlich das Glück das falſche Antlitz von ihm ab, ſteht er da, ohne Vermögen, ohne Hülfe, verhöhnt von denen, die ſich in ſeinem Gute theilten — dann führt ihn Verzweiflung und Reue zu jedem Wagſtück des Böſewichts. Er wird, um nur noch ſpielen, um ſein Verlornes wieder erbeuten zu können, an-

vertraute Gelder unterſchlagen, Obrigkeiten betrügen, Handſchriften verfälſchen, falſche Eide ablegen können — alles können, bis die Wellen des Unglücks über ihn zuſammenſchlagen, und er mit verruchter Hand ein ruchloſes Leben endet. O wie mancher, der wegen anderer vortrefflichen Eigenſchaften höchſt ſchätzbar geweſen, richtete ſich und die Seinigen ohne Rettung durch die Wuth der Spielbegierde zu Grunde! Dieſer war alſo um ein Geiſt- und Geſundheit-verderbendes Vergnügen feil, am Tiſche der Karten und Würfel von Angſt und Luſt durch den ſchnellen Umſchwung des Glücks ergötzt zu werden.

Jeder Menſch hat ſeinen Preis, um welchen er ſich weggibt. — — Und alſo auch du! — Um welchen biſt du mit deinem Glauben, mit deiner Unſchuld, mit deiner Ehrlichkeit feil? — Du ſtehſt betroffen da? Du zweifelſt, daß es einen Preis in der Welt gebe, um welchen du dich und die Ruhe dieſes und die Seligkeit jenes Lebens hinböteſt? — — Wie, wareſt du gegen alle Verſuchungen bis heute ſo ſtandhaft, daß dich keine, auch die reizendſte nicht bezwungen hätte? Wandteſt du dich immer, wenn deine Redlichkeit, deine Keuſchheit,

deine Zufriedenheit, deine Treue in Gefahr kamen, ſchaudernd von der lockenden Sünde hinweg, wie Joſeph einſt in der Verſuchung, als er rief: Wie ſollt ich ein ſo groſſes Uebel thun, und wider den Herrn meinen Gott ſündigen? 1 Moſ. 39, 9.

Es iſt möglich, die Spielwuth rührt dich nicht, aber auch nicht die Eitelkeit? Und wenn dich Eitelkeit zu keinen Fehlſchritten und Selbſtentwürdigungen verleiten könnte, auch nicht der Haß gegen andre? Und wenn nicht der Haß auch nicht der Stolz? Und wenn nicht der Stolz, auch nicht der Hang zur Wolluſt? Und wenn nicht die Wolluſt, auch nicht die Begierde nach Gewinn und Reichthum? Und wenn nicht der Reichthum, doch die Furcht vor Schande? Und wenn nicht Schande, doch Troz gegen andere oder auch Schadenfreude? — Wehe, wollt' ich die Reihe der menſchlichen Schwachheiten durchzählen, du gäbeſt dich vielleicht um mehr als einen Preis weg. Tadle nicht den freiwilligen Krieger, der um geringe Beſoldung Blut und Leben wagt. Ihm iſt die geringe Beſoldung höchſte Nothwendigkeit zu ſeiner Erhaltung; du biſt vielleicht verhältnißmäßig um weit geringern Sold dienſtbar! Tadle

nicht den Schiffer, welcher ſich auf gebrechlichem Fahrzeug den ungetreuen Wellen des Meeres und den Tücken der Sturmwinde preis gibt, weil er nur weniges gewinnen kann, wenn gleich mit Lebensgefahr. Es iſt ja ſein Beruf und Gewerb, aber du, um vielleicht weit flüchtigern und nichtigern Gewinn, wagſt Ehre, Wohlſtand, Tugend und häusliches Glück auf weit bedenklichere Handlungen hin.

Jeder Menſch hat einen Preis, um welchen er ſich weggibt? Welches wäre dein Preis? Haſt du deinen eigenen Werth ſchon jemals erwogen? — Gehe hin in dein Kämmerlein, und prüfe dich ſelbſt in einem ernſten Augenblick des Nachdenkens, um welches Gut du feil ſeyn könnteſt? — Unterſuche deine Handlungen nur ſeit dem vergangenen Jahr; unterſuche deine geheimen Gedanken und verſchwiegenen Wünſche nur ſeit einigen Wochen! — O du wirſt ſie bald erkennen deine Schwächen, welche kein Verſucher allzuſtark berühren dürfte, daß er nicht eben ſo ſchnell den Preis gefunden hätte, um welchen deine Tugend, dein Chriſtenthum, dein Himmel auf Erden, deine Ewigkeit feil wären. — Du ſchauderſt? Du magſt nicht in dein Innerſtes ſehen? — O, wenn dir die Fortdauer deiner Tugend,

wenn dir dein Chriſtenthum, dein Himmel, deine Ewigkeit werth ſind, ſo meide den Anblick deiner ſelbſt nicht! Daß du dich, deine Todesſchwäche und die gräslichen Klippen erblickſt, bei welchen deine Seele jeden Augenblick in Gefahr ſchwebt, — ach, es iſt ein großer, entſcheidender Augenblick in deinem Lebenslaufe. Vielleicht von eben dieſem Augenblick, der dich überraſcht und zur Selbſterkenntniß bringt, hängt es ab, ob du dich jemals mit allem, was dir ſonſt heilig iſt, um irgend einen ſchnöden Lohn, um irgend eine Befriedigung niedriger Gelüſte, um irgend einer ſchwachen Bedenklichkeit willen, weggeben wirſt; oder ob du dir, mit hoher Selbſtbeherrſchung, dir und deinem Gott immerdar angehören kannſt?

Jederman hat einen Preis, um welchen er ſich weggibt! Kennſt du den deinigen, kennſt du deinen eigenen Werth?

Ach, ich ſenke beſchämt, o Allwiſſender, die Augen vor dir nieder. Ich bin nicht würdig der Treue und Huld, welche du mir von früher Jugend auf erwieſen! Wie erhaben iſt die Würde, welche du mir verliehen; wie elend der Werth, welchen ich auf mich ſelbſt ſetzte! — Ich bin Dein

Geſchöpf, o Gott, dein Kind, o Vater voller Gnaden, und ich — — ach, ich gebe mich und deine Gnade um Staub und Tand, um irgend eine rohe Freude weg. — Ich bin Menſch. Hoch ſtehe ich auf der Stufenleiter der gottgeſchaffenen Weſen; hoch über den Myriaden anderer Geſchöpfe, welche nicht die Vernunft, nicht die Erkenntniß, nicht die Offenbarung haben, wie ich; und doch — ich vergeſſe und vernichte, mich ſelbſt entehrend, meine angeborne Menſchenhoheit um Dinge oft, die ſelbſt das tief unter mir ſtehende Thier nicht achtet. In meiner Seligkeit, in meinem Hoffen und Lieben, Verabſcheuen oder Begehren entarte ich nur zu oft zum Thiere! —

Ich bin zur Unſterblichkeit gerufen! Für mich ſtehen die Pforten einer Ewigkeit offen, deren Wonnen ich hienieden in ihrer beſeligenden Kraft kaum ahnden kann. Ach, tauſend andere Weſen ſterben ringsum jährlich zu meinen Füßen hin. Sie waren und ſind nicht mehr. Nur ich, erhabener als ſie, von Gott erleuchtet, nur ich bin zur Unſterblichkeit geboren. Und wie, wodurch habe ich dieſes hohe Loos vorzugsweiſe vor Millionen anderer erſchaffener Weſen verdient? Wehe, ich

verkaufte ſchon den Adel meiner Seele um den niedrigſten Preis meiner ſämmtlichen Gelüſte, meiner Einbildungen oder menſchlichen Vorurtheile! Ich gab, o wie oft, die Ruhe meines Lebens weg, um irgend einen Groll zu befriedigen, irgend eine Eitelkeit zu ſtillen, irgend eine gemeine Begierde zu ſättigen! Ich gab mich weg, und meine Anſprüche auf Vollkommenheit und ewiges Wohl für ein Hand voll Vergänglichkeit! — — Ich bin erkauft und erlöſet vom Tode durch Jeſu Blut und Leiden! Er, der Gottmenſch kam, und zeigte mir den Weg zum Vater; durch ſeine Lehre heiligte er meinen Geiſt; auf Golgatha beſiegelte ſein Opferblut das heilige Werk der Erlöſung! — Wehe mir, wenn mich Verſuchuug reizte, wie wenig achtete ich auf Jeſu Lehre, durch die er mich von Sünden reinigen wollte; wie wenig übte ich die Werke des Glaubens, während ich die Worte des Glaubens leichtſinnig bekannte! Ich gab mich und Jeſu Erlöſungswerke hin, um einen verbotenen Wunſch zu befriedigen, der mich nur zu bald wieder gereuete. Wie ſchwach, wie nichtswürdig bin ich oft geweſen, ich Gottgeſchaffener, Erhabener, zur Ewigkeit Erkohrner, durch Jeſum Erlößter!

Ein banger Schauer durchdringt mich. Warum bin ich ſo tief oft geſunken? Fehlte es an Warnung und Lehre? Warnten nicht Jeſu Worte, nicht Eltern, Verwandte, nicht theure Gelübde, nicht ernſte Schickſale, die mir die Folgen des Unrechts zürnend vorſpiegelten? — Warum hatte ich ſo ſelten die meiner hohen Beſtimmung würdige Selbſtbeherrſchung, durch welche allein ich mich über das Thier erhebe, welches nur von ſeinen Leidenſchaften und blinden Trieben geleitet wird? Welchen Lohn hatte ich denn davon, daß ich mich hingab? — Ach, flüchtige Luſt, nur allzuoft langes Leiden, großen und bittern Verdruß. Warum ſind denn ſo viele Menſchen innerlich unglücklich? Ach, ſie haben ſich um einen ſchlechten Preis weggegeben, und büßen nun, wie Sklaven ihrer Thorheit von jeher gebüßt haben.

Wohl mir, daß dieſe Stunde mich ſo überraſchend in mich ſelbſt zurückführt. Sey mir gegrüßt, du Segensvolle, dich hat die Sorge und Langmuth meines Gottes geſandt! Ich kenne den ſchnöden Preis, um welchen ich mich wegzugeben immer Gefahr laufe — fern ſey er von mir. — Und wenn die Reizungen ſich zu meiner eigenen Herabwürdi-

gung wieder in mir erneuern, will ich emporbli-
cken zum Himmel, zu meiner ewigen Beſtimmung, zu dem der für mich in Gethſemane blutigen Schweis vergoß und ſprechen: Wie ſollte ich ein ſo groß Uebel thun und wider den Herrn meinen Gott ſündigen?

Staub kann wohl gegen Staub, Waare gegen Waare vertauſcht werden: aber nie die Vollkommenheit meines Geiſtes gegen Stillung roher Neigungen; nie meine innere beſtändige Zufriedenheit für einen augenblicklichen Rauſch der Sinne und des Herzens. Was hätte ich davon, wenn ich die ganze Welt gewönne, und nähme Schaden an meiner Seele?

Jeſu Chriſti Wahrheiten, des Chriſten Tugend, Gottes Wohlgefallen ſind um keinen Preis wegzugeben; oder was hätte im ganzen Weltall noch einen Werth, wenn nicht das Göttliche? Dafür opferte der Gottmenſch ſelbſt ſein heiliges Leben auf, als ihn die Welt der Sünder verdammte; dafür ſtarben unter ſchweren Qualen die heiligen Boten Jeſu — daher ertrugen die erſten Chriſten und Chriſtinnen freudig Armuth, Verfolgung, Schande, Ketten und Foltern, und freudig den Tod. —

Ein banger Schauer durchdringt mich. Warum bin ich ſo tief oft geſunken? Fehlte es an Warnung und Lehre? Warnten nicht Jeſu Worte, nicht Eltern, Verwandte, nicht theure Gelübde, nicht ernſte Schickſale, die mir die Folgen des Unrechts zürnend vorſpiegelten? — Warum hatte ich ſo ſelten die meiner hohen Beſtimmung würdige Selbſtbeherrſchung, durch welche allein ich mich über das Thier erhebe, welches nur von ſeinen Leidenſchaften und blinden Trieben geleitet wird? Welchen Lohn hatte ich denn davon, daß ich mich hingab? — Ach, flüchtige Luſt, nur allzuoft langes Leiden, großen und bittern Verdruß. Warum ſind denn ſo viele Menſchen innerlich unglücklich? Ach, ſie haben ſich um einen ſchlechten Preis weggegeben, und büßen nun, wie Sklaven ihrer Thorheit von jeher gebüßt haben.

Wohl mir, daß dieſe Stunde mich ſo überraſchend in mich ſelbſt zurückführt. Sey mir gegrüßt, du Segensvolle, dich hat die Sorge und Langmuth meines Gottes geſandt! Ich kenne den ſchnöden Preis, um welchen ich mich wegzugeben immer Gefahr laufe — fern ſey er von mir. — Und wenn die Reizungen ſich zu meiner eigenen Herabwürdi-

gung wieder in mir erneuern, will ich emporbli-
cken zum Himmel, zu meiner ewigen Beſtimmung,
zu dem der für mich in Gethſemane blutigen Schweis
vergoß und ſprechen: Wie ſollte ich ein ſo groß
Uebel thun und wider den Herrn meinen Gott
ſündigen?

Staub kann wohl gegen Staub, Waare gegen
Waare vertauſcht werden: aber nie die Vollkom-
menheit meines Geiſtes gegen Stillung roher Nei-
gungen; nie meine innere beſtändige Zufriedenheit
für einen augenblicklichen Rauſch der Sinne und
des Herzens. Was hätte ich davon, wenn ich die
ganze Welt gewönne, und nähme Schaden an mei-
ner Seele?

Jeſu Chriſti Wahrheiten, des Chriſten Tugend,
Gottes Wohlgefallen ſind um keinen Preis wegzu-
geben; oder was hätte im ganzen Weltall noch
einen Werth, wenn nicht das Göttliche? Dafür
opferte der Gottmenſch ſelbſt ſein heiliges Leben auf,
als ihn die Welt der Sünder verdammte; dafür
ſtarben unter ſchweren Qualen die heiligen Boten
Jeſu — daher ertrugen die erſten Chriſten und
Chriſtinnen freudig Armuth, Verfolgung, Schande,
Ketten und Foltern, und freudig den Tod. —

Darum prangt noch heute herrlich der Name dieſer Gerechten im Gedächtniß der Welt und in den Büchern des Himmels. Ihre Seelengröße, die Kraft ihrer Selbſtbeherrſchung entzückt uns noch heute. Ja, es gibt noch etwas, das erhabener iſt, als die Macht der Welt, als Erdenwürden, Tonnen Goldes, Schmeicheleien der Schönheit und des Ruhmes, und als alles, was die Sinne bewundern mögen. Es gibt noch etwas, das nicht feil iſt um alle Herrlichkeiten des Lebens, die uns die verbotene Luſt anpreiſen mag, wie einſt der Verſucher dem Heiland anbot in der Wüſte und auf dem Berggipfel. Es iſt die Gottähnlichkeit eines tugendhaften Geiſtes, deſſen Blick über den Staub des Hierſeyns in das Ewige emporgerichtet iſt!

Und dieſe Gottähnlichkeit — o wie weit bin ich noch von ihr entfernt! Ach, darf ich, Schuldbeladener, zu Dir, Erbarmer — darf ich hinaufblicken? Darf ich noch zu Dir beten, Vater? Ich ſchaudere vor meiner eigenen Entwürdigung. — — Gott! Gott! — ich mögte beten! — — — Gott, ſey mir armen Sünder gnädig! Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Chriſtenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Eilfter Sonntag, am 14 März 1813.

Herr, wer weiß, wie oft ich fehle,
Oft, wenn ich mich beſſern will,
Stehet meine irre Seele
Nur vor neuen Sünden ſtill.
Und ſie ſchlägt ſich neue Wunden
Eh' die andern noch geſunden.

Zu beſchränkt iſt unſer Wiſſen;
Zu gewaltig Fleiſch und Blut.
Bald durch Irrthum fortgeriſſen,
Bald durch der Begierden Fluth,
Können wir im ſchnellen Handeln
Selbſt nicht wiſſen, wo wir wandeln.

Darum Vater ſteh mir immer
Du mit deinem Geiſte bei,
Daß nicht meine Rettung ſchlimmer
Als der erſte Fehler ſey!
Veſter Will' und kaltes Prüfen
Führt aus des Verderbens Tiefen.

Falſche Rettung.

Luc. 29, 49—57.

Ich erkenne wohl oft meine Schwächen, meinen Unwerth vor Gott, wenn ich mit rechtem Ernſt unterſuche, um welchen Preis, ach, oft um welchen geringen ich mich weggebe. O wie oft vergeſſe ich meine Würde als Kind Gottes, als Eingeweihter in Jeſu Reich, als Berufener zur Ewigkeit! — Wenn eine Perſon, welche durch ihr Alter ehrwürdig ſeyn ſoll, ſich läppiſch beträgt wie ein Kind, oder noch die Thorheiten der Jugend mit macht; wenn eine Perſon, welche durch ihren bürgerlichen Stand Hochachtung bei den Untergebenen erwecken ſoll, aus Gewohnheit, oder im Rauſch, oder im Zorn Sachen ſpricht oder thut, die ganz unter ihrer Würde ſind, wie ſcharf weiß ich da zu tadeln! — Und ich ſelbſt, ich ein Erlöſeter Chriſti, ich ein von Natur erhabeneres Weſen, nach dem Bilde der Gottheit geſchaffen, vergeſſe ſo oft in ungerechten liebloſen Handlungen meinen Geiſtesadel!

Dann, vor mir ſelbſt erröthend, dann, die bittern Nachtheile fühlend, welche nur durch eigene Verſchuldung entſtanden ſind, mögte ich mich wohl

zuweilen aufraffen, ein beſſerer Menſch werden, aber nur zu oft verfalle ich eben damit wieder in neue Fehler. Nur zu oft wähle ich zu meiner Rettung ſehr ungerechte Mittel, welche noch weit böſer ſind, als das erſte Vergehen ſelbſt war.

Wie Jeſus, auch in den furchtbarſten Stunden ſeines Lebens, ſoll ich jedes unrechtmäßige Mittel zu meiner Rettung verſchmähen, ich mag mir meine unangenehme Lage durch eigene Unvorſichtigkeit zugezogen haben, oder ganz unſchuldig in dieſelbe gerathen ſeyn. — Wie göttlich groß ſtand der Erlöſer in jener bangen Nacht da, als er von einem ſeiner Buſenfreunde verrathen ward, deſſen Wohlthäter er geweſen.

Als er am Oelberge in ſchwerer Todesangſt zum Allbarmherzigen hinauf gebetet, und keinen Troſt empfunden hatte; — als ſein Schweiß, wie Blutstropfen geworden war, die zur Erde fielen; — als er ſeine Schüler, ſeine Getreuen mit Inbrunſt gebeten hatte: Betet, betet, daß ihr durch das uns bevorſtehende unglückſelige Schickſal nicht allzuhart ergriffen, nicht mir und dem Vater im Himmel treulos werdet, nicht in Anfechtung fallet: da

kamen die Mörder; da kam unter ihnen heimtückiſch Judas mit dem Verrätherkuß. Sie kamen mit Schwertern und Speeren, den Unſchuldigen gefangen zu nehmen.

Der Meſſias, voll hohen Muthes, ging ſeinen Feinden entgegen; erſchrocken oder empört umgaben ihn ſeine Jünger. Sie wollten ihn vertheidigen, ihn retten. Herr, ſollen wir mit dem Schwert drein ſchlagen? ſprachen ſie zu ihm. Luc. 22, 49. Aber der göttliche Meſſias wollte kein ungerechtes Mittel zu ſeiner Befreiung — das gerechteſte Mittel der Befreiung mußte die öffentliche Anerkennung ſeiner Unſchuld, ſeines Rechts, aber nicht Gewaltthätigkeit ſeyn. Er wehrte den Jüngern — doch einer derſelben, von ſeiner Hitze überwältiget, verwundete einen der Kriegsknechte. Jeſus verſchmähte das unrechtmäßige Mittel der Rettung, berührte den Blutenden und heilte ihn. — Und er, der mit wunderbarer Macht den Blutenden heilte, lag es nicht auch in ſeiner Kraft den Grimm ſeiner Feinde zu zähmen, wie er ſonſt das Toſen brauſender Meereswogen durch ſein Wort ſtillte? Lag es nicht in ſeiner Kraft die Schrecken des Todes über ſie auszubreiten? — Aber er verſchmähte außer ſeiner

Unſchuld jedes andere ungerechte Rettungsmittel. „Stecke dein Schwert an ſeinen Ort!“ rief er dem Gewaltthäter aus der Zahl ſeiner Jünger zu: „Oder meinſt du, daß ich nicht könne meinen Vater bitten, daß er mir zuſchickte mehr, denn zwölf Legionen Engel?“ — Und er ging, im Bewußtſeyn nie entweihter Unſchuld, vor das Gericht.

So Jeſus. — Aber wie anders der gewöhnliche Menſch? Wie anders ſelbſt Petrus, ſeiner Jünger einer der erſten.

Als Petrus mitten im Palaſt des Gerichts ſaß, um deſto früher vom Schickſal ſeines geliebten Meiſters zu hören, erkannte ihn eine Magd, und ſie ſprach zu ihm: „Dieſer war auch mit ihm!“ — So war Petrus ebenfalls verrathen; die Gefahr für ihn nicht minder groß. Er ſann auf Rettung. Aber welches Mittel wählte er? Ach, das allerunwürdigſte. Er verläugnete ſeinen Heiland und Wohlthäter. „Weib, ich kenne ihn nicht!“ rief er, und entkam.

Chriſtus und Petrus. Welche Verſchiedenheit in ihrem Betragen unter ähnlichen Umſtänden! Dort unerſchütterliche Seelengröße, hier verachtungswürdige Feigheit. Dort die hohe Wahrheit,

welche ſelbſt der Feind mit Erſtaunen hört; hier Lüge, Wankelmuth und Treuloſigkeit.

Chriſtus und Petrus! — Wer von ihnen beiden iſt mein Vorbild? Wem war ich in meinen Handlungen wohl bei ähnlichen Bedrängniſſen am meiſten gleich? — Freilich, du ſprichſt: wäre Jeſus mein Lehrer, mein Vater, mein Freund geweſen, nimmermehr hätte ich ihn verläugnen mögen. Hätte ich das Glück genoſſen, zur Zeit des Göttlichen zu leben, ihn lebendig auf Erden zu umarmen, wahrlich, lieber wäre ich mit ihm in den Tod gegangen!

Wäre dies dein Ernſt, und hätteſt du jetzt mehr Muth als Petrus in jener finſtern Stunde beſaß? — O ſey geſegnet, Edler! der du mit Jeſu freudig in den Tod gegangen wäreſt; ſey geſegnet, Edler, der du ihn nie, auch in der Mitte deiner Gefahren, doch nie verlaſſen hätteſt! Dein iſt die Krone des ewigen Lebens.

So gehe nun hin, und folge deinem Jeſu auch heute noch in den Tod! Gehe hin, und verlaſſe ihn auch heute nicht, wenn dich ſchwere Schickſale umringen. Verlaſſe deine Güter, deine Ehren, deine Aemter, deine Hoffnungen, halte veſt an dem Heiland; geh in der Würde deiner Unſchuld, ruhig

wie er, auch dem ſchwärzeſten Verhängniß entgegen, nur ihn verlaß nicht!

Aber wie kann ich es in unſern Tagen? Jeſus der Heißgeliebte lebt nicht mehr unter uns. — O, du kannſt es, wenn du nur niemals durch deine bedrängten Umſtände bewogen wirſt, von ſeinen Lehren abtrünnig zu werden; wenn du auch in der größten Gefahr alle Rettungsmittel verſchmähſt, die noch entehrender ſind, als die Gefahr ſelbſt iſt.

Es iſt falſche Rettung; es heißt Jeſum verläugnen, wenn du ſolche Rettungsmittel wählſt, durch welche das Uebel nicht vermindert wird. Es iſt hier aber nicht blos von kleinen irdiſchen Gefahren die Rede, aus welchen du dich befreien mögteſt, ſondern auch von jenen größern Gefahren, die das Leben und den Adel deiner Seele bedrohn.

Ich traue dir wohl Standhaftigkeit genug zu, wenn du in herber Armuth lebeſt, daß du jedes unanſtändige Mittel verſchmähſt, dich wieder zu bereichern. Ich glaub' es dir, du wollſt lieber betteln, als ſtehlen; du wollſt lieber Haus und Hof verlieren, als für ungerechte Sache einen falſchen Eid ſchwören. — Aber haſt du auch Muth genug,

bei ſelbſt verſchuldeten Leiden immer das gerechteſte Rettungsmittel zu ergreifen?

Du haſt fremdes Gut untergeſchlagen, und biſt treuloſer Eigenthümer oder Genießer deſſen, was dir nicht gehört. Oft mahnt dich dein Gewiſſen an deine Schuld. Du biſt dieſen Vorwürfen, dieſer Angſt müde. Es kommen die Tage der Unruhe und des beſtändigen Schreckens, du willſt dich von ihnen befreien. Es reut dich dein Verbrechen. Du möchteſt Gottes Liebe und Verzeihung. — Nun gehſt du hin und theilſt deſto reichlichere Almoſen unter die Armen aus; du gibſt ihnen, oder zu gemeinnützigen und milden Stiftungen vielleicht mehr, als du auf ungerechte Weiſe dir von fremden Gute zugeeignet haſt. Iſt dir nun geholfen? — Ach, nein! es iſt falſche Rettung! — Gib denen, oder ihren Nachkommen wieder, um was du ſie betrügeriſch gebracht haſt. Dies iſt, was dein Gewiſſen fordert.

Deine Verläumdungen, deine falſchen Zeugniſſe haben dieſen oder jenen geſchadet. Dein Nebenmenſch, wer er auch ſey, hat dadurch an Achtung bei ſeinen Mitbürgern und Vorgeſetzten eingebüßt, vielleicht von ſeinen Einkünften verlorn, vielleicht darum manche trauervolle, bittere Stunde verleben

müſſen. Du fühlſt die Vorwürfe deines Gewiſſens. Du kannſt, bei dem Gedanken an deinen dort bewieſenen Leichtſinn nicht froh werden. Du gehſt hin, und biſt um deſto liebreicher gegen andere Menſchen; hilfſt und ratheſt allen andern deſto mehr. Iſt dir nun geholfen? — Ach, nein! falſche Rettung. Deine Sünde iſt dir behalten. Du haſt verläumdet: ſo widerrufe; du haſt geſchadet: ſo erſetze!

Du lebteſt in deiner Jugend mit ſträflichem Leichtſinn in Völlerei, Ueppigkeiten, Zerſtreunngen. Du gabſt dir wenig Mühe, Glück über die Genoſſen deines Lebens zu verbreiten. Das Leben recht genießen! war dein Wahlſpruch. — Jetzt, da deine Kräfte erſchöpft ſind, kömmſt du zum beſonnenen Ernſt zurück; mögteſt dich nun an der Neige deines Lebens heiligen, um des Himmels gewiß zu ſeyn. Du mögteſt deine Seele retten. Du beſtürmſt Beichtſtühle und Meſſen, Betſtunden und Kirchen; du wirſt in frommen Andachtsübungen nicht müde, und hoffſt damit den Richter der Todten zu beſtechen. Vergebliche Mühe, falſche Rettung. Geh hin, du Unnützer auf Erden, ſammle noch den Reſt deiner Kräfte und werde einer Welt nützlich, in der du bis heut vergebens lebteſt.

Es iſt falſche Rettung, wenn man einen alten Fehler durch einen neuen verbeſſern will. Und dieß iſt nur zu gewöhnlich für die Thorheit der Sterblichen. Daher verlieren ſie ſich in einer Reihe von Vergehungen und Irthümern, aus welchen ſie ſich ſelten wieder zurecht finden. Groß iſt der Irgarten des Laſters. Wer einen Schritt hinein thut, muß nicht, um dieſen zu beſchönigen, den zweiten thun, ſonſt wird er auch zum dritten und vierten gezwungen, bis der Ausweg ganz verloren iſt.

So ſehen wir häufig in unſern Zeiten Familien, welche ſich durch einen Aufwand zerrütten, der durchaus ihren Einkünſten nicht angemeſſen iſt. Aber ihr Stolz will nicht erlauben, zur ſtrengen Einfalt und Sparſamkeit zurück zu kehren. Das glänzende Leben, eine ganze Reihe mannigfaltiger Bequemlichkeiten, ſcheinen ihnen durch Gewohnheit zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden zu ſeyn. Zwar ſie ſehn den Verfall ihres Vermögens vor Augen; ſie ſehen dieſe Stunde voraus, da dieſe Lebensart mit Verzweiflung endet. Aber nun ſchmeichelt man ſich mit allerlei Einbildungen von mögli-

chen Glücksʒufällen. Man hofft, es könne unverſe=
hens wieder beſſer werden. Und es wird nicht
beſſer. Nun greift man, um öffentliche Schande
zu meiden, zu unerlaubten Hilfsmitteln. Man denkt
ſich durch Verbrechen zu retten. Aber ein Fehler
beſſert den andern nicht, ſondern gräbt den Ab=
grund nur tiefer.

Mancher ſucht ſich durch Prahlereien ein Anſehn
und Zutrauen zu verſchaffen, welches ihm nicht
gebührt, aber den ſein Ehrgeiz verlangt. Es kömmt
ihm wenig darauf an, die Menſchen zu belügen,
ſelbſt die Rechtſchaffenſten zu hintergehn. Doch er
irrt ſich, indem er glaubt, es bei der erſten
Unwahrheit bewenden zu laſſen. Er muß die zweite,
die dritte Lüge erſinden, um die erſte zu unterſtützen.
Wider ſeinen Willen verſtrickt er ſich endlich in das
treuloſe Gewebe ſeiner Erdichtungen, bis er ſelbſt
darin gefangen ein Gegenſtand öffentlicher, wohl=
verdienter Schmach wird, und erfährt, daß eine
Lüge der allerſchlechteſte Deckmantel der andern ſei.

Wolluſt verleitet den Leichtſinnigen zur Verfüh=
rung der Unſchuld, zum Ehebruch. Das Verbre=
chen droht ruchbar zu werden; wehe dem welcher

es mit einem zweiten verhüllen will! er rettet ſich nicht! Kann der Meineid, kann der Mord, kann eine Grauſamkeit retten, vor welcher die Menſchheit ſchaudert? Nur entſetzlicheres Verderben wird bereitet.

Es iſt falſche Rettung, wenn man, um ſich zu beſſern, durch Uebertreibung in den entgegengeſetzten Fehler ſtürzt. Dies iſt das gemeine Unglück ſchwacher Menſchen, die ſich nicht auf der goldnen Mittelbahn der Tugend und der Rechte erhalten können, weil ſie nie, was ſie thun, mit erforderlicher Ueberlegung anfangen. Und wie groß iſt die Zahl dieſer Schwachen.

Seht den leichtſinnigen Jüngling, wie er durch Ausſchweifung und Unmäßigkeit lange die edle Geſundheit ſeines Körpers beſtürmt. Umſonſt warnen ihn die Erfahrnen; er fährt fort in ſeinem Treiben, bis der feſte Bau ſeines Leibes zerrüttet iſt. Nun Schrecken und Furcht. Nun will er plötzlich beſſern. Er verzärtelt ſich; er wacht mit allzuängſtlicher Sorgfalt um ſeine Geſundheit. Ihn quält unaufhörliche Bangigkeit vor Krankheit und Tod. Es iſt falſche Rettung! Seine Angſt iſt neue Aus-

ſchweifung, welche, von der Seele aus, den ſchwachen Körper vergiftet.

Beobachtet den Verſchwender. Das Erbe ſeiner Väter fliegt in wilden Luſtbarkeiten dahin, bis er am Rande der Armuth ſteht. Nun bebt er erſchrocken zurück, verflucht ſeine bisherigen Thorheiten und ſucht Rettung. Seine bisherigen Freunde verlaſſen ihn — wer iſt des Armen treuer Freund? Er will mäßig werden und ſparſam. Aber aus übertriebener Furcht vor gänzlicher Verarmung, überſieht er die zarten Grenzlinien der weiſen Sparſamkeit und niedrigen Kargheit. Er wird zum Geizhals, der den unſchuldigſten Freuden des Lebens abſagt, um das todte Vergnügen des Zuſammenſcharrens zu genießen. Er wollte der Armuth entrinnen und ward, ſelbſt bei Schätzen, elender, ärmer und darbender, als der genügſame Dürftigere.

Habet auf den witzigen Religionsſpötter acht, welcher ſich im Dünkel ſeiner Weisheit über Göttliches und Menſchliches erhebet; im Glauben der Chriſten nur Aberglauben, und in der Gottesverehrung der Weiſen nur menſchliche Schwachheit bemitleidet. Mit unveredeltem Gemüthe geht er

wie ein ſchlaueres Thier, ungezähmt über den Erdboden. Sein Nutzen und Genuß iſt ſein Himmel. Und ſo wird er die Beute ſeiner vernunftloſen Grundſätze. Er ſinkt. Das Unglück ergreift ihn. Der Troſtloſe zu Troſt und Rettung. Aber in ihm iſt Entzweiung, außer ihm Widerſpruch. Er forſcht, er prüft ernſter. Er findet, daß er doch einſt in manchem allzuweit gegangen ſey, und daß er manches verworfen habe, deſſen Wahrheit ewig ſtehe, wie die Welt. Dies erſchreckt ihn. Nun wie er einſt ungeprüft, alles verwarf, nimmt er jetzt ohne Wahl, alles an. Er wird zum Andächtler und Schwärmer. Er traute der Vernunft einſt zu viel, nun zu wenig; er verachtet ſie; will alles durch den Glauben, alles im Geheimniß, im Unbegreiflichen, im Gefühl. — Der Unglückliche! Rettung will er, und findet ſie nicht. Der Zweiſler wird zum Schwärmer und tauſcht Finſterniſſe mit Finſterniſſen, das Licht der Erlöſung leuchtete ihm nie, weil er die Mittelſtraße floh, und ſein Heil in Uebertreibung ſuchte.

Hab ich nicht wohl auch ſchon mehrmals unrechtmäßige Mittel zu meiner Rettung gewählt? Und welches waren die Folgen? Gerettet war ich

nicht. Nur zu oft brachten mich die falſchen Mittel in noch quälendere Verlegenheiten. — Machten ſie mich weiſer?

O Gott, erleuchte du mich, daß ich nicht irre, und mein Unglück vermehre, indem ich es mindern mögte! Um Erleuchtung fleh ich? Wie? gabſt du mir nicht ſchon die Leuchter durch des Lebens Nacht? Bedarf es für mich noch mehrere, als deine Vatergüte ſchon verliehen hat? Gabſt du mir nicht Verſtand, daß er prüfe, eh' ich ein Rettungsmittel wähle, wohin mich dieſes zuletzt führen müſſe? Bedenke das Ende! — — Gabſt du mir nicht ein Gewiſſen, welches mir ſagt, eh' ich den Entſchluß vollziehe, ob es auch recht gethan ſey? Unrecht will nie gedeihn! — — Gabſt du mir nicht das Evangelium, den Jeſusglauben, der zu mir ſpricht: Handle in allen Dingen nur aus Liebe zu Gott und Menſchen, ſo kannſt du nicht fehlgehen! — Ein jeglicher ſey geſinnet, wie Jeſus Chriſtus auch war. Phil. 2, 15.

Und ich will, o Jeſus, geſinnt ſeyn, wie du wareſt. Nicht retten will ich mich, wie Petrus

Rettung ſuchte; nicht retten mich, wie Judas der Verräther ſich zu retten ſuchte, als er mit Selbſtmord ſeine irdiſchen Tage endete, und vergebens hoffte, mit einem neuen Vergehen das alte zu beſſern. Ich will ſtandhaft dulden, leiden, glauben, lieben wie du, mein Heiland; und lieber elend ſeyn, als durch falſche Hilfsmittel, falſche Rettung finden, welche mich nur zu bald verläßt. Ich will Wahrheit und dauerhafte Seelenruhe, nicht Täuſchung meiner ſelbſt und Scheinglück! Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Zwölfter Sonntag, am 21. März 1813.

Je mehr du mir Gelegenheit
Und Fähigkeiten giebeſt, —
Je mehr will ich mit Redlichkeit
Die Seelen, die du liebeſt
Zu retten auch befliſſen ſeyn
Und nicht Verdruß, nicht Arbeit ſcheun,
Dir, Gott, ſie zuzuführen.

Und haſt du, mehr als ihnen, Gut
Und Kenntniß mir gegeben,
Will ich mich des mit ſtolzem Muth
Nicht gegen ſie erheben;
Verſpottung ihrer Fehler fliehn,
Und nicht aus ihnen Vortheil ziehn
Um gleisneriſch zu prangen.

Der Mißbrauch von den Schwächen anderer.

1 Kor. 12, 4—7.

Auch ich bin gar wohl überzeugt, es iſt mehr als eine falſche Rettung im menſchlichen Leben! —

ich kann mir unmöglich die zahlloſen Fälle alle denken, in welchen ich, um einem Vergehen zu entrinnen, in ein anderes überging, und wo ich mich aus den Netzen der einen Thorheit befreite, aber gleichen Augenblick in andern vergarnte. Wie ſelten war ich weiſe, wie Jeſus, wie oft war mein Thun dem Leichtſinn eines Petrus ähnlich!

Doch keine Art dieſer falſchen Rettungen iſt wohl im menſchlichen Leben gewöhnlicher, als diejenige, da wir im frohen Gefühl irgend einen Fehler abgelegt zu haben, oder irgend einer Gefahr entronnen zu ſeyn, ſchadenfroh über diejenigen triumphiren, welche noch darin ſind. So ſieht man oft Kinder, wenn ſie kleinen Verlegenheiten glücklich entſchlüpft, hohnjauchzen über andere, welche nicht ſo glücklich waren, als ſie, oder doch erſt ſpäter entkommen.

Dieſe Freude iſt urſprünglich zwar ſehr verzeihlich. Wer wollte nicht froh ſeyn, wenn er aus unangenehmen Verhältniſſen endlich hervorgetreten iſt? wenn er ſich endlich von gewiſſen Fehlern ganz rein weiß? wenn ihn keine geheimen Vorwürfe des böſen Bewußtſeyns mehr plagen? — Das Vergnü-

gen an eigner Beſſerung wird noch lebhafter, wenn man andere Menſchen erblickt, die noch im alten Elende ſtecken, und weder Glück noch Kraft, weder Sinn noch Muth genug haben, ſich ein beſſeres Loos des Gemüthes zu verſchaffen. Erſt durch den Anblick ihrer Unvollkommenheiten erfahren wir nun beſtimmter, wie wir vorher waren, ehe wir uns ermuthigt hatten, beſſer zu werden. Erſt aus ihrer Tiefe erkennen wir deutlicher unſere Erhebung.

Die Selbſtzufriedenheit mit uns, daß wir uns gerettet haben, iſt eine reine, ſchuldloſe Wonne; iſt ein ſüßer Lohn, der uns unſer verſöhntes Gewiſſen darbringt, iſt gleichſam der Kuß, welchen der Schutzgeiſt unſerer Seele gibt, ſie zu allem Edeln zu ermuntern.

Allein wehe dem, der ſicher zu ſtehen meint! Die Freude ſelbſt ſchleudert ihn wieder in neues Verderben, wenn ſie, ſtatt nur Ausdruck der Zufriedenheit mit uns ſelbſt zu ſeyn, ein Triumph über andere wird, die nicht ſo glücklich geweſen ſind, als wir. Dies Triumphiren iſt ſchon wieder eine neue Schwachheit, entweder unſers Verſtandes, oder unſers Herzens.

Des Verſtandes! — Denn wie mag ein weiſer Mann über die Schwächen und Thorheiten ſeines Bruders frohlocken? Wie können ihm deſſen Fehler zum Stoff edler Beluſtigung dienen? Er ſelbſt weiß von ſich, daß er noch nicht alle Irthümer, alle Schwachheiten ganz verloren — er ſey kein Engel. Alle Vorzüge, welche wir vor unſern Nebenmenſchen beſitzen, beſtehen entweder in Wirkungen unſerer eignen Bemühung — und ach! wer weiß nicht wie oft, wie lang wir unterlagen, ehe wir obſiegten? — oder ſie ſind Geſchenke des Himmels: wer wird ſtolz ſeyn auf das, was nicht unſer Verdienſt iſt? Nur der Unverſtand verſpottet den Armen. Der ächte Jünger Jeſu ſpricht mit dem weiſen Boten deſſelben: Es ſind mancherlei Gaben, aber es iſt ein Geiſt. Es ſind mancherlei Aemter, aber es iſt ein Herr. Es ſind mancherlei Kräfte, aber es iſt ein Gott, der da wirket alles in allem. 1 Kor. 12, 4—7. Nichts iſt unſer, alles iſt Gottes. Jeder unſerer Vorzüge, Verſtand, Witz, Einbildungskraft, Zartgefühl, Gedächtniß, ſelbſt die höhern Kenntniſſe, ſelbſt die beſſere Erziehung, welche wir empfingen, alles iſt Gottes Werk! — O du, der ſich des ſchönen Körpers

erfreut, und der du deſſen ſpotteſt, der von Geburt, oder durch Zufall und Unglück, oder durch Alter häßlich ward: iſt deine Schönheit eine Wirkung deiner Verdienſte? Unverſtändiger, wie mag dich des andern Häßlichkeit beluſtigen? O du, der die rohen Sitten des Bruders verlacht, welcher nicht auf deinen Tanzſälen in den entbehrlichen Ueppigkeiten deiner Stadt Erziehung empfing, wenn dir die Gottheit das Loos angewieſen hatte, Sohn einer Bettlerin, Tochter einer halbnackten Wilden in fernen Welttheilen zu seyn, würdeſt du dich noch deiner zierlichen Sitte und Geberden ſo ſtolz rühmen? Iſt nicht alles von Gott, in Gott, für Gott? Und was du im Irdiſchen zu haben meinſt, deſſen du dich überhobſt, und warum du den verlacheſt, welcher es nicht in dem Maas empfing, als du: gehört es dir? Iſt es nicht geliehenes Gut? Legſt du es nicht in der unbekannten Sterbeſtunde wieder zu den Füßen deſſen nieder, der es dir allein verliehen hat? Wird es dir leichter mit deiner Rechenſchaft alsdann werden, wenn du aufgefodert wirſt zu beweiſen, wie du deine mehreren Gaben nützlich angewendet haſt? oder jenem leichter, dem der Herr nur wenige Pfunde anvertraute, mit

denen er aber mehr Gutes auf Erden ſtiftete, als du in deiner Gabenfülle? Noch öfter aber iſt der Triumph über andrer Schwachheiten nicht ſowohl Wirkung eines mangelhaften Verſtandes, als einer gemeinen Schlechtigkeit des Herzens. Es gibt Narren, welche ſich mit ihren Thorheiten ſelbſt zum Spott anderer hingeben, um nur das Recht zu haben, ſie wieder zu verſpotten. Hier iſt kein Adel des Gemüths, ſondern ekelhafte Gemeinheit und Niedrigkeit der Denkart; eine Art Verzweifelung, die ſich darin tröſtet, daß andere ſo ſchlecht ſeyn können, als man ſelbſt iſt; es gibt Narren, die einen Schein von Weisheit annehmen, um mit den Schwächen eines andern den dritten zu beluſtigen. Dieſe Art Luſtigmacher, deren verſteckter Stolz überall hervorleuchtet, ſind nicht minder verworfene Weſen. Sie erregen ein Lachen, ohne unterſcheiden zu können, daß man oft mehr ihre Selbſtentwürdigung belächelt, als denjenigen auf welchen ihr Spott zielt.

Doch müſſen wir darum nicht jeden harmloſen Scherz, jede unſchuldige Neckerei als Sünde verdammen. Wohl pflegen auch Freunde ſich gegen-

ſeitig, und oft ſelbſt aus Liebe, ihre gegenſeitigen Schwächen lächelnd zu zeigen. Dieſe Neckereien ſind ſchuldlos, ſo lange darin nicht die Abſicht liegt den andern zu kränken und zu betrüben; ſo lange noch wahre Liebe darin athmet, der daran liegt, einem andern manches Unſchickliche in ſeinem Betragen fühlbarer zu machen. Oft fruchten zur Beſſerung des Menſchen alle ernſte Vorſtellungen, alle vernünftige Grundſätze nicht ſo viel, wie ein einziger wohlberechneter Scherz, ein Spott der ſich in voller Gutmüthigkeit zeigt, warum und zu welchem Zweck er kömmt? So pflegt ja auch ein Vater, eine Mutter bei froher Laune das geliebte Kind mit ſeinen Unarten zu necken, um es von denſelben zu entwöhnen. Und der muthwillige Spott aus dem Munde der Liebe, wahrlich, er iſt keine Sünde, er iſt leiſe Züchtigung des Fehlers, um zur Beſſerung zu leiten!

Aber es iſt Mißbrauch fremder Schwächen, und Verkündung eigner Verderbtheit des Gemüths, wenn man die Fehler andrer benutzt, um damit den dritten und vierten zu beluſtigen. — Hier iſt nicht mehr der Wille,

den Schwachen zu beſſern, ſondern Schadenfreude. Es gibt in der Welt kein ſittliches und körperliches Leiden, was edeln Gemüthern Ergötzung bringen könntr. Jede Schwachheit, jede Untugend aber iſt ein Uebel, unter welchem die Seele leidet. Der Mißbrauch fremder Schwachheiten zur Beluſtigung andrer wird ein um ſo gröberer Zeuge eignen Unverſtandes, wenn wir das als einen Fehler am andern verſpotten, was nie ſeine eigne Schuld iſt, die er trägt. Dahin gehört das Verhöhnen eines Menſchen wegen körperlicher Gebrechen, die eher unſer Mitleiden, als unſern Stolz und Spott erregen ſollten. Dahin gehört das Verhöhnen deſſen, der in ſeinem Stande nicht die feine äußere Bildung und Erziehung empfangen konnte, wie wir. Die Schaamloſigkeit unſres Spottes wird aber am allergröbſten, wenn wir ihn über Eigenſchaften der Menſchen äußern, die in der That eher Lob, als Tadel verdienen. So macht ſich der Wüſtling luſtig über den Ekel, welchen beſſere Menſchen gegen ſeinen ſträflichen Lebenswandel bezeugen. So ſpottet der Unzüchtige über den Abſcheu des Reinen gegen das Viehiſche in Wort und Werk. So ſpottet frech ein Satan über das Erröthen ſitt-

ſamer Unſchuld. — Dieſen fliehet! Ihm lodert eine Hölle in der Bruſt! Er iſt der ſchwärzeſten Verbrechen fähig — er hat ſie ſchon begangen.

Es iſt Mißbrauch fremder Schwäche, und Zeugniß für das eigne Verderben des Herzens, wenn man ſich über dieſelben beluſtigt, um damit den andern zu betrüben. — Unglücklicher Spötter, du verlacheſt anderer Thorheit und Flecken, aber dein Lachen iſts, vor welchen der beſſere Menſch ſchaudert. Aus deinem Lächeln ſpricht eine ſchadenfrohe Hölle. Du willſt nicht Beſſerung der Wunden, ſondern mögteſt neue Wunden ſchlagen; willſt nicht Freude, ſondern Schmerz! — In dir leben Haß, Rache oder Neid! Du biſt der Tiefergeſunkene, der den Edlern um kleiner Fehler willen verläſtert, und den Balken im eignen Auge vergißt, um den Splitter zu richten. — Mit Unmuth wendet ſich jeder Zartfühlende von dir hinweg, und ſelbſt jeder deines gleichen meidet dich vorſichtig, weil du ihn nur in der Frechheit übertriffſt.

Es iſt Mißbrauch fremder Schwäche und Beweis eigner Thorheit, wenn man ſich über

die Mängel eines andern beluſtigt, um Gelegenheit zu haben, ſeine eignen Vollkommenheiten in ein glänzenderes Licht zu ſtellen. Dieſer Fehler iſt unter Leuten ſehr gewöhnlich, die einigen Witz, aber keinen wohlgeordneten Verſtand, lebhafte Einbildungskraft, aber kein Zartgefühl des Schicklichen; — viel Urtheil und Blick für das Aeußerlich-anſtändige, aber wenig eignen, innern Werth haben. Sie leben nur in der Eitelkeit. Sie wollen nur ihr eignes kleines Ich gern zur Schau tragen. Sie hoffen mit ihrem Witz andere entweder zu blenden, oder ihnen ſo viel Hochachtung einzuflößen, daß niemand an ihrer übrigen Vortrefflichkeit zweifle. Sie bemerken nicht, daß ihr Spott nichts anders, als jener Phariſäerſtolz in neuem Gewande iſt, welcher an den Straßenecken predigt und betet: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie jener da!“ Sie bemerken nicht, daß ſie mit dieſer Art uneigentlichen Selbſtlobes, mit dieſem Aufſuchen fremder Fehler, mit dieſem Uebertreiben fremder Irthümer anderer Menſchen zu einem deſto ſtrengern Gericht gegen ſich ſelbſt auffodern und zwingen, daß ſie, ſtatt Bewunderung, hintennach

Verachtung und Haß erndten, und daß nothwendig das Beifallachen in ihrer Gegenwart zu einem Achſelzucken in ihrer Abweſenheit werden muß.

Es iſt Mißbrauch fremder Schwachheit, wenn man, ſtatt den Fehlenden zu beſſern, ihn zu noch größern Thorheiten zu verleiten ſucht. Auch der allerverworfenſte Menſch findet keine reine Luſt an der Unwiſſenheit, Verſtandesſchwäche oder Thorheit ſeines Nebenmenſchen, wenn er mit demſelben unter vier Augen iſt. Verſtandesſchwäche erregt da nur Mitleiden; die Thorheit des Betrunknen nur Ekel und Furcht. Warum wird dies anders, wenn noch andere Zeugen vorhanden ſind? Warum freut es dich, dann dem Einfältigen alberne Redensarten abzulocken, oder die Schiefheit ſeiner Urtheile recht ſichtbar werden zu laſſen? Warum freut es dich, dann den Trunkenbold zu übereilten Handlungen und Reden, zum Zorn oder zu unanſtändigen Scherzen zu reizen? Warum freut es dich, dann dem Leichtgläubigen Unwahrheiten aufzubürden, daß er ſie weiter trage, oder von ihnen zu unangenehmen Schritten verleitet werde? Iſt es nicht eine Schadenluſt aus heimlichem Phariſäerſtolz, daß du nicht biſt, wie

dieſer Elende? — Ach, verächtlicher biſt du, als dieſer Elende! — Er fehlt aus Verſtandloſigkeit; und du mit vollem Verſtande, mit überlegter Bosheit. Er fehlt aus Trunkenheit, und du im Rauſche deines niedrigſten Stolzes.

Der Stolz iſt an ſich etwas, das wir mit dem Vieh gemein haben; es iſt das Streben, nur ſich allein geltend zu machen, ohne alle Rückſicht auf den Werth andrer. So drängt ſich auch das Thier nur überall hervor, und alle ſeines gleichen zurück. Er mißbraucht ſeine Stärke gegen den Schwächern, um ſeinen Vortheil zu haben. Doch ſelbſt unter vernunftloſen Thieren findeſt du mehr Adel, als oft unter den Menſchen. Auch der Löwe, nur ſtolz mit ſeiner Kraft gegen ſeines Gleichen, ſchont edelſinnig den Schwächern, und läßt ſich zuweilen ungeſtraft von kleinen Thieren necken. Es ſcheint ihm ſelbſt, es ſey ſeiner unwürdig, ſich zur Unterdrückung des Kraftloſern ſeiner Ueberlegenheit zu bedienen. — Wie klein muß nun die Seele desjenigen Menſchen ſeyn, der Freude darin empfinden kann, die Schwachheit eines andern zu benutzen, um dieſelbe zu verächtlichen Dingen zu gebrauchen! —

Es iſt Mißbrauch, und ſtrafbarſter Mißbrauch fremder Schwachheiten, wenn man ſie zu ſeinem eignen Vortheil anwendet oder unterhält. — Zu dieſem iſt allein der vollendete Böſewicht fähig. Gierigen Eigennutzes voll, übernimmt er ſich in ſeiner Stärke gegen den Schwachen. Er betrügt den Gutmüthigen; er verführt die gernglaubende Unſchuld zu Verbrechen; er dringt dem Geängſteten nachtheilige Zuſagen ab; er macht den berauſchten oder leidenſchaftlichen Menſchen zum Werkzeug ſeiner ſchändlichen Abſichten; er thut mit Frechheit dem Wehrloſen das Unrecht an, weil er ihn nicht fürchtet. Scheu wend ich den Blick von dieſem Ungeheuer, welches die Würde der Menſchheit ſchändet. Wehe, daß wir ſagen müſſen, auch ſolche Menſchen wandeln, und oft lange, doch nicht immer ſtrafbar, auf Erden!

Edler handelt der wahre Weiſe, der Chriſt. Er kann allerdings die Thorheit thörigt, das Lächerliche lächerlich finden. Er kann die Fehler der Menſchen mit der Geiſſel des Spottes ſtrafen, daß ſie davon laſſen. In ſeiner wohlthuenden Hand verwandelt ſich die gleiche Waare, aus welcher der

die Gaben mißbraucht, die du mir, o Schöpfer, gegeben?

Wie kann der Menſch wiſſen, wie oft er fehle! Wie manchmal hab' ich, Vater, geſündigt vor dir, ohne daß ich daran dachte, wenn mich leichtfertiger Muthwille zu unbeſonnenem Spott hinriß! Wie kann ich ausſöhnen — ach, wie muß ich täglich bereuen! — Werd' ich denn nie in der Heiligkeit meines Jeſu wandeln, nie einen Tag ganz ſchuldenrein, o mein Gott und Herr, vor dir wandeln können? — Erleuchte mich, ſtärke mich, leite mich an deiner Vaterhand! Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Dreizehnter Sonntag, am 28 März 1813.

Du weinſt umſonſt zu Jeſu Füßen
O Sünder, voller Weltlichkeit!
Du willſt das Leben dir verſüßen
Durch göttliche Barmherzigkeit,
Und doch nicht von der Sünde ſcheiden.
Des Himmels und der Hölle Freuden
Willſt du zugleich genießen. Nein!
Du ringſt umſonſt; es wird nicht ſeyn.

Du weinſt umſonſt zu Jeſu Füßen,
Und fleheſt um ſein Himmelreich!
Und wenn auch deine Thränen fließen
Iſt darum doch dein Herz nicht weich!
Noch liebeſt du dein Laſterleben:
Die Sünde iſt dir nicht vergeben.
Du fürchteſt nur das Weltgericht,
Die ächte Reue kennſt du nicht.

Du weinſt umſonſt zu Jeſu Füßen,
Und tröſteſt ſeiner Wunden dich;
Und wenn ſie für das Weltall fließen,
Sie fließen, Sünder, nicht für dich!

Bereuen, und in Laſtern bleiben
Heißt Spott mit Jeſu Tode treiben;
Nur wer ſich ihm ganz eignen kann,
Nur deſſen nimmt ſich Jeſus an.

Tiefe Reue, hoher Aufſchwung.

Matth. 26, 75.

Es iſt eine natürliche Folge richtigen Gefühls, daß wir eben ſo oft von Unzufriedenheit gegen uns ſelbſt ergriffen werden, als wir unſre Unvollkommenheiten einſehn. Der Menſch kann alles ertragen, nur nicht Entzweiung mit ſich ſelbſt. Aber immer Entzweiung iſts, wenn er nach Vollkommenheit ringt, und Unvollkommenheit bei ſich wahrnimmt. Wenn er das Gute will und das Schlechte thut. — Alle Sünde bringt den Menſchen in Zwietracht mit ſich ſelber.

Denn was iſt Sünde? — Sünde iſt jeder Gedanke, jedes Wort, jede That, wider die beſſere Ueberzeugung, welche in uns wohnt. Der daraus entſpringende Schmerz, die Bangigkeit, welche jeder ſchlechten Handlung auf dem Fuße folgt, das Mißvergnügen mit uns ſelber, die innere Verachtung

gegen unſere Entehrung, die Trauer über unſere Trennung von dem Allerheiligſten, von Gott — — dies iſt Reue.

Der beſte, weiſeſte Menſch empfindet die Reue am öfterſten, aber auch am tiefſten. Der gemeine rohe Sterbliche, welcher dem Thiere gleich, ſich nur um ſein augenblickliches Gelüſt, ſonſt um nichts bekümmert, hat dies edle Gefühl nur ſelten, nur ſehr oberflächlich; das Thier kennt ſolches aber gar nicht, ſondern nach einer ihm verbotenen Handlung höchſtens nur die Furcht.

Woher kömmt es aber, daß nur der weiſere und beſſere Menſch den Schmerz der Reue am häufigſten und tiefſten fühlt? — Daher, weil er genauer weiß, wie er handeln und denken müſſe, unvollkommen zu ſeyn; weil er zarter jede Verletzung ſeiner innern Ueberzeugung fühlt, als der Rohe und Unwiſſende; weil ſeine Liebe zur Gottheit, ſein Verhältniß zur Ewigkeit heiliger, inniger, enger iſt, als das der gewöhnlichen Menſchen. Eben ſo wird ein gutes Kind, welches ſeinen Vater, ſeine Mutter mit großer Zärtlichkeit liebt, die Beleidigungen dieſer Geliebten durch Ungehorſam und Unart viel ſchneller und herzlicher bereun, als das

verwilderte, gefühlloſe Kind, welches in ſeinem Herzen wenig zarte Empfindungen gegen ſeine Wohlthäter nährt.

David, der königliche Dichter ſündigte oft; dahero ſeine Pſalmen ſo oft den Ausdruck der ſchmerzlichſten Reue zeigen. Er ſündigte oft, wahrlich nicht öfter, als tauſende ſeiner Unterthanen, wahrlich nicht öfter, als wir ſelbſt ſündigen, ungeachtet wir vielleicht dafür nicht bekannt ſind, weil wir uns ſcheun, unſere Uebertretungen und Verirrungen ſo öffentlich zu bekennen, wie er that.

Auch Petrus der Apoſtel ſündigte. Aber wie ſchnell bereute er ſeine Uebereilungen! — Als ſein Vater, ſein Freund, ſein Lehrer, ſein Wohlthäter angeklagt vor dem Gericht der Hohenprieſter und Aelteſten im Rath zu Jeruſalem ſtand, verleugnete er denſelben aus feigem Schrecken. Wohl hatte ihm Jeſus dies vorausgeſagt. Jeſus kannte die feurige, lebhafte Handlungsart, die ſchnell auflodernden, oft zu Uebereilungen verleitenden Gefühle des ungeſtümen Petrus.

Wahrlich ich ſage dir, in dieſer Nacht, ehe der Hahn kräht, wirſt du mich dreimal verleugnen. — Zwar Petrus ſprach voll ſtolzen Muthes, voll

enger Liebe, und wenn ſich auch alle an dir ärgerten, ſo will ich doch mich nimmermehr ärgern, dich nimmermehr verkennen. Und wenn ich mit dir ſterben müßte, ſo will ich dich nicht verleugnen! Matth. 26, 33—35. — Und doch that er es. Und der Hahn krähte; ein Schauder des Entſetzens ſtrömte durch ſeine Glieder. Er fühlte ſeine namenloſe Schuld. Er ging hinaus und weinte bitterlich. Matth. 26, 75.

Die Thränen des reuigen Petrus waren die ſchönſten Zeugen ſeines feinen und richtigen Gefühls, und ſeines edeln Gemüths. Dieſe Thränen bewieſen, er ſey würdig, ein geliebter Jünger Jeſu zu ſeyn. Er war voll Schmerzes um ſein Vergehn.

Wie oft haſt du nicht ſchwerer gefehlt; als der edle Petrus; wie oft haſt du nicht in Wort und Werk deinen Erleuchter, deinen Erlöſer, Jeſum Chriſtum vor der Welt verleugnet! — und wann haſt du die Thränen des vernünftigen Petrus geweint? — Willſt du die Erhöhung und den Rang kennen, welchen du unter den beſſern Menſchen einnimmſt: ſo mache an dir ſelbſt deine Reue zum Maasſtab. Je ſeltener du deine Fehltritte bereueſt, und je leichter darüber dein Kummer iſt, je weni-

ger biſt du deines Jeſu werth, je tiefer ſtehſt du unter der Würde, zu welcher dich dein Schöpfer eigentlich berufen hatte.

Es iſt wahr, man hat faſt in allen Ländern eine Art geſetzlicher Bustage! feierliche Zeiten zur Erinnerung groſer Unglücksfälle, oder auſerordentlicher Wohlthaten Gottes, um dann an unſere Sünden, an unſere Unwürdigkeit im Allgemeinen lebhafter erinnert zu werden. Doch wehe dem, der noch an ſeine Reue einer beſondern Erinnerung bedarf! — er kennt die wahre, tiefe, zarte Reue nicht, die des Chriſten würdig iſt. Er hat Petrus Thranen noch nicht geweint.

Zwar ſo oft wir unſere Sünden vor Gott bekennen und beichten, ſo oft wir zum Genuß des von Jeſu eingeſetzten Nachtmahls gehn, pflegen wir unſere Reue, unſer Leid zu geſtehen — aber wer ſich einbildet, ein ſolches vorſchriftmäſſiges Geſtändniß, eine ſolche hergebetete Formel, worin die Wörter Reue, Buſſe und Leid häufig vorkommen, ſei wirklich die Reue ſelbſt: der iſt verloren! Der hofft umſonſt auf Vergebung ſeiner Sünden! er kennt den zarten, tiefen Schmerz des edeln Petrus nicht.

Die ächte Reue, das heißt, das tiefe Mißvergnügen mit unſern unreinen Geſinnungen, mit unſerm tadelnswürdigen Betragen, der bittere Schmerz um unſere Gott zugefügten Liebloſigkeiten, wartet nicht erſt auf die Ankunft eines Bußtages, oder einer heiligen Nachtmahlſtunde.

Der Verdruß eines Kindes mit ſich ſelber wegen Ungehorſam gegen Eltern, wartet nicht erſt bis zum Neujahrstag, wo es im Allgemeinen ſeine Fehler bereut und Beſſerung angelobt. Fehleu und Kummer darüber ſind die Kinder des gleichen unglücklichen Augenblicks. Alles übrige iſt keine Reue, ſondern Heuchelei, Zeremonienwerk und Prunk. Vor den allwiſſenden Gott bringen wir dieſe vergebens. Und doch, wie tiefgeſunken iſt die Menſchheit unſrer Tage! Doch gehen Tauſende und Tauſende zu Kirche, Beichtſtuhl und Altar, gehen Tauſend und Tauſende zur Anbetung des Allerhöchſten, empfinden keine Unzufriedenheit mit ſich, keine Reue über ihre unrechtmäßigen Handlungen, ſondern plappern Gebete von Reue, allgemeine Sündenbekenntniſſe her, und hoffen damit gegen die ewige Gerechtigkeit genug gethan, und Vergebung der Sünden hinlänglich verdient zu haben! — Irret euch aber

nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten. Eure Sünden bleiben euch behalten und gebunden, wofern ihr nicht ächte Reue fühlt und wahre Buße thut.

Noch entſetzlicher iſt die Roheit derjenigen Sünder, welche nach einer Beichte, nach einem Abendmahl glauben, nun von aller Schuld befreit zu ſeyn, und in Hoffnung fernerweiti er Vergebung, ihr Leben mit Stolz, Haß, Betrug, Wolluſt, Geiz, und allen Vergehungen fortſetzen, wie ſie es vorher getrieben hatten. — O ihr Wahnſinnigen, ihr Verblendeten! meint ihr den allerheiligſten Gott, den gerechten Richter der Todten und Lebendigen zum Helfershelfer eurer Verderbtheit, zum Schutzgeiſt eurer Lüſte, eurer Bosheiten, eures Eigennutzes zu machen? — Eure R ue iſt ſündlich, wie euer ganzes Leben. Sie ſch ießt euch keinen Himmel auf, keinen Weg zur Gnade und Verzeihung. — Gott will nicht euer wohlgeſtelltes Wort, er fordert Wahrheit, Geiſt und That. Er will nicht die äußern Bezeugungen von Buße, — ſondern eure Seele voller Reue.

Die wahre tiefe Reue quillt aus der unangenehmen Wahrnehmung des Unterſchiedes, welcher zwiſchen unſern Handlungen und unſern Ueberzeu=

gungen iſt, quillt aus unſerer Sehnſucht nach Heiligkeit und vollkommnen Weſen; quillt aus der Liebe zur Gerechtigkeit, und aus der Liebe zu Gott — nicht aber aus der Furcht vor Strafe. — Auch wenn alle unſere Sünden ungeſtraft blieben, müßten wir ſie dennoch verabſcheuen, weil ſie Entehrung unſerer ſelbſt, und Widerſprüche gegen Gott ſind. Auch wenn wir wegen unſrer unedlen Denkart nie etwas zu fürchten hätten, müßten wir ſie verachten, weil wir durch ſie uns und andern Menſchen und dem Himmel verächtlich werden. Wer nur aus Furcht bereut, hat nicht bereut, er fürchtet ſich nur. Er würde noch weit ſchändlicher handeln, wenn er keine Strafe beſorgte. Seine Vollkommenheit iſt alſo nur Scheinheiligkeit, nicht Ernſt, nicht Wirkung der Liebe zum Guten, ſondern Sache der Angſt. Er iſt jedem Thiere gleich, das keiner wahren Reue fähig iſt, ſondern nur Züchtigung fürchtet, wenn es etwas Verbotenes that.

Quillt aber deine Reue aus der Liebe zum Guten, aus der Liebe zum Vater im Himmel: ſo wirſt du ſie täglich und jeden Augenblick fühlen, wo dir dein Gewiſſen ſagt, du denkſt und handelſt unrecht. Du wirſt niemals mit kalter Ueberlegung

und mit voller Beſonnenheit, ſondern nur noch aus Uebereilung fehlen können. Denn wie kann der recht mit Bedacht das Unerlaubte thun, der es haßt? Und wer jemals das Gute liebte, und Gott im Himmel anhing, wie kann der vorſetzlich gegen alle ſeine beſſern Einſichten handeln? — Petrus, voll unausſprechlicher Liebe zu ſeinem Heiland, wollte lieber ſterben, als ihn verleugnen, und dann im Leichtſinn, in der Uebereilung verleugnete er ihn dennoch! — Da ging er, plötzlich vom Verdruß und Schmerz über die Unwürdigkeit ſeines Betragens ergriffen hinaus, und weinte bitterlich.

So fehlen auch die beſſern Menſchen — ſo können wir täglich fehlen. Aber je beſſer wir ſind, je ſchneller und ſchmerzlicher folgt die Reue. Und nur einer ſolchen Reue, die tief unſer ganzes Weſen durchdringt, folgt Vergebung der Sünden. Es iſt vergebens, ſolche Reue in ſich erkünſteln zu wollen. Wehklage und Thränen erkünſteln, um Gottes Gnade zu erjammern, heißt das Auge des Allwiſſenden täuſchen wollen, der durch die dunkelſten Tiefen unſers Gemüths ſchaut. Aufrichtig und aus dem Gefühl unſers Unrechts von ſelbſt hervorgehend muß

der Verdruß über die Schlechtheit unſers Thuns ſeyn. Ein Schmerz aus ſolcher Tiefe unſers Weſens iſt ſchon eine Selbſtſtrafe; ein ſolcher Schmerz aber, iſt an ſich unmöglich, ohne Abänderung unſerer Geſinnungen. Wem ſeine Uebereilungen leid ſind, der begeht ſie nicht wieder. Er wird ſich in Zukunft vor ihnen hüten. Er wird die Aenderung ſeines Sinnes in allen Gedanken, Wünſchen und Handlungen äußern, wird das Verfehlte wieder gut zu machen ſuchen. Und dies ſind die eigentlichen Werke der Buße, welche Jeſus fordert; nicht äußerliche Leidbezeugungen, nicht Faſten und körperliche Selbſtpeinigungen.

Wenn aber tiefes, inniges Bereuen unſerer Fehltritte eine Aenderung unſerer Geſinnungen zur Folge hat: ſo wird der Reuige nicht ſo leicht wieder den gleichen Fehler begehn. Er wird heiliger! er wird ſeine Wünſche und Thaten nach der Ueberzeugung ſeines Gewiſſens einrichten. Es wird in ihm jene ſtille Selbſtzufriedenheit entſtehn, welche ein Lohn der Tugend und gleichſam des Himmels Stimme iſt: du haſt Gnade bei Gott! — Ohne Lebensbeſſerung iſt keine Gnade. Darum ſprach Jeſus einſt: „Gehe hin, und ſündige hin-

fort nicht mehr, deine Sünden ſind dir vergeben!“

Tiefe Reue, hoher Aufſchwung des Gemüthes! Wie der Menſch, wenn er in der Noth zu vergehen fürchtet, Rieſenkräfte gewinnt, um ſich zu retten, ſo gewinnt er auch Rieſenkräfte zu ſeiner Beſſerung, je tiefere Reue ihn über ſeine innere Unwürdigkeit durchdringt. Es iſt ein Zeichen ſchwacher Reue, ſchlechten Ernſtes, je länger der Menſch auch dann noch in ſeinen Fehlern verharrt, die er bereut zu haben vorgibt. — Wer ſich noch oft von ſeinem Zorn übermannen läßt; — wer unerlaubte Lüſte zu ſtillen ſich ſelbſt recht gern verzeiht; wer für ſeine heimlichen Betrügereien allerlei Entſchuldigungen zu erfinden weiß; wer recht mit Luſt auf Kränkungen ſeiner Nebenmenſchen ſinnen kann; — wer ſeines Eigennutzes willen ſich Unredlichkeiten erlauben kann; wer um ſeinem Hochmuth genug zu thun, an niedrigen Ränken und ehrvergeſſenen Mitteln Gefallen findet: der kennt Petrus Thränen nicht. Der ſage nicht, er habe jemals ſeine Sünden bereut! der hoffe nicht, ihm ſeyen jemals ſeine Sünden vergeben worden!

Tiefe Reue hat vor Gott und Menſchen keinen

andern Beweis, als durch um ſo höhern Aufſchwung des Gemüths zu führen. Je ſtärker die Sehne des Bogens zurück geriſſen ward, je mächtiger ſchnellt ſie vorwärts. Schlaffe, oberflächliche Reue erzeugt nur ſchlaffe, oberflächliche Beſſerung. —

Petrus ging hinaus und weinte bitterlich. Es war dies nicht eine augenblickliche Aufwallung ſeines Herzens: es war der tiefſte Schmerz. Er bewies ihn durch die Verwandlung ſeiner ganzen Gemüthsart. Der Ungeſtüme ward von nun an duldend und ſanft; der Leichtſinnige von nun an überlegend und in ſeinen Worten und Werken vorſichtig und bedächtlich. Nie verleugnete er ſeinen Herrn und Lehrer wieder. Er bekannte ihn laut, ihn feierlich, ihn öffentlich in Jeruſalems Mauern, mitten unter Jeſu Todfeinden und Mördern; er predigte ihn unerſchrocken im Tempel und in den Häuſern; vor den Juden, vor den Häuſern; er bekannte ihn im Kerker, in den Feſſeln, welche Herodes um ſeine Gebeine ſchlug; er bekannte ihn in der Mitte des Elends und noch mit ſterbenden Lippen.

Auch ich empfand ſchon oft tiefen Verdruß über meine Fehler, innige Schaam über meine Verge-

hungen — auch ich lag, o Gott, ſchon mehr, als einmal, weinend vor deinem Angeſicht! und bereute mit tiefem Schmerz meine Unwürdigkeit vor dir! — Aber wie war mir? — darf ich reden von tiefen Gefühlen? — Sie verloren ſich ſchnell, wie die Spur auf einem oberflächlich berührten Waſſer. — Heftigkeit der Empfindung iſt leider nicht immer Tiefe der Empfindung. Tiefe Reue durchdringt alles was wir unſer nennen, löst unſer ganzes Weſen auf, verwandelt unſer ganzes Gemüth, und läßt für die ganze Lebenszeit unauslöſchbare Spuren, unerſchütterliche Vorſätze zurück.

Wo ſind ſie meine unwandelbaren, beſſern Geſinnungen, die Tochter meiner Reue? — Wo ſind die Zeugen des höhern Aufſchwungs meiner Seele zur Wahrheit, zum Guten, zum Gerechten und Göttlichen? — Wie? meine Thränen der Reue, meine Gelübde, meine glühende Andacht, meine betende Inbrunſt, war das alles nur Traum, nur Rauſch ohne Folgen? — Ich ſtände noch wo ich vor Jahren ſtand? noch ſo leichtſinnig und voll unreinen Sinns, wie ehmals? Vielleicht noch um vieles elender und beflekter, als ehmals? Was hab ich gethan? mich mit meiner vermeinten Reue ſelbſt

getäuſcht? — Wehe mir und alle meine Sünden — — ich denk es mit Entſetzen! — — ſind noch nicht getilgt? Wie konnt ich mich ſeit meinen Kinderjahren ſo ſchwer verblenden? Es iſt Wahrheit, und Jeſus ſprach ſie, und meine Vernunft erkennt ſie, und meine ganze Seele fühlt ſie mit Leben: Wo keine innige Reue, da iſt keine innige Beſſerung; wo keine innige daurende Beſſerung, da lebt nur die Sünde, da iſt keine Vergebung, keine Hoffnung zur Gnade!

O barmherziger Gott, halte mich aufrecht, denn meine Kräfte wollen brechen und mein Muth wankt — wie werde ich mich jemals zu dir finden? — Womit könnt ich die Tiefe meiner Reue beweiſen, da ich mich auf ihren Flügeln noch zu keiner höhern Tugend aufſchwang? — Und meine Sünden ſind noch nicht getilgt im ewigen Schuldbuch! Noch nicht getilgt, weil ich ſie ſelbſt noch nicht in mir getilgt hatte! Du haſt ſie mir, o Gerechter, behalten, weil ich ſie, auch nach meiner vorgeblichen Reue noch in mir behielt.

Zermalmt von den Schrecken deines unabänderlichen, ewigen Wortes ſteh ich, Sünder, vor dir und zittre. Ach, ich bin deiner Liebe nicht werth!

Mein Glaube an dich, mein Glaube an Jeſum Chriſtum deinen Sohn, hat mich nicht gerettet? Nein! ruft die heilige Stimme deines Wortes: Der Glaube, wenn er nicht Werke hat, iſt Tod an ihm ſelber! Jac. 1, 47. Ihr ſollt heilig ſeyn, denn ich bin heilig!

Meine Seele iſt betrübt! Du aber, mein Jeſus, zeigteſt mir den Weg zum Leben. So will ich leben. Ich will mich aufſchwingen zu jeder Tugend, wie Petrus, — mein ganzes Daſeyn auf Erden ſey von nun an ein Werk edler Reue, und Ausſöhnung vergangner Schulden! Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Vierzehnter Sonntag, am 4. April 1813.

Wo wandeln Welten, wo ergießt
Der Lichtſtrom deiner Sonnen ſich,
Wo du, mein Gott, nicht Vater biſt?
Wo, was nur fühlen kann, durch dich
Nicht Freude hat?

Und Freude bis zum Ueberfluß
Aus tauſend Quellen! o wie voll
Für einer jeden Kraft Genuß
Quillt, jede die ſo lange quoll
Und ewig quillt!

Durchfliegt wie Adler allen Raum
Von allen Himmeln, ihr erblickt
Des Weltalls erſte Grenzen kaum,
Des weiten Reichs, das er beglückt,
Der Gütige!

Wer zählt die Heer' um ſeinen Thron,
Die froh ihm Preis und Jubel weihn?
Auf dieſem Stäublein Erde ſchon
Wie viele ſind da, die ſich freun
Daß Er ſie ſchuf!

Frühlings-Betrachtung.

Pſ. 103, 1. 2.

Die Natur erwacht! — ſchon fangen Winter und Sommer an um die Herrſchaft zu ringen. Das Eis weicht von den Bächen, die Wieſen beginnen zu ergrünen; weiß und roth prangen ſchon einzelne Fruchtblumen, viele derſelben, vom Allmachtshauch des Schöpfers angeweht, durchbrachen mit ihren zarten Blättern ſogar die Hülle des Schnees, um zur beſtimmten Zeit zu erſcheinen; die Geſträuche treiben ihr hellgrünes Laub hie und da an Mauern und Hägen hervor, die ſchöne Zeit anzukünden, und in den Lüften jubelt ſchon das Lied der Frühlerche über den Wolken, während der fröhliche Schlag der Finken ſich von Baum zu Baum wiederholt.

Jeder ſchönere Tag lockt uns ſchon ins Freie. Mit ſehnſuchtsvoller Ungeduld mögen wir kaum erwarten, daß alles in ſeinem höchſten Glanze prangt; daß die Erde ihren fruchtbaren Schoos öffne; daß die ſchwellenden Blüthenknospen ſich an allen Zweigen entfalten, und um Garten und Feld, und die Landſchaft weit umher im warmen Frühlingsboden

wie ein einziger duftender, vielfarbiger Blumenſtraus prangt.

Wie tauſend anmuthige Hoffnungen umgaukeln uns ſchon von den Freuden des bevorſtehenden Sommers! Wir ſehen ſchon die vielen lieblichen Tage voraus, welche wir einſam in ſchöner Gegend, oder in Geſellſchaft geliebter Freunde unter dem heitern Himmel verleben werden. O welche prachtvolle Morgenſtunden erwarten uns! welche genußreiche Abendſtunden, wenn die glühende Sonne niederſinkt, und die Welt in reizenden Duft gehüllt, einſchläft, während aus fernen Gebüſchen Nachtigallen ſingen, und des Mondes Silber zauberhafte Verklärung über Flur und Wald und Gewäſſer und über die ſtillen Wohnungen der Sterblichen gießt. Ich gedenke der vergangnen Wonnen; ich gedenke derer, die mich noch erwarten. Ich jauchze mit dir, o David: Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir iſt, ſeinen heiligen Namen! lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! Pſ. 103, 1. 2.

Ich werde nie ermüden die Pracht Gottes zu ſehn; nie ſeine mannigfaltigen Wunder mit entzück-

tem Geiſt zu preiſen. Ich ſah den Wechſel der Jahrszeiten von Kindheit an über mir hingehn; es war immer der gleiche und doch nicht immer das Gleiche. Nein, je älter ich ward, je ſchneller ſchien ſich mir jede Jahrszeit zu entfernen; je lachender wurden mir die Frühlinge und Sommer; je genußvoller die Herbſte und Winter. Wer iſt, wie der Herr, unſer Gott!

Es iſt in der Schöpfung Gottes alles Leben, alles Bewegung, alles Veränderung. Nichts bleibt daſſelbe. Sternen, Sonnen, Monde gehn auf, gehn unter; Eis- und Schneewüſten verwandeln ſich in Fluren voller Lieblichkeit; Pflanzen welken, Pflanzen blühen; Thiere ſterben, und werden geboren; Alles verſchwindet, Alles kehrt wieder. Und dies iſt die Geſchichte der Natur von Jahrtauſenden zu Jahrtauſenden.

Aber in dieſen Reichen ewiger Abwechslungen und Mannigfaltigkeiten herrſcht ein einziger, wunderbarer Geiſt und Sinn, und eine geheimnißvolle Einheit. Das meiſte, was du Veränderung im Weltganzen nennſt, iſt nur Schein. Denn jene Sonnen und Sterne ſtehn ſtill, die über dir auf

und niedergehn; wenigſtens iſt dein Auge nicht fähig ihren Lauf zu bemerken. Die Tage und Nächte, die Morgen und Abende, ja ſelbſt alle Jahrszeiten ſind immer zu gleicher Zeit auf Erden vorhanden, während dich ihr Wechſel erfreut. Die Zeit iſt immer dieſelbe. Die Geſchichte eines einzigen Jahrs mit ſeinen mehrern hundert Tagen und Nächten, Morgen- und Abendröthen, mit ſeinen Blüten, Früchten und Schneeflocken iſt im Grunde die Geſchichte eines einzigen Augenblicks.

Denn könnteſt du dich mit dem Fittig eines Engels über die Erde erheben in die ungemeſſenen Fernen des Himmels: ſo würden Sonnen und Sterne ſtill ſtehn über deinem Haupt; nur die Erdenwelt, würde unter dir, wie eine ungeheure Kugel, federleicht, um ſich ſelbſt rollend, durch das endloſe Nichts ſchweben, und einen weiten länglichten Kreis um die Sonne beſchreiben, der im Jahre vollbracht wird. Und wie die Sonnenſtrahlen abwechſelnd die Hälfte der in ihnen ſpielenden Weltkugel vergoldet, ſäheſt du die Tageszeiten im gleichen Augenblick erſcheinen; und wie ein Theil der Erde dieſe Strahlen ſenkrechter, oder ſchiefer empfängt, ſäheſt du im

gleichen Augenblick alle Jahrszeiten. — Ein ſolcher Augenblick wäre die Geſchichte einer Ewigkeit. Die gleiche Sonne, die auf einem Strich des Erdbodens die untergehende heißt, iſt für weiter entfernte Völker in gleicher Minute die aufgehende. Die Abendröthe vieler Länder iſt zugleich die Morgenröthe für viele andre. Du ſäheſt hier vom Schlaf erquickte Menſchengeſchlechter, in demſelben Augenblick erwachen, da ſich andere, ermüdet von des Tages Laſt, zum ſtillen nächtlichen Lager begeben; wo der Sonnenſtrahl hinfällt, Leben und Bewegung, und wo ſich die rollende Erdkugel ihn auf einer Seite entzieht, todte Ruhe und Stille. Heiterkeit in freudiger Mittagsfülle diſſeits, düſtre Mitternacht jenſeits des Erdballs! — Und, wie dies, auch im gleichen Augenblick, je nach dem Stand der Erde zur Sonne, würdeſt du auf einem Theile der dahinſchwebenden Weltkugel alles weit von winterlichem Eis und Schnee verſilbert, die Bewohner vom Froſt halb erſtarrt ſehen; während auf einem andern Theile die heiße Sommerglut brennt, die Berge rauchen, Pflanzen und Thiere vor Hitze verſchmachten. Du würdeſt hier die ſilbernen Frühlingsblüthen einen ganzen Welttheil bekränzen ſehn, während in der entgegen-

geſetzten Erdgegend die Frühlingsſonne Herbſtſonne heißt, und ſtatt der Blüten ſchon reife Früchte an den Aeſten der Geſträuche und Bäume niederhangen.

Welch ein Zauber! Wie viel Täuſchung, wie viel Wahrheit! Die Sonne geht den ganzen Tag hindurch in jedem Augenblick auf, in jedem Augenblick unter. In der Mitternacht iſt Mittag. Was für mich der ankeimende Frühling, iſt für andere der aukommende Herbſt! Die Oberfläche der Erdkugel wechſelt ihre Farben, je nachdem ſie ihre Seiten der Sonne zuwendet, ſie grünt und erbleicht, blühet und friert — das alles in einem und demſelben Moment. Und das nennt der Menſch, der auf einem kleinen Punkt der Erdkugel verbleibt, der Wechſel ſeiner Jahrszeiten. Und dies ganze Wunder voll unbeſchreiblich mannigfaltiger Wirkungen iſt durch nichts, als durch das einfache Rollen der Erde um die Sonne hervorgebracht. Wer iſt wie der Herr unſer Gott!

Gleich unſerer Weltkugel, die wir bewohnen, ſchwingen ſich noch andere Erden, in ungeheuern Entfernungen von uns, um die Sonne. Auch die Weſen, welche auf ihnen wohnen, haben wie wir,

ihre Tages- und Jahrszeiten. Und dieſe Welten alle, wie klein ſind ſie neben der Sonne, von der ſie Wärme, Licht und Lebensreiz empfahn! Wie klein ſind ſie im unermeßlichen All, wo Milliarden Sonnen brennen, größere als die, der wir am nächſten ſind! — Ach, unſre Welt iſt ein gar geringes Stäubchen in der uferloſen Schöpfung des Allerheiligſten — und wir Bewohner dieſes unmerkbaren Sonnenſtäubchens, was ſind denn wir? — Was iſt unſer eingebildeter Reichthum und Glanz? was ſind auf dieſem von uns bewohnten Stäubchen alle Thronen, Reiche und Heeresmächte, vor denen wir zittern? — — Zittern! während wir nicht zittern vor dem Allerhöchſten in der uferloſen Schöpfung, vor ihm, den wir unſern Vater nennen dürfen! Wie klein und erhaben iſt doch der Menſch im gleichen Augenblick! Wie mächtig und wie ſchwach iſt er zugleich!

Indem ich mich der wiederkommenden Sommerzeit freue, erfreu ich mich der ewigen Ordnungen des Schöpfers. Ich kenne aus mehrjährigen, ſelbſtgemachten Erfahrungen, ich kenne aus den mündlichen und ſchriftlichen Ueberlieferungen derer, die ſchon vor mir dieſe Erde bewohnt haben, einen,

wenn gleich geringen Theil der Geſetze, in welchen ſich alles bewegt. Es mag vieles veränderlich ſeyn, aber die göttliche Geſetzgebung in der Natur iſt doch unwandelbar. Ich weiß, mag auch noch mancher rauhe Winterſturm über unſere Felder fliegen, endlich werden die Fluren blühen. Ich weiß, die Zeiten der Roſen ſind nahe. Auf nichts kann ich mit größerer Gewißheit zählen. Menſchliche Befehle ändern oft; ſelbſt der Wille des weiſeſten Herrſchers kann in Widerſprüchen verfallen. Aber ewig einerlei iſt Gott und ſein Wille, unwandelbar ſein Rathſchluß, unzerbrechlich ſeine Ordnung! — Warum bau ich denn ſo viel auf Menſchenwort und nicht lieber auf Gottes Rath? Warum folg ich ſo oft den Winken und Lehren kurzſichtiger Sterblichen, und nicht lieber den mir durch Jeſum geoffenbarten Winken des ewigen Vaters, die immerdar dieſelben bleiben, zur Beſeligung der Seelen, in allen Weltgegenden und Weltaltern? Gottes Wort bleibt ewiglich. — Darum ſollſt du Gott mehr gehorchen, als den Menſchen!

Inzwiſchen drängt ſich mir bei Betrachtung der in ewiger Gleichförmigkeit wiederkommenden Jahrs-

zeiten eine Bemerkung auf, die mein ganzes Inneres bewegt, und für mich von hoher Wichtigkeit wird.

Unzerbrechlich ſind die Ordnungen des Schöpfers im unendlichen Reiche ſeiner Schöpfungen; darum wird in Ewigkeit alles ſo bleiben, wie es ſeit Ewigkeit war. Das Weltganze ſteht. Es verſchwinden wohl einzelne Theile; ſie welken, ſterben, zertrümmern, faulen, verwittern, löſen ſich auf, aber werden dadurch wieder Urſach neues Lebens, neuer Geſtalten. Nichts ſtirbt ganz aus; es erzeugt ſich immerdar wieder. Wie die Abendſonne des einen Volkes im gleichen Augenblick die Morgenſonne des andern iſt: ſo iſt der Tod oder Untergang von zahlloſen Geſchöpfen im gleichen Augenblick die Geburt und Keimung zahlloſer anderer. Tod und Geburt, Verweſen und Keimen ſind alſo das Gleiche. Es dreht und ſchließt ſich alles in einem unendlichen Ringe zuſammen. Wer da ſagt, es ſtirbt, ſagt es wird geboren. Die Schöpfung uralt, iſt jeden Tag in ſich ſelbſt verjüngt neu; jeden Augenblick in ſich ſelbſt vor Alter vergehend und jugendlich aufblühend. — Wie wunderbar, wie unbegreiflich!

Und doch noch nicht das Wunderbarſte! — Gott hat eine Fülle lebendiger Kräfte durch das ewige Weltenreich ausgegoſſen. Dieſe Kräfte paaren und trennen ſich, bekleiden ſich zur Sichtbarwerdung, und werfen das Kleid wieder ab, um in neue Verbindungen zu treten. Da iſt unauflösliches Regen und Bewegen. Wie Odem und Blut in Menſchen und Thieren, ſo der Saft in Eichen, Palmen und niedrigen Möſern; ſo das Strömen der Quellen und Bäche von den Berggipfeln zu Flüſſen und Meeren; ſo von Meeren und Seen durch unterirdiſche Gänge wieder hinauf gedrückt zu den Gipfeln der Berge; ſo verdampfende Weltmeere, die ſich in Wolken des Himmels verwandeln, von wo ſie tröpfelnd als Regen zu den Ländern der Menſchen fruchtbar zurückkehren — alles der ewige Kreislauf! Und wie auf Erden, ſo der Wille und das Geſetz des höchſten Weſens in den Himmeln.

Im weiten Ringe fliegt der Mond um unſern Erdball, unſere Nächte zu beleuchten, und für ſeine Nächte Licht zu empfangen von dem Erdball. Die Erde fliegt gleich mehrern andern Weltkörpern um die Sonne. Auch die Sonne ſteht nicht ſtill, ſie

ſliegt, vielleicht mit andern Sonnen, die wieder andere Erden zu begleiten haben, um eine größere Sonne, die wir vielleicht unter den Tauſenden von Sternen zwar ſehen, welche allmählig über uns aus unausſprechbaren Fernen leuchten, aber doch nicht mit Sicherheit dafür erkennen mögen. Und dieſe Mittelſonne aller ſich um ſie bewegenden Sonnen, ſliegt wieder in unendlichem größern Ringe, mit ihrem ganzen ſtralenden Weltenheer um noch ein entlegeneres Urlicht, von dem unſer aufs ſchärfſte bewaffnete Auge nur keine Spur entdecken mag — alles weiter und weiter im ewigen Kreislauf.

Ich ſchwindle, — ich ſchaudre! — Es iſt Entzücken, es iſt Entſetzen, das mich überwältigt unter dieſen hohen Betrachtungen. Was iſt, das ich bewohne unter dem nie endenden All der Schöpfungsgröße? Was bin ich, neben dem die ganze Herrlichkeit des Alls nur elender Staub, nur Schatten iſt? Wer iſt wie der Herr, unſer Gott? O welcher ſchrankenloſe Reichthum von Wundern will ſich vor den Augen meines, in Anbetung vergehenden Geiſtes entfalten!

Und doch noch nicht das Wunderbarſte! Seit Jahrtauſenden und Jahrtauſenden währt der Kreis-

lauf des ſtrömenden Lebens — aber ewig einerlei, wie des Schöpfers unzerſtörbares Geſetz, bleibt das Erſchaffene mitten im ſcheinbaren Wechſel der Dinge. Seht die Pflanzen, ſie waren nicht vollkommen, nicht unvollkommen in den Tagen der erſten Sterblichen, wie heut. Der Apfel röthete ſich im Paradiſe; der Mandelzweig blühte in Arons Tagen; die Roſe und Lilie ſchmückten Salomons Gärten — Jahrtauſende verfloſſen, ſie blieben die gleichen; ſie werden nach Jahrtauſenden noch die gleichen ſeyn. Eben ſo nach ſo vielen Weltaltern ſind weder die Vögel der Luft, noch die Fiſche des Waſſers, noch die Landthiere und Gewürme des Staubes anders oder vollkommener geworden, als die erſten waren, welche der Schöpfer ins Daſeyn rief. Selbſt des Menſchen Leib und ſeine irdiſchen Eigenſchaften ſind nicht vollkommener geworden, ſondern dieſelben geblieben.

Doch in dieſem ewigen, uralten Einerlei — ragt nur Eins empor, das ſich langſam veredelt hat, und an Erkenntniß wächſt und nicht das Gleiche bleibt — es iſt der menſchliche Geiſt! Für ihn ſind die Weltalter der Vergangenheit unverloren; er

bewahrt ſie in ſeinem Gedächtniß, und ſauget wie die Biene aus Blumen, ſeine Nahrung aus den Geſchichten und Gedanken aller Jahrhunderte. — Zwar ſind große und weite Völker der Vorzeit untergegangen; und der Halbwilde wandelt heut über deren Grabmäler; aber von den Schätzen, welche ſie hinterließen, ging nichts verloren. Die Menſchheit war deren Erbin, nicht der rohe Eroberer des Bodens. Ein Jahrtauſend erbte die Erfahrung und Kenntniß des verfloſſenen, und in ihnen veredelte und erhob ſich der menſchliche Geiſt. Menſchen ſtarben, aber ihr beſſerer Gedanke ging lebendig zu den Enkeln. Völker verſchwanden, aber die Menſchheit blieb, und glänzte bereichert durch das, was die Verſchwundnen gedacht hatten. Es ward eine langſame Vervollkommnerung des menſchlichen Geiſtes, eine fortſchreitende größere Ausbildung ſeiner Kräfte wahrnehmbar. — Alles blieb auf ſeinen erſten Stufen — nicht aber der Geiſt der Menſchheit.

Zwar nicht das geſammte Menſchengeſchlecht genießt dieſer Veredlung und ihrer Frucht; aber doch ein großer Theil. Wie überall in der Natur

ſeh ich auch in der Menſchheit eine millionenfältige Abſtufung der innern Entwickelungen, der Kräfte und Erkenntniſſe.

Welch ein Troſt, welch ein Stolz! — ich dein Kind, o Gott, dein Auserwählter unter den unzählbaren Weſen, die aus deiner ſchöpferiſchen Macht hervorgingen! mein Geiſt eine Blume, die ſich erſt in Ewigkeiten zur Vollendung entfalten kann! — Nur ihn machſt du zur Ausnahme in dem unüberſehbaren Gebiet der erſchaffenen Dinge. Er ſoll heilig ſeyn, von allen Unvollkommenheiten frei, — denn du, Herr und Vater der Unendlichkeit, biſt heilig!

Daß ich nicht ſchon weiter fortgeſchritten bin auf den Bahnen meiner Vollendung — iſts nicht meine eigne Schuld? Warum war ich träg und gleichgültig? Warum lebte ich nur für das Irdiſche, welches doch nicht bleibt, und ſich nicht veredelt, ſondern mit dem du meine höchſte Kraft, den Geiſt auf kurze Zeit vermählt haſt, daß er es zum Werkzeuge ſeiner Veredlung mache.

O du heiligſter Geiſt, der das unendliche All bewegt; du Leben alles Lebens, Licht alles Lichts, belebend und erleuchtend ſey auch mir! Ich will oft deine wundervollen Schöpfungen betrachten, daß ich mich lebhafter deines Willens, deiner Erhabenheit und meiner über die Schickſale alles Irdiſchen hinweggehenden Beſtimmungen erinnere. Ich ahne dich, ich erblicke dich, o du Unerforſchlicher, durch die von dir geſchaffene Pracht der Natur, wie durch einen dunkeln Schleier! Und mein Herz wird voller Anbetung! Und ich erkenne, Vater, Vater! dein ſey alles Reich, alle Kraft, alle Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Fünfzehnter Sonntag, am 11 April 1813.

Herr, deines Lebens letzte Nacht,
Die Nacht voll Angſt und Schmerzen
Die dich dem Tode nah gebracht
Sey heilig meinem Herzen;
An deine Leiden ohne Zahl
Laß mich, wenn dein Gedächtnißmahl
Ich feire, dankbar denken.

Im Leiden ſelbſt lag dir das Wohl
Der Deinen noch am Herzen;
Wie ſprachſt du ihnen liebevoll
Troſt zu, bei eignen Schmerzen!
Der Tod, den du aus Liebe ſtarbſt,
Die Hoffnung, welche du erwarbſt,
Umringten mich mit Segen.

Das Nachtmahl Jeſu.

1 Kor. 6, 17.

Die chriſtlichen Kirchen feiern die Feſte des Welterlöſertodes Jeſu Chriſti — das Gedächtniß der

Schmerzen, welche er unſerer Sünden willen trug; das Gedächtniß ſeines Sieges über Welt und Grab. Es ſind die Feſte der triumphirenden Menſchheit, — der Herrlichkeit Gottes! Warum ſoll ich mich ausſchließen von ihrer Feier? Hat die Erde jemals einen Göttlichern leiden geſehen um göttlichere Dinge? Hat die Menſchheit jemals einen denkwürdigern Sieg des erhabenen Geiſtes über die Macht der Sinnlichkeit erlebt?

Ich ſehe dich in deiner ſtillen Trauer, du Held von Nazareth, unter den bangen Vorgefühlen des nahen Todes! — Ich ſehe dich, o du Schuldloſer, im Kampfe mit deinem Schickſale, dem du nicht weichen willſt. Ich ſehe dich, wie du Blicke voll Mitleides auf deine Mutter, auf deine Freunde und Freundinnen ſenkeſt, die nicht ahnen, welche grauenvolle Zukunft deiner harrt. Ich ſehe dich im Kreiſe deiner frommen Lieben, unerſchüttert im großen Entſchluß, für die Sache aller Jahrtauſende, für das ewige Heil der Menſchheit in den Tod zu gehen.

Schreckenvoll waren die Stunden in Gethſemane, aber rührend jene heiligen Augenblicke, da der Meſſias zum letztenmale alle ſeine Jünger um ſich verſammelt hatte, und mit ihnen nach gewohnter Weiſe

zu Tiſche ſaß. Dies letzte Abendmahl ward das feierlichſte ihres ganzen Lebens. Er unter den Vorempfindungen ſeines bevorſtehenden Todes, machte es ihnen zum bleibenden Gedächtnißmahl ſeiner Liebe, ſeiner Aufopferung für die ſündige Welt.

Darum, in derſelben Nacht, da er verrathen ward, nahm er das Brod, dankte und brach es, und gab es ſeinen Jüngern und ſprach: Nehmet, eſſet, das iſt mein Leib, der für euch gebrochen wird. Solches thut zu meinem Gedächtniß. — So nahm er auch nach dem Abendmahl den Kelch, und dankete, gab ihnen denſelben und ſprach: Trinket alle daraus. Dieſer Kelch iſt das neue Teſtament in meinem Blute, das vergoſſen wird für viele. Solches thut ſo oft ihrs trinket, zu meinem Gedächtniß!

Dieſe feierliche Handlung ward von den Jüngern zwar nicht ohne Andacht und Liebe begangen; aber ihren tiefen Sinn begriffen ſie erſt ganz, als Jeſus den hohen Opfertod am Kreuze geſtorben war für die Sünden der Welt. Nun erſt verſtanden ſie, daß er ſich ſelbſt mit jenem Lamm verglichen hatte, welches nach moſaiſchem Geſetz für die

Sünden des Volks dem Jehova geopfert zu werden pflegte. Nun erſt ward ihnen deutlich, wie der alte Bund (oder Teſtament), welchen Moſes und ſein Volk einſt mit Gott geſchloſſen, durch einen neuern Bund (neues Teſtament) durch einen Heiligern erſetzt worden ſey. Der Meſſias ſelbſt war an die Stelle des Opfers getreten — nun ward das Opfer des jüdiſchen Gottesdienſtes überflüßig; in ſeinem Blute war das neue Teſtament, das heißt, der neue erhabene Bund der Menſchheit mit der Gottheit begründet.

Dieſe Vorſtellungsart ſtammte ganz aus dem Begriffe der jüdiſchen Religion her; war der Zeit, da das Oſterlamm geſchlachtet zu werden pflegte, zu ſehr angemeſſen, als daß Jeſus nicht davon das Bild hätte entlehnen, und auf ſich ſelbſt hätte anwenden ſollen. Nur indem er ſo nach jüdiſcher Art redete, begriffen ihn ſeine Jünger, die ſämmtlich vom jüdiſchen Glauben waren.

Doch erſt, als er auf Golgatha's Höhen am Kreuze ſein heiliges Leben zum Opfer dargebracht hatte; erſt als die erſchrockenen Jünger Zeugen geweſen, wie dort ſein Leib gebrochen, wie dort

aus Todeswunden ſein Blut gefloſſen war: erſt da ward ihnen der Sinn ſeiner Worte lichthell, die er beim letzten Nachtmahle zu ihnen geſprochen hatte; erſt da ihnen ſeine Bitte heilig: ſolches thut, ſo oft ihrs thut, zu meinem Gedächtniß.

Und ſie thaten es zu ſeinem Gedächtniß. An die Stelle des Oſterlammes der Juden trat nun die Abendmahlsfeier des Chriſtenthums. Sie ward von den erſten Chriſten mit Ehrfurcht und Andacht begangen; und der letzte Chriſt, welcher einſt auf Erden wandelt, wird ſie mit gleich frommer Rührung begehn.

Es ſind freilich in unſern Tagen viele, welche über die Wichtigkeit dieſer alterthümlichen, heiligen Handlung ſehr abweichend, oft ſehr gleichgültig, noch öfter ſogar herabwürdigend denken. In ihrer vermeinten Aufklärung iſt darin nichts, als ein veralteter Brauch zu ſehn, den man noch gewohnheitshalber beibehält. Sie finden darin höchſtens nur eine ſinnbildliche Handlung, deren Sinn aber zum Theil nicht einmal recht verſtanden werde von denen, welche ſie begehen; oder allenfalls ein feierliches Andenken an den Stifter des chriſtlichen Glaubens,

daß man etwa beibehalten müſſe, um das Volk durch irgend etwas Aeußerliches an die Religion zu feſſeln.

O ihr Eingebildeten, voll gefühlloſer Weisheit, voll kalter, unbeſeligender Aufklärung; und wenn denn nun das von der Chriſtengemeinde gefeierte Abendmahl auch ſogar nichts wäre, als das Gedächtnißfeſt der Leiden und des Welterlöſertodes Jeſu, warum entzieht ihr euch mit gemeiner Vornehmthuerei dieſem Feſte? — Warum verſchmähet ihr die Theilnahme an dem feierlichen Mahle, zu welchem glaubensvoll eure Väter traten, und wo ſie Seligkeit und Frieden fanden für ihre Seele? Warum wollet ihr in euern Häuſern die Gedächtnißtage eurer Geliebten oder Wohlthäter begehn, aber nicht das Andenken des Göttlichgroßen ehren, der die Feſſeln des Irthums ſprengte, in welchen die Welt ſchmachtete, und der eben dadurch auch eurem Geiſte der erhabenſte Wohlthäter geworden? Warum ſtiftet ihr den großen Männern der Vorwelt, berühmten Weiſen oder blutigen Siegern Denkmale und Feſte: Jeſus der Weltlehrer, der Heiliger eures Gemüths, der euch der Tugend und

durch ſie dem höchſten Weſen näher führte, iſt er nicht größer als alle eure Helden waren?

Und wenn das von der Chriſtengemeinde gefeierte Abendmahl, wie ihr ſaget, auch nur eine bloße ſinnbildliche Handlung der Kirche wäre: warum nehmet ihr Anſtand, derſelben mit Andacht beizuwohnen? warum tretet ihr mit erkünſtelten Vorurtheilen vor den Tiſch des Herrn. Wiſſet ihr nicht, daß ſinnbildliche Handlungen auf das Volk und deſſen Vorſtellungsweiſe mächtiger wirken, als kalte, trockne Vernunftſchlüſſe? Wiſſet ihr nicht, daß ſie ſelbſt für den weiſeſten und einſichtsvollſten Menſchen eben ſo werthvoll ſeyn können, und nothwendig ſind, als für den ſchwächſten der Chriſten? Denn nicht aus reiner Vernunft, ſondern auch aus Gefühl beſteht des Menſchen Gemüth. Der beſte der Sterblichen, mit aller Einſicht des Guten und Nützlichen, wird endlich matt zur Tugend, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein feierlicher Umſtand ſeine Gefühle erweckt und ſeine Kraft erhebt. Der beſte der Sterblichen iſt nicht zu allen Stunden gleich aufgelegt, die Hoheit ſeiner Seele in herrlichen Handlungen zu äußern; er bedarf eines groſſen Reiz-

mittels für den abgeſpannten Geiſt. Und dies iſt, mehr als alles andre, eine ſinnbildliche Feierlichkeit, zumal eine heilige Feierlichkeit, wie die des Nachtmahls der Chriſten. — Hier wird der Triumph aller Tugenden begangen, deren die menſchliche Natur je fähig war und ſeyn wird; hier der Siegertod eines Welterlöſers gefeiert, der ſein Blut für uns vergoß, hier ſeine Stiftung gehalten, welche das erſte urſprüngliche Verhältniß der Sterblichen unter ſich und zu Gott wieder herſtellt. Denn ſiehe, wie einſt vor des Weltrichters Throne, fallen hier die Schranken irdiſchen Unterſchiedes auseinander; hier iſt nicht vornehm, nicht reich; hier ſcheidet nicht edles und unedles Geblüt; hier naht ſich der gebeugte Greis und der hochaufſtrebende Jüngling mit gleichem Schritte dem Liebesmahle — ſie ſind Brüder durch Jeſum! hier naht der Fürſt und der Bettler, der Gerechte und der reuige Sünder dem Tiſch des Herrn mit einerlei erhabenen Hoffnungen und einerlei Troſte: — ſie ſind hier als Kinder eines und deſſelben Gottes, den ſie Vater nennen dürfen, weil Jeſus es uns gelehrt hat.

Aber wohl mehr als eine bloße Gedächtnißfeier des Todes Jeſu, wohl mehr, als eine kalte, ſinnbildliche Handlung, iſt das Abendmahl der Chriſten. Und es ſoll mehr ſeyn, dem Geiſte gemäß, in welchem es der Weiſeſte dieſes Lebens anordnete, der Gottmenſch, Jeſus der Chriſt!

Es iſt das heilige Abendmahl die Vermählung hoher Naturen in der Gemeinſchaft mit Jeſu — es iſt das Eins werden mit ihm, dem Allerheiligſten.

Es iſt das heilige Abendmahl eine Gemeinſchaft mit Jeſu: eine geheimnißvolle Verwandlung und Auflöſung unſers unſterblichen Geiſtes in ihm; alſo daß wir in ihm leben, er in uns lebt, daß unſer irdiſcher Leib ſich dadurch zu einem Tempel des Heiligſten verklärt, und Gottes wird (1 Kor. 6, 19); daß unſer Geiſt und Jeſu Geiſt ein einziger Geiſt werden, frei von Sünden.

O du, der im Nachtmahle Jeſu nur eine todte ſinnbildliche Handlung erkannte, warum ahnteſt du den göttlichen Sinn darin nie? warum hauchteſt du nicht Leben und Wärme in dieſen Leichnam?

Du ſprichſt: Wie mag die Theilnahme am Abendmahle ſo große Wunder wirken? Nie hab ich von demſelben in mir empfunden, noch ſeine Wirkungen geſehen?

Es iſt möglich, daß für dich die heilige Handlung fruchtlos geſchah; aber es war durch deine eigne Schuld. Du gingſt zum Altar und nahmeſt Theil; aber nahmeſt du auch Theil am Leibe und Blute Jeſu? — Wie könnteſt du aber Theil nehmen am Leibe und Blute Jeſu, ohne ihm mit allen deinen Geſinnungen anzuhangen? — Wer dem Herrn anhanget, der iſt ein Geiſt mit ihm! 1 Kor. 6, 17.

Du gingſt zum Tiſch des Herrn, aber ohne Glauben. Dein Leichnam kam; aber deine Seele war fern in weltlichen Dingen. Du kamſt, und hatteſt Glauben an Jeſum, aber nicht an ſeine Lehren des Heils. Du hatteſt Glauben an ſeine Lehren der höchſten Tugendpflichten, aber dieſer Glaube war in dir ohne Wirkſamkeit; du ließeſt ihn in dir nicht ins Leben übergehn. Daran erkennen wir, daß wir Jeſu angehören, daß wir ſeine Gebote halten in allem gegen uns, gegen unſre

Nächſten, und gegen Gott. Wäreſt du mit dieſem lebendigen, ſich in deinen Geſinnungen, Worten und Werken regenden Glauben jemals zum Abendmahl des Herrn getreten: wahrlich dein Gemüth würde voll hoher Rührungen, voll des entzückenden Gefühls geweſen ſeyn: mir ſind meine Sünden vergeben; ich bin Gottes Kind! Du würdeſt dich mächtig empfunden haben, zu ſterben für deine Pflichten, wie Jeſus Chriſtus für das Heil der Welt geſtorben iſt; du würdeſt Verzeihung gegeben haben allen deinen Beleidigern, die dich jemals betrübt hatten, oder dich noch in Zukunft betrüben konnten. Du würdeſt in allen Sterblichen nah und fern nur deine verſchiedenartigen Brüder, in Gott nur deinen alleſliebenden Vater, im Weltall nur dein Vaterhaus erkannt haben. Dann wäreſt du Ein Geiſt mit Jeſu geweſen!

Und dann hätte die feierliche Handlung im Abendmahle einen höhern Sinn für dich gewonnen. Sie wäre nicht mehr ein bloßes Gedächtnißfeſt vom Tode des Meſſias geweſen, wie man ſolche Feſte auch wohl ſonſt verdienſtvollen Sterblichen zu weihen pflegt: ſondern du hätteſt dadurch ein Vermäh-

lungsfeſt aller edlern, höhern Naturen, das Vereinigungsfeſt deines Geiſtes mit allen beſſern Geiſtern des gegenwärtigen und untergegangenen und zukünftigen Menſchengeſchlechts, deine Weihe zum neuen Bunde mit Gott, deines Geiſtes Auflöſung mit Jeſu Geiſte gefeiert.

Das alles ging für dich verloren. Denn wer nicht Jeſu Tugenden hat, nicht die Heiligkeit ſeines Lebens in That und Wort annimmt: wie kann der ihm anhangen? und wer ihm nicht anhanget, wie kann der Ein Geiſt mit ihm ſeyn? Und wer nicht ein Geiſt mit ihm iſt, wie kann der am Tode, am Blute und Leibe Jeſu Theil haben? Und für wen Jeſu vergebens auf Golgatha blutete: wie mag der das Wort des hohen Sinnes begreifen, welches die heilige Schrift redet: Das Brod, das wir brechen, iſt das nicht die Gemeinſchaft des Leibes Chriſti? Der geſegnete Kelch, welchen wir ſegnen, iſt der nicht die Gemeinſchaft des Blutes Chriſti? 1 Kor. 10, 16.

Und wer dem Tiſch des Herrn naht, ohne jenen höhern Sinn; wem das Abendmahl nicht die Erneuerung des ewigen Bundes [mit der Gottheit,

nicht Vermählungsfeſt des Heiligen in ihm, mit allem Heiligen der Welt iſt; wer ein leichtſinniger Gewohnheitsmenſch, ein eingeroſteter Verbrecher dem Altare naht, um Theil zu nehmen am Mahle Jeſu — dem iſt dies hohe Mahl kein Heiligungsfeſt der Seele; er kömmt und hat es nicht genoſſen; er hat es genoſſen, aber das Heiligthum entweiht durch ſeine innere Unwürdigkeit.

Wer aber unwürdig iſſet oder trinket, der iſſet und trinket ihm ſelber das Gericht, daß er nicht unterſcheidet den Leib des Herrn, (das Höhere, Heilige, vom Irdiſchen) 1 Kor. 11, 29. So ſprach Paulus der Apoſtel voll ſchweren Ernſtes. Denn ſchon zu ſeiner Zeit traten viele Neubekehrte zur Feier des Abendmahls, ohne deſſen tiefen Sinn zu kennen. Sie kamen. Noch ward das Abendmahl unter ihnen begangen, wie Jeſus es mit ſeinen Jüngern ſelbſt beging. Man ſetzte ſich zu Tiſche, um Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen. Darum ermahnte Paulus die korinthiſchen Chriſten: hungert jemanden, der eſſe daheim, auf daß ihr nicht zum Gericht (d. i. auf daß ihr nicht zur Entheiligung des Heiligen, und daher zu eigner Strafwürdigkeit) zuſammenkommt!

Sie traten voll Miſsbrauch des Ehrwürdigſten zuſammen, ſich ſatt zu eſſen. Das ſollte nicht ſeyn. — Heutiges Tages treten tauſend und tauſend Chriſten zuſammen, mit kalten, rohen Herzen, ohne Sinn für die hochheilige Handlung, welche ſie begehen, ſie treten zuſammen, um eine gewohnte kirchliche Feierlichkeit mitzumachen, oder in der Hoffnung, der bloſe Genuß des Abendmahls könne hinreichend ſeyn, ſie von allen Sünden zu reinigen. Das ſoll nicht ſeyn! — Sie ſinds, von denen die heilige Schrift ſagt: ſie eſſen, ſie trinken ſich ſelber das Gericht, darum daß ſie nicht unterſcheiden den Leib des Herrn! — Ja, ſie ſind ſchuldig dadurch am Leib und Blute Jeſu. Sie beſudeln mit unreinem Geiſte das Heiligſte; ſie verkehren, was göttlich iſt, in irdiſche Thorheit, und machen, was geſtiftet ward, zur Vergebung der Sünden, zum Deckmantel einer ruchloſen Denkart. —

Wie ſie hintreten unwürdig zum Altar, ihre Gedanken auf Pracht und Hoffart gerichtet, ihre Bruſt voller Neid und Rache gegen Brüder: traten nicht ſo einſt mit würdeloſem Gemüth auch deine Verfolger und Mörder zu dir ans Kreuz, o Jeſu!

Wie ſie dein ſpotteten mit heuchleriſcher Ehrfurcht, o König der Geiſterwelt, ſpotten nicht heut noch die Gleisner deiner, die ſich deinem Tiſche nahen!

Nur wer dir, mein Jeſus, mein Seligmacher, anhängt, der iſt Ein Geiſt mit dir! der findet in dem von dir eingeſetzten Abendmahl die Vermählung aller zur unvergänglichen Seligkeit berufenen Naturen, in der Gemeinſchaft mit dir! — Auch ich will ſie finden! auch ich ſehne mich nach Auflöſung in dir und Ein Geiſt zu werden mit dir, o du Heiligſter.

O du, Gerechter, der ſich hinopferte für die Sünden der Welt, dein Leib ſey denn auch hier für mich gebrochen, dein Blut auch für mich vergoſſen, daß ich, rein gewaſchen von Sünden, in ſtrengem Leben nach deiner Lehre, zu ewiger Gemeinſchaft gelange mit dir, und durch dich zur Gemeinſchaft mit dem Vater. Nie will ich ungeprüft und ernſtlos zum Gedächtnißmahle deines Todes gehn, daß die Feier deiner Schmerzen mir zur Seligkeit gereiche. Ja,

Mir ſoll die Feier deiner Leiden
O großer Dulder heilig ſeyn,

Um jede Sünde ganz zu meiden,
Und dir mein Leben ganz zu weihn;
Dir der ſo ruhig, ſo entſchloſſen,
Die Strafe fremder Sünden trug,
Und deſſen Herz ſo unverdroſſen
Für mich auch noch im Tode ſchlug.
Auch in der ſtillſten meiner Stunden
Will ich nach deinem Kreuze ſehn,
Und dich, o Herr, für deine Wunden
Mit ehrfurchtsvollem Dank erhöhn;
Will tiefgerührt die Huld ermeſſen
Womit dein Herz die Welt umfaßt;
Und nie undankbar es vergeſſen,
Was du für mich erduldet haſt.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Sechszehnter Sonntag, am 18. April 1813.

Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du
Mein Staub, nach kurzer Ruh.
Unſterblichs Leben
Wird, der dich ſchuf, dir geben.
Gelobt ſey Er.

Wieder aufzublühn ward ich geſät
Der Herr der Erndte geht
Und ſammelt Garben,
Uns ein, uns ein, die ſtarben.
Gelobt ſey Er!

Tag des Danks, der Freudenthränen Tag
Du, meines Gottes Tag,
Wann ich im Grabe
Genug geſchlummert habe,
Erweckſt du mich.

Wie dem Träumenden wirds dann mir ſeyn.
Mit Jeſu geh ich ein
Zu ſeinen Freuden,
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr.

Ach! ins Allerheiligſte führt mich
Mein Mittler. Denn leb' ich
Im Heiligthume
Zu ſeines Namens Ruhme
In Ewigkeit.

Gedächtnißfeier unſrer Vollendung am Oſterfeſt.

Luc. 24, 5. 6.

Was ſuchet ihr den Lebendigen bei den Todten? ſprachen die Engel zu den trauernden Weibern, die das Grab des Herrn beſuchten: Er iſt nicht hier. Er iſt auferſtanden! Luc. 24, 5. 6.

Er iſt auferſtanden! — Die Jünger Jeſu vernahmen es und Graun und Entzücken durchſchauerte ihre Seele, und neuer Muth belebte die Schüchternen, welche ſeit dem Tode des Gebieters zerſtreut umher irrten, wie eine Heerde, die der Hirt verließ.

Er iſt auferſtanden! — Die Verfolger und Mörder des Meſſias vernahmen es mit Entſetzen. Sie konnten das Wunder nicht faſſen. Sie wollten es mit frecher Lüge hinwegleugnen. Sie riefen:

Es haben ſeine Jünger geſtohlen den entſeelten Leichnam! — Aber umſonſt ihr Geſchrei. Der Lebendige erſchien ſeinen Freunden; er erſchien dem Lande Galiläa. Er iſt auferſtanden! frohlockten die Himmel, und alle Zeitalter nach Jahrtauſenden jauchzen es ihnen nach.

Auch meine Seele frohlockt und ruft es heut am Tage der Oſtern: Er iſt auferſtanden! Sein Sieg iſt mein Sieg; ſein Triumph über Tod und Grab auch der meinige; ſein Leben iſt auch mein Leben. Das Feſt ſeines herrlichen glanzvollen Aufſchwunges über Staub und Moder iſt das Gedächtnißfeſt auch meiner künftigen Erhöhung über Welt und Tod, wenn das Verwesliche anziehen wird das Unverwesliche, und das Sterbliche das Unſterbliche.

Alles an dieſem Tage wird bedeutungsvoller. Alles ſpricht Leben und Auferſtehung! Die ſtumme Natur ſelbſt feiert mit ihrem Frühlingserwachen die Stunde, da der Weltheiland in Siegermajeſtät emporſchwebte. Das große Wintergrab bricht; ein warmer Odem weht durch die ſtillen, öden Wälder; und die Knospen der Zweige ſchwellen; und die

erſtarrten Gewürme und Thiere geneſen vom langen, ſchweren Winterſchlafe; ſie regen ſich, ſie treten ins Leben hervor zu den erſten, einzelnen Blumen des Feldes; vom Himmel leuchten freundlichere Sonnenſtralen, und über den Grabhügeln unſerer Verſtorbenen ſchimmert ein friſches Grün. — Es iſt Auferſtehung, es iſt neues Leben! Das Feſt der Oſtern iſt das große Feſt zum Andenken unſerer Vollendung.

Erſt durch die Auferſtehung vollendete der Meſſias ſein Werk auf Erden für uns. Er hatte gelebt, gelehrt und wohlgethan — die heilige Gottesſaat war ausgeſtreut, aber noch rauh der Boden; zweifelhaft ihr Aufgang. Noch war Chriſtus vielſeitig verkannt, der Zweck ſeiner Sendung ſo gar von ſeinen vertrauteſten Freunden nicht verſtanden. Sie hofften von ihm Errichtung eines irdiſchen Throns; die Herſtellung des davidiſchen Reichs; Freiwerdung der Oberherrlichkeit Roms, und daß dem jüdiſchen Volke Herrſchaft und Macht werde über alle Völker des Erdbodens. So hofften ſie. Doch der Meſſias ſprach: mein Reich iſt nicht von dieſer Welt!

Er mußte leiden, ſterben; die Wahrheit ſeiner Lehre beſiegeln mit ſeinem Blute; als freiwilliges Opfer ſich darbringen für die Sünder der Welt, und den moſaiſchen Opferdienſt enden durch ſeinen Tod. Er litt, er ſtarb den Welterlöſertod. Sein Blut mußte gleichſam die Gottesſaat befruchten, welche er im rauhen Boden des Menſchenherzens ausgeſtreut hatte.

Aber vollendet war ſein Werk noch nicht. Mit ihm ſtarb Freude und Muth ſeiner erſten Bekenner.

Ihre glänzenden Träume von irdiſcher Macht und Hoheit waren zwar vernichtet; aber vernichtet auch ihre beſſern Wünſche und Ausſichten.

Sein Tod hatte verdunkelt, was er gelehrt und geweiſſaget. Das Leben des Meſſias war ihnen zum Räthſel geworden; ſie ſelbſt und ihre Beſtimmung waren ſich wie Geheimniſſe. Das Begonnene war nicht vollendet, nur abgebrochen. Düſtere Zweifel bedeckten ihre Seele, wie die Nacht des Grabes den Leichnam des göttlichen Meiſters.

Da erklang es: Er iſt auferſtanden! — Und, ſiehe, da ward es Tag vor ihnen. Da löſeten ſich

die Räthſel ſeiner Worte wundervoll; ſie begriffen ſeine Weiſſagungen; ſie begriffen ſeine Göttlichkeit. Voll heiliger Begeiſterung folgten ſie ſeinem Ruf. Nun war ihnen Schmach und Ruhm, nun Leben und Tod gering gegen die Botſchaft, welche er ihnen gegeben. Die Gottesſaat, welche er ausgeſtreut hatte, keimte mächtig auf. Seine Auferſtehung brachte ihr den Frühling. Der Tod verſchwand; die Hölle war beſiegt; die Menſchheit mit Gott verſöhnt; das Himmelreich der Geiſter begründet! Er hatte vollendet!

Darum ward das Feſt der Auferſtehung Jeſu das erſte und heiligſte Feſt der Chriſten. Es ward die Feier des Andenkens ihrer eignen Vollendung durch Jeſum. Laſſet uns Oſtern halten! hieß bei ihnen: laſſet uns unſerer Vollendung eingedenk ſeyn, deren wir durch ſein Wort fähig ſind; den letzten unſerer Fehler ablegen, der uns entheiligt. Denn wie ein wenig Sauerteig den ganzen Teig verſäuert, ſo entehrt und entweiht die geringſte Sünde die ganze Würde des Menſchen. Darum laſſet uns Oſtern halten, rief Paulus: nicht im alten Sauerteig, auch nicht im Sauerteig der Bos-

heit und Schalkheit, ſondern in dem Süsteig der Lauterkeit und der Wahrheit! 1 Kor. 5, 8.

Wie Jeſus will auch ich vollenden. Wie Er die Erlöſung einer Welt von den Feſſeln des Irthums und der Sünde, ſo ich meine Heiligung durch den Glauben an ihn und ſein Wort. Iſt ſein Leben mein Leben, dann iſt auch ſein Sieg mein Sieg, ſeine Vollendung meine Vollendung — dann werd ich den Tod nicht ſchmecken. Mein Geiſt ſchwingt ſich triumphirend über Grab und Staub zum Himmel.

Ich will in Jeſu vollenden; denn es iſt in keinem andern Heil. In ihm vollenden, heißt werden wie er; wohldenken und wohlthun wie er; frei von jeder Sünde nur Gott leben, wie er, in meinem Wirkungskreis göttlich groß handeln, ohne Eigennutz, ohne niedrige Abſichten, wie er; im Schöpfer des endloſen Weltalls nur meinen Vater ſehn, wie er; meine Heimath nur im Geiſterreiche meine Verwandte unter allen mir gleichgeſchaffenen Weſen, welche anbetend vor ihm liegen; meine Seligkeit nicht in Staub und Tand der Erde, ſondern im Ewigen.

Chriſtus iſt auferſtanden vom Tode; er vollendete. So werd auch ich auferſtehn und vollenden. Leb ich in Jeſu Geiſte, ſo hat das Grab für mich kein Schrecken. Das Grab iſt nur für meinen Leichnam; der Leichnam Staub, der Staub an ſich iſt kein Leben, ſondern die Seele; meine Seele kann nicht ſterben.

Nicht ſterben kann ſie? — Wohl kann ſie es! — Sprach Jeſus nicht ſelbſt: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, aber vor denen, die die Seele tödten! Und was iſt der Tod der Seele? die Sünde.

Wo die Sünde herrſcht, da herrſchen die Begierden des Leibes; da ſchweigt die Vernunft; da ſtirbt das Gewiſſen; da äußert der Geiſt keine Thätigkeit — da iſt ſein Tod. — Sünde iſt Geiſtestod. — Wie ein Leichnam unempfindlich gegen alle Einwirkungen iſt, die man gegen ihn verſucht: ſo iſt auch der Geiſt ohne Leben, wenn das Laſter ſiegt. Wie ein Leichnam ohne Kraft, ſo iſt auch der Geiſt ohnmächtig, wo im Menſchen die Thierheit obſiegt. Wie ein Leichnam ohne eignen Willen, ſo iſt der Geiſt auch ohne alle Freiheit, wo die Leiden-

ſchaften der Ehrſucht, Ueppigkeit, Wolluſt, Hab-
gier und Bosheit regieren.

Darum iſt Sünde Geiſtestod! — Und ein Geiſt der auf Erden noch nicht wahrhaft gelebt hat, kann er leben, wenn ſein Leib vergeht? Schläft er nicht im ewigen Tode? Er war ja, als wäre er noch nicht geſchaffen worden.

Von dieſem Tode hat uns Jeſus befreit durch ſeine Lehre, nicht vom Tode des Leibes. Denn dieſen ſterben wir. Aber indem wir uns vollenden, das heißt, von allem Einfluß unreiner Triebe und thieriſcher, ſündhafter Begierden reinigen, lebt unſer Geiſt ein ewiges Leben in ungeſchwächter Kraft. Der Tod des Leibes iſt nicht der Tod des Geiſtes.

Wenn aber ein in Jeſu Sinn vollendeter Geiſt nicht ſtirbt, was liegt uns am Zerfallen unſers Leichnams? Wir leben, mag doch der uns anklebende Erdenſtaub abfallen. Wir leben, und leben durch Jeſu Wort, und können mit Entzücken rufen: Wo iſt dein Stachel, o Tod; o Hölle wo iſt dein Sieg? Gott aber ſey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum!

Iſt die Sünde der Tod der Seelen: ſo iſt die Tugend, oder das Gottähnlichwerden, ihr Leben. Jedes Uebertreten der göttlichen Gebote iſt eine Todeswunde des Geiſtes; jede gottgefällige That ein höheres Auflodern unſrer Lebenskraft.

Und ſo verſteh ich nun, wenn geſagt wird: der Sünden Sold iſt der Tod! — Wenn geſagt wird, Chriſtus habe uns vom Tode befreit, indem er uns den Weg des Lebens zeigte. Ja er hat uns vom Tode befreit, indem er uns leben lehrte; indem er uns auf unſere ewige Würde und Beſtimmung aufmerkſam machte; indem er uns das ſicherſte Mittel zur Vollendung gab, nämlich ſein Beiſpiel, und daß wir uns ſelbſt mit unſern ſündhaften Begierden verleugnen, und ihm nachfolgen. Darum nannte er ſich bildlich für uns einen Weg des Lebens.

Chriſtus iſt auferſtanden; er hat ſein Gotteswerk herrlich vollendet; er hat für mich den Tod überwunden, wenn ich mir ſein Verdienſt, ſeine Heiligkeit in meinem Wandel zueigne und die Sünde, den Geiſtestod, meide!

Wie Chriſtus erſt dann ganz vollendet hatte, als ſeine Laufbahn auf Erden geſchloſſen, Grab und Todesnacht überwunden, ſeinen Jüngern die Weihe ertheilt, und er zum Vater zurückgekehrt war: ſo werd auch ich auf Erden nicht ganz vollenden, bis auch ich am Ziel meiner Laufbahn ſtehe. So lang ich auf Erden wandle, iſt mein Daſeyn ein fortwährendes Ringen mit der Sünde, ein unaufhörlicher Todeskampf. Erſt am Ende der Laufbahn wird ſich zeigen, ob mein Geiſt über Tod und Sünde obſiegt, ob er einen guten Kampf gekämpfet, ob er die verheißene Palme des ewigen Lebens errungen habe? Wie lange werd' ich noch kämpfen hienieden! Wann werd ich mich meines Sieges über Tod und Sünde zu erfreuen haben?

Doch wie lange es auch noch dauern möge, ich will Glauben halten und nicht müde werden. Denn wer überwindet, ſo ſpricht der Herr; der wird Alles ererben, und ich werde ſein Gott ſeyn, und er wird mein Sohn ſeyn. Offenb. 21, 7. Und wie lange mein Kampf noch dauern möge: jedes Oſterfeſt, jede Auferſtehungsfeier des vollendeten Meſſias ſey auch mir ein Siegesfeſt der eignen

Vollendung. Ach, daß ich, ſo oft ich deinen Sieg, o mein Erlöſer, über Tod und Grab begehn werde, auch jedesmal meinen Triumph über Tod und Sünde feiern könnte!

Heil euch, ihr ſeligen Geiſter, die ihr herrlich überwunden habet! O ihr Lieblinge Jeſu, ihr Heiligen Gottes, auch das Andenken eurer großen Vollendung will ich an jedem meiner Oſtertage im Stillen feiern! Ihr habet vollendet; ich muß noch mit der Sünde ringen. Ihr jauchzet am Ziele; ich weine noch über meine Schwächen.

Heil euch, ihr Verklärten, ihr habet in Jeſu und mit Jeſu den Tod überwunden! Die Auferſtehung des Herrn ward eure Auferſtehung. Er iſt erſtanden, er lebt, und ihr lebt mit ihm.

Er lebt, er iſt auferſtanden! — Hohe Bürgſchaft unſrer eignen Auferſtehung, komm, erquicke die wunden Herzen der Troſtloſen, die um ihre verlorne Freude verzweifeln. Auch uns hat Gott unſterbliches Leben verheißen; unſere Seele iſt kein Raub des Grabes.

Er lebt, er iſt auferſtanden! — O troſtloſer Vater, warum wankſt du ſo ernſt und kalt unter

den Menſchen hin, und ſuchſt den Liebling, den dir der Tod entführte? — O Mutter, Mutter, warum weinſt du über dem Grabe deines Kindes und rufeſt mit heißen Thränen ſeinen Namen, und foderſt das Verklärte von der ſtummen verſchloſſenen Ewigkeit zurück? Was ſuchet ihr Unglücklichen den Lebendigen bei den Todten? Was ihr liebet, iſt nicht hier, es iſt droben im Vaterarm! — Feiert fröhlich eure Oſtern. Es iſt das Feſt der Auferſtehung und des Andenkens unſrer Vollendung. Vater, Mutter, Vollendung! wo dieſe, da iſt kein Tod; da iſt keine Scheidewand zwiſchen Leben und Ewigkeit; da iſt keine wahre Trennung von dem, was unſer Herz ſo heis geliebt hat. Euer Kind lebt! Auch ihr ſollt leben; denn Jeſus lebt; Gott lebt. Es iſt kein Tod mehr, denn nur durch die Sünde und ihr.

Er lebt, er iſt auferſtanden! — Unglücklicher Gemahl, warum ſehnſt du dich hinab, in die Stille der Gruft, wo ſie ſchläft, welche dein hohes Gut auf Erden, dein tiefgeliebtes Alles war? Wohl ſchlummert da ihr Staub. Aber was ſuchet ihr das Lebendige bei den Todten? Dort unten iſt nicht

die Heimath ihres unſterblich gebornen Geiſtes. Dieſe Heimath iſt bei Gott; Gott iſt bei dir. Seyd ihr denn getrennt? Sie lebt und du lebeſt und Gott umfaßt euch Beide. Kämpfe, Dulder, deinen Kampf, die ſcheinbare Trennung währt eine kurze Zeit — feiere fröhlich deine Oſtern. Es iſt das Feſt der Auferſtehung und des Andenkens unſerer Vollendung.

Er lebt, er iſt auferſtanden! — Und du, o Wittwe, Einſame, jammerſt um den erblaßten Gatten mit eigenſinnigem Schmerze? Du o Braut des Jammers, rufeſt den Verlornen an dein blutendes Herz zurück? Du, Bruder, härmſt dich um die früh verblühte Schweſter, du Schweſter weinſt dem hingeſunkenen Bruder die Thränen tiefen Schmerzes nach. Was iſts denn? Freunde, wen ſuchet ihr? Was ſuchet ihr, was lebendig iſt bei den Todten? Es iſt nicht hier; es wohnt in Gottes Arm. — Feiert fröhlich und voll Glaubens eure Oſtern, als das Feſt der Auferſtehung und Vollendung.

Jeſus lebt, er iſt auferſtanden! Auch ich werde leben und ſeyn bei Gott. Seine Auferſtehung iſt

meine Auferſtehung, weil ſein Leben mein Leben ſeyn ſoll. Wir ſind nicht des Grabes Raub! O ihr, die ihr ſchon überwunden habet, und ihr, die ihr noch überwinden werdet, wir ſind Gottes Kinder! Warum ſollen wir verzagen?

Hoch ſchwing dich über Erd und Zeit
Hoch über Tod und Sterblichkeit
Empor, o meine Seele!
Denn droben iſt dein Vaterland,
Dort führt dich der, der auferſtand,
Zum Leben, bange Seele.
Hier ſchon glänzt durch Todestrümmer
Eines beſſern Daſeyns Schimmer.

Was du hier ſiehſt, iſt dürres Laub
Was hier erſtirbt, iſt Staub von Staub,
Die Hülle deiner Brüder.
Die Hülle nur vermorſcht und bricht,
Sie modert, doch du ſelber nicht,
Sinkt ſie ins Grab hienieden.
Frei von dieſes Lebens Bürde
Harret deiner höh're Würde!

Des Vaters Liebe wirſt du ſehn,
Des Vaters Liebe ganz verſtehn
Und ſeine Vorſicht ehren;
Der Schöpfung ungemeßner Plan
Der Welten ſtralend Heer wird dann,
Dich ſeine Weisheit lehren;

Herrlich überm Sterngewimmel
Prangen neue Erd' und Himmel!

Drum feiere, voller Heiterkeit,
Mit Jeſu Auferſtehung heut
Dein eignes Auferſtehen;
Des Wiederfindens Himmelsblick
Des Gotteslebens ewges Glück
In jenen heiligen Höhen.
War des Sterblichen Vollendung
Nicht das Ziel von Jeſu Sendung?

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Siebenzehnter Sonntag, am 25 April 1813.

Die Sünde herrſcht, um alles zu zerrütten;
Erſchüttert Thronen und verwüſtet Hütten;
Trübt jedes Segens Quell; bringt allen Tagen
Verjüngte Plagen!

Darum ziehn Weh und Elend auf der Erde;
Oft winken ſie mit lächelnder Geberde;
Doch immer führte uns der Thorheit Scherze
Zu bitterm Schmerze.

Mit der Sünde tändeln.

1 Kor. 10, 12.

Es iſt freilich wohl nicht ganz recht; es ſollte nicht ſeyn; aber doch bringt es weder mir noch andern Schaden? Warum ſollt ich mir die kleine Luſt verſagen?

So denkt man oft im Leben, wenn man ſich von dieſem oder jenem Gelüſt angezogen fühlt, und

doch zugleich empſindet, es ſey darin etwas Anſtößiges und Beleidigendes für ein zartes Gewiſſen. Man mögte zwar nicht Sünder ſeyn, aber doch die Luſt genießen, welche nicht ſelten der Genuß verbotener Früchte gewährt. Man glaubt ſich mit ſeinem Gewiſſen ſchon verſtändigen zu können, wenn man ſich nur überzeugt, daß der Schade, welcher aus einer unerlaubten Handlung allenfalls entſpringen dürfte, höchſt unbedeutend ſey.

Es gibt ihrer viele, die, wenn ſie einen Reichen in Kleinigkeiten übervortheilen können, es ohne Bedenken thun zu dürfen glauben. „Ich würde mich ſchämen,“ heißt es dann zur eignen Rechtfertigung: „Ich würde mich ſchämen, im Handel und Wandel einen Armen zu verletzen. Es iſt mein Nächſter. Unrecht Gut gedeihet übel. Ich gebe ihm vielmehr wohlfeiler, es iſt ein Allmoſen. Ich verdiene Gotteslohn. Aber einem reichen, wohlhabenden Manne mehr abzunehmen, als die Waare werth iſt, ihn im Handel zu überliſten, mir auf ſeine Unkoſten Vortheil zu machen — obſchon es nicht im ſtrengſten Sinne recht heißen kann — mögte ich mir nie zur Sünde anrechnen. Der Schade davon iſt für ihn kaum merklich; aber der

Vortheil für mich groß. Er kann ſchon geben von ſeinem Ueberfluß!“

Es gibt andere, welche freilich eingeſtehen, Wahrhaftigkeit ſey die ſchönſte Zierde der Recht-ſchaffenen; aber eine kleine Großpralerei glauben ſie ſich ſchon verzeihen zu dürfen. „Solch eine Lüge bringt niemanden Schaden,“ ſagt man: „aber ſie kann mir nützen. Die Welt will einmal betrogen ſeyn. Wer ſich und ſeine Sache nicht ſelber ehrt, den und deſſen Sache ehrt niemand. Man muß ein wenig Geräuſch über Gebühr machen, ſonſt wird man nicht angeſehen!“

So in dieſen, ſo in andern Gelegenheiten hat der Menſch immer Entſchuldigungen für das, was er an ſich zwar für Unrecht, aber doch unter gewiſſen Umſtänden für ſehr erlaubt hält. Als wenn ein Unrecht jemals Recht, eine Untugend jemals Tugend ſeyn könnte!

Oder woran erkennen wir die Gerechtigkeit und Gottgefälligkeit unſers Thuns! Iſt Nutzen und Schaden, Gewinn und Verluſt, oder iſt unſer Gewiſſen der ſicherſte Prüfſtein der Redlichkeit?

Du hälſt für unerlaubt, was niemanden Schaden bringt. Es mag geſchehen im bürgerlichen Leben, daß mancherlei Handlungen vom Geſetz nicht verboten ſind, weil der Nachtheil davon gering iſt. Das Geſetz des Landes ſtraft nur das gröbere Vergehn. Aber kann dein Gewiſſen alles billigen, was im bürgerlichen Leben ungeſtraft geſchieht? Sollen wir als Chriſten, als Kinder Gottes, nur darum das Gute thun, weil es Nutzen bringt; nur dann das Böſe meiden, wenn es mit Gefahr für uns und andere verknüpft iſt? — Nein, die Tugend iſt Tugend, auch wenn ſie uns Verfolgung zuzieht; das Laſter iſt verfluchenswürdig, auch mit Kron und Purpur angethan, und — Tonnen Goldes bietend.

Und wer iſt dir Bürge, daß dies Unrecht, welches du dir geſtatteſt, ohne böſe Folgen bleiben werde? Durchdringt dein Geiſt die unermeßlichen Verbindungen der Zukunft mit dem jetzigen Augenblick? Siehſt du in der Menſchen Bruſt, was eine falſche That, ein falſches Wort, ein bloßer Wink in ihnen aufregt? — Wie kann aus Böſem Gutes erblühn? Seit wann tragen Dornen und Diſteln ſüße Früchte?

Was an ſich unrecht iſt, kann nie, es ſey groß oder klein, Segen bringen; und die Luſt, welche aus der Sünde entſpringt, ſie ſcheine noch ſo verzeihlich, verwandelt ſich früh oder ſpät in Fluch über dir. — Es iſt gefährlich mit der Hölle ſcherzen; es iſt gefährlich mit der Sünde tändeln!

Wehe! und wie oft tändeln wir mit der Sünde leichtſinnig, arglos — ſpielen am Rande eines verderbenvollen Abgrundes, gleich Kindern, die ſich einer Blume willen des Lebens entſchlagen!

Es heißt mit der Sünde tändeln, wenn man ſie zwar meiden, aber doch die Luſt genießen will, die aus dem Verbotenen oft zu quellen pflegt. Du verachteſt den Trunkenbold und fleuchſt ſein Laſter; aber unter vertrauten Freunden zuweilen einen fröhlichen Tag zu leben, deine Sinne mit geiſtigen Getränken zu betäuben, und einer ausgelaſſenen Freude anzugehören, nennſt du nicht gefährlich. — Und wenn dein Bewußtſeyn im Rauſche halb verloren war, biſt du dann deiner Zunge immer mächtig geweſen? hatteſt du nachher nie Urſach vor dir und den Deinigen zu erröthen? — — Du verabſcheueſt den Ehebrecher, den Wollüſtling. Deine

Seele iſt rein von Unzucht. Aber es dünkt dich ohne Gefahr, vertraute Freundſchaft mit einer Perſon andern Geſchlechts zu ſchließen. Schön dünkt dich ein Bündniß der Seelen, auf welches niedrige Triebe keinen Einfluß haben. Du willſt die Wonne zärtlicher Freundſchaft, nicht ihre Entehrung. Wie lange aber werden deine Verhältniſſe tadellos ſeyn? Welche Begierden, welche Hoffnungen kann ein unbewachter Augenblick in dir entzünden? Biſt du allezeit Meiſter des ſüßen Rauſches deiner Leidenſchaft? Du ſpielſt an Abgründen. Du biſt bereit, Mörder an Glück, Ruhe und Ehre der Perſon zu werden, der Ehre, Ruhe und Glück dir heut noch über alles gelten.

Es heißt mit der Sünde tändeln, wenn an Dingen, die man zwar ſelbſt nicht billigt, auch nicht thut, Vergnügen findet, wenn ſie von andern geſchehen. — Du mögteſt ſelbſt in keiner Geſellſchaft boshaft witzeln, keinen durch Neckereien betrüben, oder dir zum Feinde machen; aber doch beluſtigt es dich, die Neckereien andrer zu hören. Dein Beifall muntert dazu auf. — Du mögteſt nie deines Mitmenſchen Verläumder ſeyn; aber wenn die andern Böſes und Schlechtes von andern erzählen,

ſo unterhält es dich. Deine Neugier, dein Erſtaunen, dein Lächeln, dein mitleidiges Achſelzucken — iſt es nicht Nahrung der Ohrenbläſerei? — Du biſt viel zu edel, um dir anvertraute Geheimniſſe auszuplauden. Nie wirſt du zum ſchimpflichen Verräther dich entwürdigen. Aber doch zürnſt du es nicht, wenn andere dir verrathen, wo ſie Verſchwiegenheit gelobt hatten. Doch hälſt du es für erlaubt, andern Geheimniſſe abzulocken. Iſt es edler, Verräther zu machen, oder zu ſeyn? Iſt zwiſchen dem Dieb und ſeinem Hehler der Unterſchied wichtig?

Es heißt mit der Sünde tändeln, wenn man ſich den Schein gibt, böſer zu ſeyn, als man iſt, um unwürdigen Menſchen zu gefallen. — Wie oft geſchieht es! Und wie oft aus falſcher Gefälligkeit und Schonung, ohne eignen Hang! — Man beſchönigt dann freilich das Ungerechte ſolches Betragens und ſpricht: unter den Wölfen muß man mit heulen. Man zuckt die Achſeln und ſagt: aber ich konnte doch nicht widerſprechen. Es ſchickte ſich für mich nicht, da die Tugend predigen zu wollen. Ich mußte wohl mitmachen, um nicht das Gelächter und der Spott der andern zu werden.. Aber

das Gefühl deines Unrechts bleibt dir doch. Andre ſchämen ſich ihrer Flecken, verbergen ſie und heucheln beſſer zu ſeyn, als ſie ſind; du aber ſchämſt dich deiner Reinheit und Unſchuld. Ach, man liebt wohl das nicht gar innig, deſſen man ſich ſo leicht ſchämt! Wem es rühmlich dünkt verdorbenen Menſchen zu gleichen, wenn auch nur für Augenblicke, iſt wohl nicht mehr ſo weit von ihrer Verdorbenheit entfernt, als er ſelbſt glaubt. Eine Tugend ohne Begeiſterung und Muth iſt durch Feigheit ihrem Untergange nah.

Es heißt mit der Sünde tändeln, wenn man ſich verzeiht, zu irgend einer guten Abſicht unerlaubte Mittel zu gebrauchen. Wer den Reichen betrügt, um den Armen wohlzuthun; wer zur Empörung ermahnt, um ungerechte Obrigkeiten zu ſtrafen; wer fremdes Gut veruntreuet um ſeine und ſeiner Familie Ehre aufrecht zu halten: iſt der zu entſchuldigen von Menſchen und Gott? Seit wann läßt ſich mit den Werken der Hölle die Seligkeit des guten Gewiſſens verdienen? Seit wann führt die Straße des Verbrechens zum Himmel? Und doch iſt es in unzähligen Fällen des gewöhnlichen Lebens nichts ſeltenes, daß der Menſch in der Wahl

ſeiner Mittel ſehr leichtſinnig ſeyn kann, wenn er ſich nur mit irgend einem löblichen Zweck zu entſchuldigen weiß. Irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten.

Aber wie ſollt ich hier alle Anläſſe nennen, wo der Sterbliche, auch nur in Kleinigkeiten, frech mit der Sünde tändelt? Wo er zwar ihre Luſt genießen, und ſie ſelbſt doch zu vermeiden hofft! Irret euch nicht! Ihr wähnt mit der Hölle zu tändeln und ſie tändelt mit euch! Beruhige ſich doch keiner mit dem Glauben: ich weiß, was ich thue, und laſſe mich nie zu weit verleiten. Mein Scherz wird nie Ernſt; ich ſtehe durch meine Grundſätze ſicher. Und begeb' ich mich ſchon ſelbſt in einige Verſchuldung — meine Beſonnenheit wird mich allezeit vor dem Schlimmſten bewahren!

„Wer ſich läßt dünken er ſtehe, mag wohl zuſehn, daß er nicht falle!“ ruft die Stimme der heiligen Schrift. 1 Kor. 10, 12. Es iſt die weiſeſte Lebensregel jedem, dem ein eigner, unentweihter Werth das heiligſte Gut iſt.

Zwar oft kann die Handlung, welche nur an Unrecht gränzt, ſehr unwichtig ſeyn; aber die

Handlung, von welcher unſer inneres Gefühl ſagt, ſie ſey unrecht, iſt nicht mehr unwichtig. — Das Verbotene, das wir thun, ſey es auch noch ſo geringfügig, iſt verboten; der Fehler, den wir uns leichtfertig verzeihn, ſey er auch noch ſo unbedeutend, er iſt immer ein Fehler!

Beſonders müſſen wir auf unſerer Hut ſeyn, daß wir nicht nur das für eine kleine Sünde halten, was nur kleine oder gar keine Folgen hat. — Das Sündige liegt nicht in der That außer uns, die wir begehn: ſondern in dem Sinne, mit welchem wir handeln. Die Größe unſerer Schuld liegt nicht in der Größe und Abſcheulichkeit des äußern Verbrechens, welches der weltliche Richter beurtheilen kann, ſondern in der Strafbarkeit unſerer Geſinnungen dabei. Es hat ſchon Vatermörder gegeben, welche aus Unvorſichtigkeit das Leben deſſen verkürzten, dem ſie das ihrige zu danken hatten; aber andere, die ihren Eltern boshafter Weiſe im Herzen Böſes wünſchen, ſind ſie nicht abſcheulicher, als jene unvorſichtigen Mörder? — Eine entehrte Jungfrau iſt der Gegenſtand allgemeinen Mitleidens oder allgemeiner Verachtung; aber

wie viele ſind, die ſich der ſtrengſten äußern Zucht befliſſen, und mit ihren Gedanken größere Schande treiben, als die Entehrte? — Nicht was wir thun iſt die Sünde, ſondern wie wir es thun. Dies richtet Gott; jenes können Menſchen richten. — Ein unreiner Wunſch, ein ſtiller Fluch, ein verheelter Neid, obgleich ohne äußere Folgen, kann ſo große Sünde ſeyn als das äußerlich vollzogene Verbrechen.

Es iſt gefahrvoll mit der Sünde zu tändeln, auch wenn das Unrecht, deſſen wir uns ſchuldig machen, noch ſo unbedeutend wäre in ſeinen erſten Folgen. Zu allem iſt immer das Saamenkorn klein. Aber ſey die Saat des Giftkrauts klein, wie ein Sonnenſtäubchen, es wird ausgeſtreut, Wurzel faſſen, keimen, aufwachſen und verderblich wuchern. Selbſt harmloſe Scherze, von denen unſer Gewiſſen ſagt, es liege in ihnen etwas, das nicht zu billigen ſey, ſollen wir meiden — ſie drohen Gefahr. Wie oft geſchieht es zum Beiſpiel, daß man ſich an jungen Kindern beluſtigt, wenn ſie die Unarten der Erwachſenen nachahmen, ohne zu wiſſen, was ſie thun? Was die Alten beluſtigt, wird bald der

Kleinen Ernſt. — Wenn man die Eitelkeit der Unmündigen belächelt, wie ſie ſich ſchmücken und zieren, oder ihre Geſtalt im Spiegel bewundern, oder mit Stolz auf ſchlechtergekleidete Altersgenoſſen hinblicken — das Gefühl ſagt jedem, dies Belächeln ſey nicht recht. Wer ſichs verzeiht, ſäet in das empfängliche Herz der Unmündigen den Saamen der Hoffart. Es ſcheint ſo verzeihlich die Lüge eines Kindes, womit es ſich aus Verlegenheiten zog, zum Gegenſtand des Scherzes zu machen, obgleich das innere Gefühl ſpricht: Unrecht billigen iſt ſelbſt ein Unrecht. Aber euer Scherz wird zum Tode der Unſchuld; ihr heget und pſleget ein aufkeimendes Laſter.

Es iſt gefahrvoll mit der Sünde zu tändeln. Denn ſchwer iſt jederzeit die Grenzlinie des Erlaubten und Unerlaubten zu beobachten. Ein an ſich unſchuldvolles Vergnügen kann ſchon dadurch entarten, daß es uns durch öftere Wiederholung zum unentbehrlichen Bedürfniß, dadurch zur Gewohnheit, endlich zur Leidenſchaft wird, wogegen zuletzt alle Gründe der Vernunft nichts vermögen. Zwar lange täuſcht ſich der Menſch, auch wenn ſchon der innere Wächter ruft: in dieſem Vergnügen lauert die Ge-

fahr! Zwar lange tröſtet er ſich damit: aber es iſt doch an ſich unſchuldsvoll; und im Fall der Noth könnte ich ihm immer entſagen. Er tröſtet ſich, er tändelt mit ſeinem Verderben bis es zu ſpät iſt, und die Gewalt der erwachſenen Leidenſchaft entweder die Heiterkeit des Gemüths oder die Geſundheit des Leibes vernichtet. Dünke ſich niemand zu ſtark, jeglicher Verſuchung Trotz bieten zu können. Es ſchlägt für jeden Sterblichen eine verrätheriſche Stunde. Wer ſich läßt dünken er ſtehe, mag wohl zuſehn, daß er nicht falle!

Darin liegt das Gefährliche, mit dem Unerlaubten zu tändeln, daß wir ſchon Neigung zum Verbrechen tief in uns tragen, ſobald wir Gefallen daran finden, uns dem Unerlaubten zu nähern. Die Sünde iſt vielleicht noch nicht vollbracht — wir verabſcheuen ſie noch — während ſie uns ſchon mit weichem, unſichtbarem Garn umſponnen hat. Die ſpielende Mücke gaukelt um das brennende Licht in immer enger und engern Kreiſen; zuletzt, wie ergriffen, ſtürzt ſie verloren in die verzehrende Flamme. — Wer ſich freiwillig einer Gefahr der Sünde hinſtellt, hat ſchon Begierde mit ihr zu un-

terhandeln. Haßte er das Verbrechen mit Ernſt, er würde deſſen Nähe auch mit Ernſt meiden und ſchon die Möglichkeit des Ausſchlüpfens ſcheuen. Luſt an einem Genuß, den das Verbotene aus der Ferne zeigt, iſt ſchon Luſt zur Sünde ſelbſt; nur geſtehen ſich die Sterblichen ſelten die Wahrheit früher, bis ſie das Schreckliche nicht mehr leugnen können, was ſie vorher für unmöglich gehalten hatten. — Darum wer ſich läßt dünken er ſtehe, mag wohl zuſehn, daß er nicht falle.

Auch der entſetzlichſte Verbrecher war ehemals unſchuldig. Er begann ſeine ſchauderhafte Laufbahn nicht mit Greuelthaten, vor denen ſich das menſchliche Gefühl empört, ſondern mit halbunſchuldigen Scherzen; mit flüchtigen Gedanken, vor deren Ungerechtigkeit er ſelbſt noch erröthete. Doch lockten ihn Wohlgefallen am Genuß, den das Unrecht gewährte; ſein erſtes Verbrechen war, ſich das kleinſte zu verzeihn, was tadelnswerth ſchien. Damit ward er vollendeter Sünder. Wer den erſten falſchen Schritt entſchuldigen kann, wird auch eine Rechtfertigung für den zweiten erfinden; der dritte ſcheint ihm ſchon ungefährlich, der vierte ſogar

rühmlich — dann wird jeder andere nothwendig, unaufhaltſam bis hinab in die Tiefe des Elendes. Wer des einzelnen leichten Staubes nicht achtet, der ſein Gewand überfliegt — und wie unbedeutend iſt doch jedes Stäubchen an ſich! — wird zuletzt vom Unflath bedeckt.

Es iſt gefahrvoll mit der Sünde zu tändeln. O ich fühl es, Gott, du Allerheiligſter, ich fühl es, und doch wie oft — du Allwiſſender weißt es, wie oft vergaß ich mich ſelbſt, täuſcht ich mich ſelbſt und gab mich in die Verſuchung hin. Nicht du führſt in die Verſuchung zum Böſen, ſondern der Menſch ſich ſelber, wenn er von ſeiner eignen Luſt gereizet und gelocket wird. — Und ich ward deiner, ward meines Jeſu, ward meiner ſelbſt unwürdig!

Nein, nein, es iſt keine Sünde gering; kein Unrecht verzeihlich. Auch der kleinſte Flecken entehrt die Unſchuld. O, daß ichs immer bedächte! daß ich mich nicht zu ſtark und zu ſicher glaubte! — Darum will ich ernſter über mich ſelbſt wachen, und was mein Gewiſſen mißbilligt, bleibe von meinem Herzen fern. Ich will mir auch nicht den uner-

terhandeln. Haßte er das Verbrechen mit Ernſt, er würde deſſen Nähe auch mit Ernſt meiden und ſchon die Möglichkeit des Ausſchlüpfens ſcheuen. Luſt an einem Genuß, den das Verbotene aus der Ferne zeigt, iſt ſchon Luſt zur Sünde ſelbſt; nur geſtehen ſich die Sterblichen ſelten die Wahrheit früher, bis ſie das Schreckliche nicht mehr leugnen können, was ſie vorher für unmöglich gehalten hatten. — Darum wer ſich läßt dünken er ſtehe, mag wohl zuſehn, daß er nicht falle.

Auch der entſetzlichſte Verbrecher war ehemals unſchuldig. Er begann ſeine ſchauderhafte Laufbahn nicht mit Greuelthaten, vor denen ſich das menſchliche Gefühl empört, ſondern mit halbunſchuldigen Scherzen; mit flüchtigen Gedanken, vor deren Ungerechtigkeit er ſelbſt noch erröthete. Doch lockten ihn Wohlgefallen am Genuß, den das Unrecht gewährte; ſein erſtes Verbrechen war, ſich das kleinſte zu verzeihn, was tadeluswerth ſchien. Damit ward er vollendeter Sünder. Wer den erſten falſchen Schritt entſchuldigen kann, wird auch eine Rechtfertigung für den zweiten erfinden; der dritte ſcheint ihm ſchon ungefährlich, der vierte ſogar

rühmlich — dann wird jeder andere nothwendig, unaufhaltſam bis hinab in die Tiefe des Elendes. Wer des einzelnen leichten Staubes nicht achtet, der ſein Gewand überfliegt — und wie unbedeutend iſt doch jedes Stäubchen an ſich! — wird zuletzt vom Unflath bedeckt.

Es iſt gefahrvoll mit der Sünde zu tändeln. O ich fühl es, Gott, du Allerheiligſter, ich fühl es, und doch wie oft — du Allwiſſender weißt es, wie oft vergaß ich mich ſelbſt, täuſcht ich mich ſelbſt und gab mich in die Verſuchung hin. Nicht du führſt in die Verſuchung zum Böſen, ſondern der Menſch ſich ſelber, wenn er von ſeiner eignen Luſt gereizet und gelocket wird. — Und ich ward deiner, ward meines Jeſu, ward meiner ſelbſt unwürdig!

Nein, nein, es iſt keine Sünde gering; kein Unrecht verzeihlich. Auch der kleinſte Flecken entehrt die Unſchuld. O, daß ichs immer bedächte! daß ich mich nicht zu ſtark und zu ſicher glaubte! — Darum will ich ernſter über mich ſelbſt wachen, und was mein Gewiſſen mißbilligt, bleibe von meinem Herzen fern. Ich will mir auch nicht den uner-

laubten Gedanken verzeihn, und überraſcht er mich — möge er noch ſo angenehm reizen, — möge er auch auf meine äußern Handlungen nicht den geringſten Einfluß haben, ich will ihn zerſtreuen. Denn er entehrt mich, Herr, vor dir. Der erſte unreine Wunſch iſt immer die erſte Weihe zum nachfolgenden Verbrechen. Was ich ſelbſt zu thun mich ſchäme, will ich nie mit Vergnügen an andern bemerken; mein Beifall ſoll keine Thorheit auf fremdem Boden begünſtigen. Ich will mich heiligen, Herr, mein Gott, in deiner Wahrheit, in deiner Gerechtigkeit, daß ich in jedem Augenblick meines Daſeyns getroſten Muthes zu dir aufſchauen könne. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Achtzehnter Sonntag, am 2. Mai 1813.

Befiehl dem Höchſten deine Wege
Und baue nicht auf Menſchen Werk.
Vertraue ſeiner Vaterpflege;
Für ihn iſt nichts zu groß und ſtark,
Das er zu ſeines Namens Preis
Nicht herrlich auszuführen weiß.

Wo du nur ihn haſt walten laſſen
Da hat er alles wohlgemacht;
Und was dein Denken nicht kann faſſen
Das hat er längſt zuvor bedacht!
Wie es ſein Rath hat auserſehn,
So und nicht anders muß es gehn.

Menſchenrath, Gottesthat.

Pſ. 106, 8.

Wer ſich auf anderer Wort und Hülfe verlaſſen muß, der iſt wohl verlaſſen! — Wie wenig Erfah-

rungen gehören dazu, dieſe Wahrheit anzuerkennen; wie wenige Lebensjahre unter den Menſchen! — Schon das oft getäuſchte Kind wird endlich mißtrauiſcher, und glaubt nicht leicht mehr jedermans Worten. Und doch wird es ihm bei ſeiner natürlichen Unſchuld und Gutmüthigkeit ſchwer, allem Vertrauen zu entſagen. Noch einmal, im aufblühenden Alter der Jungfrau und des Jünglings, blüht auch der Glaube an die Menſchheit mit neuer Kraft auf. Man hält die bisherigen unangenehmen Erfahrungen gern für Folgen eigner kindiſcher Unwiſſenheit. Man hängt mit lebhafter Innigkeit am Menſchen, glaubt und vertraut, hält auf ſeinen Rath, baut alles auf ſein Wort, ſchließt Freundſchaftsbündniſſe für das ganze Leben, dünkt ſich, wenn auch nicht würdiger, doch glücklicher, als tauſend andere, die ſolche Liebe, ſolche Treue nie unter Sterblichen fanden; und bedauert die, welche aus dem Umgang mit Menſchen nichts beſſeres lernten und gewannen als Mißtrauen.

Aber die Jugend verblüht; die ſonſt friſchglänzenden Hoffnungen entfärben ſich; hier ſcheiden Länder und Ströme, dort Stand und Glücksumſtände; hier der Tod, dort Leichtſinn einen Freund nach

dem andern von dem Glaubensvollen. Bald ſteht er einſam, vielfach hintergangen, in ſich ſelbſt verſchloſſen. Er muß ſich ſelig preiſen, wenn ihm nur noch eine Freundin, nur ein treuer Freund, Gatten, Kinder bleiben, die feſt und bis zum Tode aneinander halten.

Darum ſprach auch David der Vielerfahrene, Oftgebeugte, aus der Fülle ſeines Herzens, und als die Frucht ſeiner Lebensklugheit: Es iſt gut auf den Herrn vertrauen und ſich nicht verlaſſen auf Menſchen. Pſ. 118, 8.

Liebe die Menſchen, hilf und rathe ihnen, opfere dich für ihr Glück auf, aber erwarte vom größten Theil weder Dank, noch Hülfe. Denn die meiſten leben voller Selbſtſucht nur für ſich; alles was außer ihnen liegt, mögten ſie nur als Mittel zu ihren Abſichten gebrauchen. Haben ſie den Zweck erreicht, werfen ſie die Mittel zur Seite. — Dieſe Selbſtſucht, dieſe Mutter aller Grauſamkeit, aller Untreue, aller Laſter, iſts auch, die dem Menſchen den Glauben an die Menſchheit raubt. Weil faſt jeder nur ſich ſelbſt und ſeinem Vortheile lebt; weil faſt keiner ein Wort, eine Hand, einen Dienſt bietet, ohne eigennützige Neben-

abſichten, iſt wahre Freundſchaft das Seltenſte auf Erden. Stehſt du erhaben über andere, biſt du mächtiger oder angeſehener, oder begüterter, oder einſichtsvoller, ſo wird dich ein Theil deiner Zeitgenoſſen aus Neid haſſen, ein anderer Theil dir aus Eigennutz anhangen. Stehſt du niedriger, unbedeutender, ärmer da, als viele, wird ſich faſt jeder berechtigt glauben, von dir Dienſte zu fordern.

Wer dich nicht als ſein Hülfsmittel für eigne Zwecke benutzen kann, wendet dir verächtlich oder gleichgültig den Rücken. — Nur wenige werden dich und deinen wahren Werth anerkennen, und dich deines Selbſteswillen hochſchätzen. Ein König, vom Thron geſtürzt, wird von ſeinen Völkern verlaſſen; ein Weiſer, aus ſeinem Vaterlande verbannt, wird von ſeinen Schülern vermieden; ein Wohlthäter, durch Unglück verarmt, wird von ſeinen Pflegkindern vergeſſen. Nicht Dankbarkeit, nicht Hochachtung, nicht die Bande des Blutes ſind ſtark genug, die Selbſtſucht der Menſchen zu bezwingen.

Vertraue nicht zu viel auf Wort und Verſprechen des Menſchen. Du weißt es, Veränderlichkeit iſt des Menſchen Natur. Der Entſchluß des Morgens iſt oft ſchon am Mittag

bereut. Nichts bleibt im Sterblichen und um ihn her das Gleiche. Seine äußern Verhältniſſe, ſeine innern Ueberzeugungen werden mit der Zeit anders; ſeine Jahre wechſeln, ſeine Neigungen, ſeine Launen und Grundſätze. Selbſt ſeine Stimme, ſeine Geſtalt verwandelt ſich. Der Menſch iſt heut nicht mehr der Menſch des vorigen Jahres. Ja du ſelbſt, der du die Veränderlichkeit deiner Lebensgenoſſen ſo bitter anklagſt, biſt du allein der Unveränderliche, und noch heut wie geſtern? Andre Umſtände erzeugen andre Geſinnungen; ein anderer Stand bringt andere Pflichten; ein anderes Alter giebt eine andere Gemüthsart. Daher ſo manche Wortbrüchigkeit, wo wir ſie nie erwartet hätten; ſo manche heiligbeſchworne Jugendfreundſchaft zerriſſen, für deren ewige Dauer wir Gut und Blut verbürgt hätten. —

Vertraue nicht auf Menſchenrath und Menſchenhülfe, wenn du Rath und Hülfe bedarfſt. Nur wenige denken edel und uneigennützig genug, in deine ganze Lage, in deine Bedürfniſſe, in deine Wünſche einzutreten. Kennſt du dieſe Wenigen immer? Und wenn du ſie kennſt, machen ſie eine Ausnahme von der allgemeinen Veränderlichkeit,

welche die Sterblichen beherrſcht? — Lege nie mit allzublindem Vertrauen dein ganzes Wohl und Weh in eines Einzigen Hand. Oft ſpielt Heuchelei die Rolle des Gutherzigen; oft ſind Bosheit und Schadenfreude, wo du redlichen Sinn vermutheſt. Man ſoll und muß ſich nie ganz weggeben; behalte deine Geheimniſſe, weil du nicht weißt, in welche Hand du ſie legſt. Nur zu oft iſt der Gutmüthige das Schlachtopfer hinterliſtiger Tücke geworden.

Biſt du aber in der Nothwendigkeit, menſchlichen Beiſtand anſprechen zu müſſen, — und in dieſe Nothwendigkeit kommen wir alle! — ſo hoffe das Wenigſte von der Herzensgüte deſſen, den du anſprichſt, oder daß er deine Verdienſte ehre, oder daß ihn deine Tugend oder deine Lage beſonders rühre; das Meiſte hoffe von dem, was ihm ſein eigner Vortheil anrathen kann, für dich zu thun. Daher ſind keine Freundſchaften feſter, inniger, als die, welche durch die Hand der Natur ſelbſt geſtiftet wurden; die zärtlichen Verhältniſſe zwiſchen Eltern und Kindern, oder zwiſchen treuen Ehegatten. Denn hier ſind Vortheil, Schaden, Ehre und Schande zugleich auch das Loos der andern. Darum ſoll hier das vollſte, offenſte Vertrauen gegenſeitig

herrſchen. Hier werde Geheimniß um Geheimniß ausgetauſcht.

Doch auch ſelbſt hier — wie unzuverläſſig iſt Menſchenhülfe. Baue deine Hoffnungen nicht allein auf ſie; mache auf ſie keine feſte Rechnungen für dein künftiges Leben. Denn wie leicht iſt das zerriſſen, was man in dieſer Welt für das unzertrennlichſte hielt! Krankheit und Tod können dir deine Geliebteſten rauben, auf deren Beiſtand du zählteſt; durch Verführung können deine Kinder entarten; ein Verläumder kann dir das Herz deines älteſten und bewährteſten Freundes entziehn.

Wer ſich auf Menſchenhülfe allein verläßt, der iſt wohl verlaſſen! — Er iſt verlaſſen, weil er zum Theil ſich ſelbſt um diejenige Achtung brachte, die ihm nothwendig iſt, wenn man ihn lieben ſoll. Man verachtet zuletzt den, der ſich nicht ſelbſt halten kann; der ſich immer auf andere ſtützen will, und nicht unabhängig dazuſtehn weiß. Wer ſelten fordert, dem gibt man lieber und freudiger. Wer in ſich ſelbſt Kraft und Muth für jedes Schickſal zeigt, dem folgt unwillkührlich die Hochachtung der übrigen; und wo Hochachtung wohnt, da iſt Neigung zum freundſchaftvollen Beiſtand. Wer da hat,

dem wird gegeben, denn man kann früher oder ſpäter wieder von ihm erwarten.

Verlaß dich nicht auf Menſchenrath und Menſchenhülfe, ſondern auf deinen eignen Muth in jeder Lebenslage. Wer nur ſich ſelbſt nicht verloren gibt, der iſt nicht verloren. Strebe nach Selbſtſtändigkeit, nach Unabhängigkeit — dies iſt Chriſtenpflicht. Lerne fremde Hand entbehren: ſo wirſt du mächtig ſeyn; — lerne dich mit dem Wenigſten begnügen: ſo wirſt du reich ſeyn.

Ein wahrer Weiſer, ein ächter Chriſt, ſoll andern alles leiſten, für ſich ſelbſt ſelten begehren. So that Jeſus. Hülfreich überall, erwartete und verlangte er für ſich ſelbſt nicht viel. — Je mehr du dein Glück auf den Beiſtand anderer gründeſt, je unſicherer wird es dir ſeyn. Nur was du dir ſelbſt biſt, das haſt du! — du ſelbſt, mit dir ein Freund, eine Freundin und Gott für alle! was forderſt du mehr! Wer zu ſeinem Wohle mehr bedarf, iſt der Sklav fremder Menſchen und fremder Umſtände.

Vertraue mehr dein Glück und Wohl den eignen Kräften, als fremden an: ſo wird es

dir nicht fehlen. Aber kennſt du deine eignen Kräfte? — Viele Menſchen wurden dadurch elend, daß ſie nicht wußten, worin ihre Stärke lag?

Und welches ſind deine beſten, deine eigenen Kräfte? Iſt es dein erworbenes Vermögen? iſt es die Erbſchaft, auf welche du noch hoffeſt? iſt es deine Familienverbindung, deine Verwandtſchaft mit vielgeltenden Perſonen? ſind es deine erlernten Geſchicklichkeiten? Iſt es dein Amt, dein Stand? — O du betrügſt dich furchtbar! dies alles iſt fremdes, treuloſes Gut. Gründeſt du darin dein Heil: ſo haſt du auf morſchen Sand gebaut. Es gibt Tage, da kann dir dein Reichthum nicht aushelfen, es gibt Umſtände, da werden dich deine Verwandte zurückgelaſſen; es gibt Unglück, vor dem dich kein Rang ſchützt. Geld, Freunde und Würden ſind nicht Kräfte, ſondern allenfalls beiläufige Hülfsmittel. Sie können dich alle verrathen. Was bleibt dir dann?

Lerne deine eigenen Kräfte kennen: ſie verrathen dich nie, ſo wenig du dich ſelbſt verräthſt; es ſind Einſicht und Tugend! — Siehe, mit dieſen überwindeſt du die Welt; darin ruht deine Rieſen-

ſtärke. Handle nie unüberlegt, und das Ueberlegte vollſtrecke mit ſtrenger Rechtſchaffenheit! Mach dich durch deine Einſicht unabhängig nicht nur vom Einfluß fremder Hülfe, ſondern vom Einfluß deiner eigenen Leidenſchaften, von jenen noch anklebenden Fehlern, die dir ſchon manche Unannehmlichkeit erſchufen! Mache dich durch deine Tugend mächtig über alle Gemüther; denn der Tugend bringt ja jederman unwillkührlich den Zoll der Verehrung und Liebe.

Aber kurzſichtig iſt der Sterbliche; auch eigne Einſicht irrt oft! — Schwach iſt der Sterbliche, auch ſeine beſte Tugend wankt oft! — So werden unſere eigenen Kräfte oft unzuverläſſig. Es iſt noch eine höhere Macht vorhanden, ſie wankt nie; eine höhere Weisheit, ſie irrt nie; eine väterliche Liebe, ſie ſtirbt nie! — O Chriſt, blicke in den Aengſten und Freuden deiner Tage zu ihr empor! Wenn dich alles verläßt, dort iſt Einer, der dich nie verlieren will. Du biſt ſein Kind, er iſt dein Vater. Er will dich nicht verlaſſen noch verſäumen.

Gottesthat geht über Menſchenrath! Darum iſt es gut auf den Herrn vertrauen und ſich nicht verlaſſen auf Menſchen. Pſ. 118, 8.

Der Menſch unter Menſchen, der Menſch mit ſeinen eigenen ſchwachen Kräften, wäre wohl eines der elendeſten aller erſchaffenen Weſen, wenn er nur ſich ſelbſt überlaſſen, nicht zur Fürſorge ſeines eigenen Schöpfers vertrauenvoll empor ſehn dürfte! — Umſonſt triumphirt der Glückliche und hält in ſeinem Wahn alles für Werk eigner Kraft, was er um ſich her gebaut hat: es ſchlägt eine Stunde, die alles zertrümmert, alles anders geſtaltet. Eine mächtigere Hand herrſcht in der Menſchen Schickſalen. Selbſt in der Bruſt des gewaltigſten Eroberers, vor dem Länder und Völker zittern, erzittert wieder ein Herz vor dem Gewaltigern, der über den Sternen thront, der die dunkeln Verhängniſſe leitet über dem Haupte des Königs und des niedrigſten Knechts! — Zwar der Leichtſinn kann Gott vergeſſen — aber Gott lebt! der Wahnſinn kann ſpotten und ſagen: er gedenkt unſerer nicht. Aber Gott lebt und darum gedenkt er auch des Wahnſinnigen!

Gottesthat geht über Menſchenrath. — Darum baue nicht auf dieſen, ſondern halte feſt an jener. Wie oft haben wir im Leben die Nichtigkeit menſchlicher Beſchlüſſe, den Irthum unſerer Rathſchlüſſe

erfahren müſſen! Es kam Gottesthat, und unſer Sorgen und Kümmern war eitel. Es ward beſſer, als wir meinten. Wie manche Angſt hatten wir uns vergebens gemacht, wie manche Schmerzensthräne umſonſt geweint, wenn wir Trübſal duldeten! die Angſt war entbehrlich, die Thräne unnöthig; Gott ſorgte beſſer für uns, als wir ſelber. Erſt nachher, erſt ſpät ſahen wir immer die Weisheit ſeiner Fügungen ein. Und das, was wir einſehn, mag uns Bürge ſeyn für das, was wir jetzt noch nicht zu begreifen im Stande ſind.

Dem Geiſtervater, dem Unendlichweiſen, laßt uns glauben, laßt uns vertrauen! Er weiß das Beſte! — Keiner wie er, ſo klar, ſo alles durchſchauend. Für ihn iſt kein Tag und kein Jahr; für ihn iſt alles Gegenwart, und die unendliche Gegenwart heißt Ewigkeit. Das Gewebe der Schickſale, es iſt von ihm gewoben; das Spiel der Zufälle, es iſt von ihm geordnet; das Zuſammenwirken der Umſtände, das Ineinandergreifen der Jahrtauſende und Augenblicke, des mächtigſten Volks und des ſchwächſten Säuglings, Menſch, es iſt ihm, nur ihm lichtvoll, denn ſein Wille lebet in allem! Darum laſſet uns

dem Herrn vertrauen, dem Weltregenten, dem, welcher auch das Geſchick des kleinſten Gewürms beſtimmt hat.

Er kann das Beſte! — Ach, was kann denn der ſchwache, blöde Menſch? Kann er wohl ſeinem eignen Leben auch nur die Länge eines Augenblicks zuſetzen? — Was ſind eure vermeinten Erdengötter? Was eure Gewalthaber und Fürſten vor ihm? Staub und Aſche! — Sie können durch Schrecken und Furcht, oder durch Klugheit und Güte Völker bewegen, wie todte Werkzeuge. Sie können prachtvolle Städte bauen — Ameiſenhaufen ſind nicht minder kunſtvoll; — Denkmäler zum Erſtaunen der Nachwelt aufführen — ein jeder Grashalm iſt wundervoller, als das erſte Kunſtwerk der Welt. Sie können Tonnen Goldes verſchenken, Staub an Staub. Das alles vermögen ſie! Aber ſelten wiſſen ſie ſich ſelbſt zu beglücken. Ihre eigenen Leiden können ſie nicht vertilgen. Sie liegen unter dem Geſetz der Natur, wie das letzte Sonnenſtäubchen. Keine Welle gehorcht ihnen; kein Wind ſchweigt vor ihnen.

Nur er, dem alles gehorcht, nur er kann das Beſte. Seiner Allmacht iſt keine Gewalt gewachſen; ſeinem Willen ſtreben keine Hinderniſſe entgegen. Er kann!

Und er will das Beſte! — Wer will das ſo rein, ſo uneigennützig, ſo aus unſäglicher Liebe zu den von ihm erſchaffenen Naturen, wie er? Was haben wir, das wir ihm geben könnten, ſeine Allſeligkeit zu vergrößern? Was iſt im Weltall, das er nicht dem Weltall gegeben hätte?

Er will das Beſte. Wer darf zweifeln? O Kleingläubiger blicke auf zum Herrn, du biſt unverloren, er liebt dich, er will auch dein Beſtes. Und daß er es wolle, verbürgt dir ſeine unendliche Güte — ja die lautredendſte Bürgſchaft iſt dein eigenes Daſeyn. Stand es nicht in ſeiner Macht, dich im öden Nichts zu laſſen? Du wäreſt nie geweſen. Aber er wollte dich, auch dich unter ſeinen Myriaden Erſchaffenen ſehn. Er wollte auch dich mit ſeinen Wundern beſeligen. Und du biſt geworden; du lebſt; du kennſt, du nennſt ihn; du preiſeſt ſeinen Namen. Er will dein Vater ſeyn, und du ſollſt ſein Kind ſeyn. Nur hinweg deine ewige

Unvollkommenheit; nur hinweg das Unreine deiner Begierden; dein beſtändiges Sorgen und Kümmern um tägliches Brod, um äußerliche Verhältniſſe; um dein Schickſal oder um das Loos derer, die deinem Herzen lieb ſind. Wirf deine Sorgen auf ihn; er wirds wohl machen.

Es iſt gut auf den Herrn vertrauen und ſich nicht verlaſſen auf Menſchen. — O du allesumfaſſende, alles liebende Allmacht, du, den Jeſus Chriſtus mich Vater nennen lehrte, wem kann ich vertrauen, als dir? Du liebteſt mich, eh' ich war, darum haſt du mich geſchaffen; und welches Schickſal mir auch begegne, und mag es meine Kurzſichtigkeit oder mein tiefverwundetes Herz ein Unglück nennen, es iſt dennoch mein Beſtes; denn es kömmt, Liebender, Weiſeſter, Wohlthätigſter, von dir!

Eine niegefühlte Heiterkeit durchſtrömt mich. Ich empfind es, ich weiß es; ich bin dein Kind. Geiſtervater, dein Leben iſt in mir und den Meinigen, unſre Geiſter werden dich und deine Wege erſt dann recht erkennen und verehren, wenn ſie, losgebunden vom rohen Staube der Erde, in heller Freiheit ſich und die Weltordnungen durchblicken.

Mag auch alles ſich vor mir verdunkeln, ich weiß, vor dir iſt keine Finſterniß; mag auch meine Rettung, meine Ruhe unmöglich ſcheinen, vor dir ſteht nichts Unmögliches; mag auch mein Herz bluten und erkranken unter herben Schickſalen — Vater; meine Thränen mögen mir nicht zur Sünde gerechnet werden; ach, ich bin ein Menſch! — dennoch werd ich mit kindlicher Zuverſicht immer rufen: Dein Wille geſchehe, denn er iſt der beſte.

Darum ſeyd getroſt und unverzagt, ſpricht dein heiliges Wort: fürchtet euch nicht und laßt euch nicht grauen. Denn der Herr, dein Gott, wird ſelber mit dir wandeln, und wird die Hand nicht abthun, noch dich verlaſſen. 5 Moſ. 31, 6. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Neunzehnter Sonntag, am 9 Mai 1813.

Was hat der Menſch, das er dir gebe?
Gabſt du nicht alles ihm zuvor?
Du willſt nur, daß er heilig lebe,
Und Chriſtus leuchtete ihm vor.
Nicht Opfer und Gelübde, nein,
Sein Herz nur forderſt du allein!

Du ſelber ſprachſt: mit Wohlgefallen
Blick ich nur auf Barmherzigkeit;
Nicht hin zu euren Opfern allen,
Die ihr mir auf Altären weiht!
Gott iſt ein Geiſt: ſo betet dann
Im Geiſt ihn und in Wahrheit an.

Nicht Weihrauch bring ich und nicht Myrthen,
Zur Gabe, Herr des Weltalls, Dir;
Mich ſoll kein Aberglauben irren;
Nimm nur dies treue Herz von mir!
O ew'ge Liebe! laß es dein
Und ewig Dir geheiligt ſeyn!

Unüberlegte Gelübde.

Richter 11, 30—40.

In jenen Tagen, da Moſes ſchon und Joſua nicht mehr ihrem Volke vorſtanden, und dieſes in ſeinen eroberten Sitzen ohne König, ohne gemeinſamen Anführer lebte, und nur von Zeit zu Zeit, wenn Gefahr drohte, ſich den edelſten und tapferſten Mann eines Stammes zum Feldherrn und Richter erkohr, — in jenen Tagen ward auch Jephthah von Giland zu ſolcher Würde berufen. Denn das Volk war in groſe Bedrängniß durch die Kriegszüge der Ammoniten.

Jephthah, welcher wegen unehlicher Geburt aus ſeiner Heimath verſtoßen war, und im Lande Tob lebte, wo er loſe Leute zu ſich geſammelt und Streifzüge nach Beute gethan hatte, fand ſich durch die Bitten ſeines Volks geſchmeichelt. Die Aelteſten von Gilead ſchworen ihm im Namen deſſelben, er ſollte Aller Haupt ſeyn, wenn er gegen die Ammoniter ſiegreich wäre. — Nun beſeelt von Ruhmbegier ſtellte er ſich an die Spitze der iſraelitiſchen Kriegeshaufen und führte ſie gegen Ammon. Da machte ihm des Feindes Macht Beſorgniß. Und er

gelobte dem Herrn ein Gelübde und ſprach: Gibſt du die Kinder Ammon in meine Hand; was zu meiner Hausthür herausgeht, wenn ich mit Frieden wiederkomme von den Kindern Ammon, das ſoll des Herrn ſeyn, und wills zum Brandopfer opfern.

Er ging; eroberte zwanzig Ortſchaften Ammons und beſiegte die Feinde in groſser Feldſchlacht. Da er nun heimkehrte als Sieger, gedachte er ſeines Gelübdes. Wehe! und wie er zu den Seinigen kam, trat ihm aus ſeinem Hauſe entgegen ſeine Tochter, ſein einziges Kind, mit Pauken und Reigen, jubelnd zum Empfang des ſiegreichen, zärtlich geliebten Vaters.

Da durchbebten ihn Entſetzen und Verzweiflung. Er zerriß im Schmerz ſeine Kleider. Ach, meine Tochter! ſchrie er: wie beugſt du mich und betrübeſt mich! — Nun war allgemeine Trauer in Iſrael. Mit ihren Geſpielen trauerte die Jungfrau in der Einſamkeit des Gebirgs zwei Monate ſich vorzubereiten für das väterliche Gelübde. Dann kam ſie. Dann ward ſie das traurige Opfer. Lange Zeit war es Gewohnheit, daß die Jungfrauen in Iſrael jährlich vier Tage den Opfertod der Tochter Jephthah's beklagten.

Welcher gefühlvolle Menſch konnte jemals Jephthah's Gelübde und deſſen ſchreckliche Erfüllung ohne Schaudern vernehmen? Wem mußte dabei nicht der Gedanke erwachen: konnte dem Gott der Barmherzigkeit und Liebe ein ſolches Gelübde angenehm ſeyn? angenehm, daß ein Vater ſein einziges Kind umbrachte? — Freilich, Gott wehrte nicht das Gelübde ab; er verhinderte auch nicht, daß die Tochter Jephthah's die erſte war, welche aus ihres Vaters Hauſe trat: aber daß Gott nicht das Unüberlegte, oder die ſchrecklichen Folgen einer übereilten Handlung verhindert, beweiſet keineswegs, daß er ein Wohlgefallen daran habe. Es beweiſet nur, daß Gott den freien Willen der Menſchen nicht beſchränkt. Ohne dieſe Freiheit wäre ja keine Tugend möglich; wäre ja jeder Sterbliche ein todtes Werkzeug, wie der Stein, welcher aus ſich ſelbſt nicht handeln kann. Wozu gab Gott uns den Willen, wenn wir ihn nicht gebrauchen, wozu die Leuchte des Verſtandes, wenn wir ſie nicht anwenden ſollten? Wozu ein Geſetz, wenn wir durch unbekannte Macht gezwungen würden, zu handeln, wie ſie es gut fände? Wozu ſtrafen für unſere Sünden, wenn Gott ſelbſt unſern Willen beſchränkte,

daß wir nicht thun könnten, was wir mögten, ſondern allein das, was wir nach ſeinem Rathſchluß thun müßten?

Die unrichtige Vorſtellung von der Einwirkung Gottes auf unſere Handlungen veranlaßt auch in unſern Tagen noch mancherlei Verirrungen. — Es iſt Pflicht ſich darüber zu belehren. Auch in unſern Tagen wird wohl bei einem inbrünſtigen Gebete manches Gelübde gethan. Es iſt Pflicht vor dem Unüberlegten und Schädlichen zu warnen. Denn Gott ſelbſt ſind dergleichen Verſprechungen nicht immer angenehm. Wären ſie es: ſo würde er uns durch Jeſum ſeinen Sohn dazu aufgefordert haben.

Unter Gelübden verſteht man gewöhnlich ein feierliches Verſprechen, irgend etwas uns Schwerfallendes zu leiſten, wenn die Gottheit dafür unſern geheimen inbrünſtigen Wunſch erhören will. Geht der Wunſch in Erfüllung, hält man ſich verpflichtet, das Verſprechen zu halten, was man dem Himmel, oder Gott und ſeinen Heiligen, gethan hat.

Zwar läßt ſich nicht leugnen, daß das Ablegen eines Gelübdes immer ein frommes, ſich gern mit

Welcher gefühlvolle Menſch konnte jemals Jephthah's Gelübde und deſſen ſchreckliche Erfüllung ohne Schaudern vernehmen? Wem mußte dabei nicht der Gedanke erwachen: konnte dem Gott der Barmherzigkeit und Liebe ein ſolches Gelübde angenehm ſeyn? angenehm, daß ein Vater ſein einziges Kind umbrachte? — Freilich, Gott wehrte nicht das Gelübde ab; er verhinderte auch nicht, daß die Tochter Jephthah's die erſte war, welche aus ihres Vaters Hauſe trat; aber daß Gott nicht das Unüberlegte, oder die ſchrecklichen Folgen einer übereilten Handlung verhindert, beweiſet keinesweges, daß er ein Wohlgefallen daran habe. Es beweiſet nur, daß Gott den freien Willen der Menſchen nicht beſchränkt. Ohne dieſe Freiheit wäre ja keine Tugend möglich; wäre ja jeder Sterbliche ein todtes Werkzeug, wie der Stein, welcher aus ſich ſelbſt nicht handeln kann. Wozu gab Gott uns den Willen, wenn wir ihn nicht gebrauchen, wozu die Leuchte des Verſtandes, wenn wir ſie nicht anwenden ſollten? Wozu ein Geſetz, wenn wir durch unbekannte Macht gezwungen würden, zu handeln, wie ſie es gut fände? Wozu ſtrafen für unſere Sünden, wenn Gott ſelbſt unſern Willen beſchränkte,

daß wir nicht thun könnten, was wir mögten, ſondern allein das, was wir nach ſeinem Rathſchluß thun müßten?

Die unrichtige Vorſtellung von der Einwirkung Gottes auf unſere Handlungen veranlaßt auch in unſern Tagen noch mancherlei Verirrungen. — Es iſt Pflicht ſich darüber zu belehren. Auch in unſern Tagen wird wohl bei einem inbrünſtigen Gebete manches Gelübde gethan. Es iſt Pflicht vor dem Unüberlegten und Schädlichen zu warnen. Denn Gott ſelbſt ſind dergleichen Verſprechungen nicht immer angenehm. Wären ſie es: ſo würde er uns durch Jeſum ſeinen Sohn dazu aufgefordert haben.

Unter Gelübden verſteht man gewöhnlich ein feierliches Verſprechen, irgend etwas uns Schwerfallendes zu leiſten, wenn die Gottheit dafür unſern geheimen inbrünſtigen Wunſch erhören will. Geht der Wunſch in Erfüllung, hält man ſich verpflichtet, das Verſprechen zu halten, was man dem Himmel, oder Gott und ſeinen Heiligen, gethan hat.

Zwar läßt ſich nicht leugnen, daß das Ablegen eines Gelübdes immer ein frommes, ſich gern mit

Gott beſchäftigendes Gemüth vorausſetzt. In dieſer Hinſicht könnte es als ein löbliches Zeugniß religiöſen Sinnes gelten. Auch läßt ſich nicht leugnen, daß wer Gott Gelübde darbringt, es mit kindlichem Herzen, mit Glauben, mit Inbrunſt thut. Und wäre ſelbſt das Gelübde vergebens, bleibt doch das Herz ehrwürdig, welches daſſelbe that, vorausgeſetzt daß es ein edles Gelübde ſey für eine edle Sache. — Aber leugnen läßt ſich auch von der andern Seite nicht, daß ein Menſch, der Gott durch Darbringung von Gelübden zu bewegen hofft, ihm einen Wunſch zu gewähren, von dem Verhältniß der göttlichen Liebe zum Menſchen, von der Natur des rechten Gebetes und von dem Geiſt des wahren Chriſtenthums keine richtige Vorſtellung habe. Er kann mit Glauben und Vertrauen bitten; aber er bittet zugleich mit Eigenſinn.

Jeſus Chriſtus, der hohe, göttliche Offenbarer des göttlichen Willens, hat uns nie ermahnt, in unſern Gebeten Gelübde zu thun, um dadurch den Herrn unſern Gott zu vermögen, zu thun was wir begehren. Vielmehr er warnte vor allem Miß-

brauch im Gebet. Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr bittet! ſprach er. Matth. 6, 8. Er warnte vor allem Eigenſinn in unſerm Gebet, und daß wir darin nicht dem Allweiſen vorſchreiben, was wir von ihm erwarten. Nur dein Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel! ſo lehrte er beten. Er warnte ſogar, Gott äußerliche Gelübde und Opfer darzubringen; denn Gott ſey ein Geiſt; er müſſe alſo nur im Geiſt und in der Wahrheit verehrt werden; er ſehe auch nicht auf der Menſchen Gelübde, Opfer und Worte, ſondern auf ihre Tugenden. Ich habe Wohlgefallen an der Barmherzigkeit und nicht am Opfer. Matth. 12, 7. — Ja, Jeſus ſelbſt, in den allerbängſten Stunden ſeines Lebens, wenn er in den Einſamkeiten weinte, wenn er auf dem Oelberg blutigen Schweiß vergoß in ſeiner Todesangſt, that dennoch niemals ein Gelübde. Er rief nur: „Vater iſts möglich: ſo gehe dieſer Kelch vorüber!“ Er fügte mit frommer, wahrhaft kindlicher Ergebung hinzu: Nicht mein Wille geſchehe, ſondern der deinige! — So lehrte der Heiland des Lebens beten, ſo betete er ſelbſt. So beteten die Apoſtel! Keiner von ihnen ermahnte, man ſollte Gott durch

Gelübde bewegen, unſern Willen dem ſeinigen vorzuziehn.

Und in der That, wie irrig muß die Vorſtellung deſſen von Gott ſeyn, der gleichſam durch Geſchenke ihn beſtechen zu können vermeint? Denn was ſind Gelübde und Opfer anders, als eine Art Gott beſtechende Geſchenke? — Man bietet etwas an, um dafür Erhörung eines andern Wunſches zu erhalten. Aber, o du thörigtes Kind, was kannſt du dem Herrn der Welt darbieten aus ſeinem Reiche, aus deinem Leben, das nicht ſchon ſein Eigenthum wäre? Iſt nicht auch dein Odemzug ſein Eigenthum? — Und wenn, was du ihm im Gelübde darbieteſt, ohnehin deine Pflicht wäre, die du vollſtrecken ſollſt: was bieteſt du ihm, da du es ohnedem ſchuldig biſt? Und wenn du ihm nicht das, was du geloben mögteſt, thuſt: was kann Gott dadurch verlieren? — Iſt nicht alles dein eigner Verluſt? — Wenn ein Kind ſeine Eltern um etwas anfleht, das ihm oder andern zum Schaden gereichen könnte, und wenn es mit den heißeſten Thränen fleht, werden die Eltern den Wunſch des unverſtändigen, kurzſichtigen Kindes erfüllen? Und wenn dieſes mit beharrlichem Eigenſinn fortführe

zu bitten, und um die Erfüllung des Wunſches zu bewirken, den Eltern ein Stückchen Brodes böte, das es von ihnen empfangen: würden die Eltern den Sinn des Kindes thun? Und wenn dafür das Kind gelobte, künftig recht gehorſam zu ſeyn: würden die Eltern nicht ſagen: dies iſt auch ohnedem deine Pflicht; du würdeſt dich durch Ungehorſam ſelber in Schaden ſetzen? — Und ſo, wie dies Kind, ſteht der Menſch zu Gott. Ach und der Sterbliche, wer er auch ſey, iſt vor dem Allweiſeſten noch unendlich unwiſſender und kurzſichtiger, als ein unmündiges Kind vor irdiſchen Eltern.

Man pflegt nur Gelübde zu thun, wenn irgend ein beſonderer Wunſch hart am Herzen liegt. Da iſt größere Inbrunſt und Heftigkeit des Gebets. In allem andern haben wir uns ſonſt gern auf die Weisheit und Güte des ewigen Vaters verlaſſen; hier aber ſchreien wir zu Gott, gleichſam als könnten und wollten wir durch unſern Ungeſtüm erzwingen, daß er unſern Willen erfülle; oder als wäre unſre Weisheit höher, denn Gottes Weisheit. Ein ſolches Gebet iſt wohl das Gebet des Eigenſinns zu nennen. — Wie aber, wenn die Erhörung des Wunſches unſer unvermeidliches Verderben

geweſen wäre? Wie wenn das, was wir zum Gelübde und Opfer darboten, einen furchtbareren Nachtheil für uns gehabt hätte, als dasjenige uns Freude machen konnte, was wir dagegen zu erhalten wünſchten? Hätte Jephthah wohl ſein Gelübde gethan, wenn er deſſen ſchreckliche Folgen voraus gewußt haben würde? Ach konnte den Vater die Ehre, Feldherr und Oberhaupt zu ſeyn, reizender dünken, als das Leben ſeiner einzigen Tochter? Zu ſpät ergriff ihn verzweifelnde Reue, daß er ſeine Kleider vor Schmerz zerriß. Er überlebte ſeinen ſchrecklichen Verluſt nur ſechs Jahre.

Es wird mancher bei ſich denken können: nein, das Gebet, in welchem ich dem Himmel Gelübde that, war wohl nicht bloß Eigenſinn, welcher der höchſten Weisheit eine Vorſchrift geben wollte. Ich weiß ja wohl, daß ich die ewigen Rathſchlüſſe Gottes nicht abändern kann. Aber der Allwiſſende ſah ja auch von Ewigkeit her meine Inbrunſt und meine Gelübde in der Thränenſtunde voraus, und ordnete vielleicht ſchon dort, von meinem Jammer bewegt, alles zur Erhörung meiner Seufzer an. — Wohl ſah er deine Bitten voraus — er hörte dein Gebet, eh es dir von den Lippen entfloh. Auch

dein Seufzer, deine Thräne war in den Schickſalen der Welt berechnet. Darum geſchah und geſchieht was geſchehen iſt und noch geſchehen wird. Aber nicht was du wollteſt, oder weil du es wollteſt; ſondern das Beſte für alle geſchah, und wird geſchehn, was du nicht einſiehſt. Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr bittet! ſagte Jeſus! — Er ſah freilich auch deine Gelübde voraus, aber auch die Unüberlegtheit derſelben; und er ordnete und leitete die Schickſale, nicht wie du es am beſten fandeſt, ſondern wie er. Was er thut, nur das iſt wohlgethan!

Opfer und Gelübde zu thun, um Gott zu bewegen, unſre Lieblingswünſche zu erfüllen, iſt alſo jedesmal unweiſe; iſt jedesmal eine Abweichung von der Lehre und dem Beiſpiel Jeſu Chriſti; verräth immerdar, daß unſre Begierde leidenſchaftlich und der Eigenſinn unſers Wunſches größer iſt, als unſer Vertrauen zur Güte Gottes. — Nicht Jephthah allein that unüberlegte Gelübde. Wie manches geſchah, ungewarnt durch das ſchreckliche Beiſpiel, welches uns von ihm die heilige Schrift aufbewahrte!

So iſt oft geſchehen, daß Eltern ihre Kinder Gott gelobet, wenn dieſe noch unmündig in der

Wiege, oder wenn ſie in einer gefährlichen Krankheit lagen. Ihre Kinder aber Gott zum Opfer bringen, darunter verſtanden ſie, daß ſie dieſelben für das Kloſterleben erziehen oder dem geiſtlichen Stande widmen wollten. Welch ein Irthum der Begriffe! Iſt denn derjenige, welcher inner den Mauern des Kloſters betet, mehr Gottes Eigenthum, als jeder andere, der ihu wie Jeſus, wie ſeine Apoſtel, wie andre fromme Menſchen, im thätigen, gemeinnützigen Leben verehrt und anbetet? Is es denn der geiſtliche Stand, welcher einen Menſchen heiligt, oder iſt es nicht vielmehr das gottgefällige, Gemüth nach Jeſu Sinn? — Heißt das ſein Kind Gott weihen, wenn man es äußerlich dem Altar und der Kirche näher bringt, ſtatt es innerlich zu veredeln durch die Religion Jeſu, des Seligmachers? — Und wie namenloſe Grauſamkeiten haben nicht ſchon viele Eltern durch Ablegung ſolcher unüberlegten Gelübde begangen! Ehe ſie die Neigungen ihres Kindes kannten, verurtheilten ſie es zu einer Lebensart, vor welcher es im reiferm Alter Abneigung zeigte. Es ward zu einem Stande gezwungen, für welches es nicht taugte, es ward wider ſeinen Willen auf Lebenszeit in Verhältniſſe

eingepreßt, in denen es mit ſeinen Anlagen, mit ſeinen Gemüthseigenheiten unglückſelig werden mußte. — Wie ſegnete euch Gott mit Kindern, daß ihr die Mörder ihrer Freuden, ihrer Ruhe, ihrer Geſundheit, vielleicht ihres Lebens werden solltet. Wer gab euch Recht und Vollmacht, denen die Freiheit und die Wahl ihrer Lebensart zu rauben, welche darauf Anſpruch machen konnten, ſo gut als ihr ſelbſt? — Können der Gottheit ſolche unüberlegte Gelübde wohlgefällig ſeyn? — Für euch zerriß Jephthah in warnender Verzweiflung vergebens ſein Gewand mit väterlichem Jammer.

Und doch, o ihr frommen Kinder, die ihr am Krankenbett einer geliebten Mutter, eines ſterbenden Vaters trauert, — die ihr um Lebensverlängerung der Theuren Gott den Allbarmherzigen anrufet, mit heißen Thränen, mit feurigen Gelübden — wer wird euerm Schmerze nicht gern auch die Thränen, auch die Verirrungen des Gebets verzeihen? — Wer wird dir nicht verzeihen, blutendes Mutterherz, wenn du am Todesbette deines Kindes erliegſt unter der Bürde des Jammers, wenn der Anblick der brechenden, geliebten Augen, das Erblaſſen der theuren Mienen, alle deine Nerven

zerreißt, dein Leben bricht! Wer wird dir nicht die Glut des Gebets verzeihn, und die leidenſchaftliche Liebe, mit der du Gott Gelübde ſtammelſt, daß er dir dein Kind erhalte. — Ach, den Tod ſelbſt leiden iſt ja nicht ſo ſchwer, als Zeuge vom Tode unſerer Geliebteſten ſeyn! Das Ausſprechen deines Gelübdes iſt ſelbſt nur ein Schrei des tiefſten Schmerzes. Die Betrübniß überwältigte dich und deinen Glauben, dein Vertrauen. Dein Gelübde war die That der Verzweiflung; und in ſolcher Noth, wo oft unſer Bewußtſeyn flieht, haſchen wir auch nach dem Schatten der Möglichkeiten. Du fühlteſt in der troſtloſen Angſt nur was du erbitten wollteſt, nicht wie du mit Jeſu vertrauenvoll bitten ſollteſt. Es war dir zu ſchwer, an der Seite eines hochgeliebten ſterbenden Kindes dem Heilande nachzuſprechen: Vater, nicht mein Wille, ſondern der deinige geſchehe! — Es war zu ſchwer!

Wohl iſts dem leidenden und liebenden Menſchenherzen oft zu ſchwer, nur die Möglichkeit zu denken, das Theuerſte einzubüßen. Wie könnt es im höchſten Sturm verzweifelnder Liebe ſeiner mächtig bleiben und mit Jeſus Weisheit und Ergebung ſeufzen:

Vater, nicht mein, ſondern dein Wille! Aber wenn der Sturm vorüber gezogen — — dann, auch mit naſſen Augen, mit gebrochnem Herzen, Chriſt, Chriſtin! — auf deine Kniee in eine Einſamkeit hingeſunken, lerne beten, wie der Meſſias am Oelberg betete. Lerne beten mit jenem grenzloſen Vertrauen, welches der ſchwachen Menſchheit gegen die Majeſtät des Allerhöchſten geziemt; mit Unterwürſigkeit, mit glaubensvoller Zuverſicht: er allein wiſſe, was dir und den Deinigen zum Heil gereiche!

Und wenn dann, o Chriſt, o Chriſtin! wenn dann auch das Schwerſte kömmt; — und der Kelch der Leiden nicht an dir vorüber geht, ſondern dein Engel ihn dir darbietet, und du ihn trinken mußt, und ausleeren bis zur letzten, bitterſten Neige; — wenn deine menſchliche Natur ſo großem Schmerz unterliegt, und alle deine Kräfte wie vernichtet weichen — — dann laß fliehen dein ſtilles Glück, nur nicht dein Vertrauen. Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, hochgelobet ſey der Name des Herrn!

Dies Vertrauen auf des ewigen Vaters hohe und weiſe Liebe iſt allein des Chriſten, des Gotteskindes würdig. Nicht äußerlich dargebrachte Opfer,

nicht thörigte Gelübde, durch die wir zwar zuweilen Menſchen bereden können, aber keineswegs den Erhabenen, der da weis, was unſer Beſtes iſt, und was wir bedürfen, ehe denn wir bitten!

O Gott, mein Gottt! o höchſte Liebe! wenn ich die theure Zahl der lieben Meinigen durchſchaue, deren Leben du ſelbſt mit meinem Leben ſo innig verſchlungen haſt — wenn ich mir gewiſſe Unglücksfälle denke, welche mich zerſchmettern könnten — — es erzittert mein Innerſtes — ach, iſt es möglich, wende von mir ab! — Und ſoll ich verlieren, woran mein Leben und alle Freude deſſelben hängt — ſtärke mich, mein Gott, daß ich nur mein Vertrauen nicht verliere; daß ich auch im grauenvollſten Augenblick, unter den Trümmern meines vernichteten Glücks, zu dir aufblicken und ſagen könne. Nicht mein, dein Wille, du höchſte Liebe! — Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Chriſtenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Zwanzigſter Sonntag, am 16 Mai 1813.

Wie freu ich mich in ſtillen Stunden!
Ich habe Ruh in Dir, o Gott gefunden,
Die himmliſch entzückt.
O Luſt, zu Dir ſich zu erheben,
Mit jedem Odem und Beſtreben
Dich zu empfinden, Dir zu leben,
Der göttlich erquickt.

So ſey denn hoch von mir geprieſen
Mein Gott, mein Heil daß Du mich unterwieſen
Stets ſelig zu ſeyn.
Dir will ich mich nur einverleiben,
Mich Dir zum Eigenthum verſchreiben,
Und ewig treu an Dir verbleiben
Stets Deiner mich freun.

Laß nur nicht zu, daß ich zur Erde
Von Dir hinweg gelocket werde,
Mein Herr und Gott!
Hilf ſtets mir den Betrug der Sünden,
Durch den Gedanken überwinden
Nichts bleibt im Tod.

Das höchſte Gelübde — Weltentſagung.

Gal. 5, 24.

Ja, es gibt ein Gelübde, ein hohes, ein heiliges, welches die Ehrfurcht aller Edeln verdient, und das nie zu den verwerflichen Gaben gehörte, die man dem Herrn zu bringen wagte. Dieſes Gelübde ward in den erſten Tagen des Chriſtenthums von den heldenmüthigſten Bekennern deſſelben abgelegt. Dieſes Gelübde zu thun iſt nicht eine thörigte Verſuchung Gottes, oder eine Beſtechung ſeines Willens, ſondern die höchſte Frucht chriſtlicher Weisheit, in welcher der Sterbliche ſich ſelbſt verklärt. In dieſem Gelübde liegt, neben dem edelſten Kampf, welchen der Menſch beſtehen mag, die gewiſſeſte Seligkeit, als Siegerlohn. — Es iſt das Gelübde der Weltentſagung!

Schon oft iſt dieſes genannt, ſchon vielfach mißverſtanden worden. Chriſtus Jeſus forderte diejenigen dazu auf, welche ſich zu ihm bekennen und Bürger des Himmelreichs werden wollten; er forderte dazu die Boten Jeſu auf, als ſie ausgingen, den Völkern das Evangelium zu verkünden. Aber nur wenige gehorchten der Einladung; viele

die ihr zu folgen meinten, verloren ſich auf Abwegen.

Statt der Welt zu entſagen im Geiſt, entſagten ſie derſelben nur mit dem Leibe. Sie flohen in menſchenloſe Wüſten; trennten ſich vom Umgang mit ihren Brüdern, verſäumten die heiligſten von Gott gebotenen Pflichten gegen ihre Nächſten; vergaßen über das Beten die nützliche Arbeit zur Vermehrung allgemeiner Glückſeligkeit; und marterten durch Faſten, Geißelungen und Entbehrungen aller Art ihren Leib, ſtatt ihre Lüſte und Begierden, ihre Leidenſchaften zu tödten.

Oder ſie ſtifteten abgeſonderte Geſellſchaften, die zwar mit der bürgerlichen Welt in Berührung blieben, aber alle andre Chriſten, nicht für ſo fromme, ächte Chriſten, als ſich hielten; Weltmenſchen und Weltkinder, alle diejenigen nannten, die nicht mit ihnen beteten, ſeufzten und fromme Gebräuche, Ausdrücke und Gebetformeln gemein hatten.

Zwar auch unter allen dieſen waren der Edeln und Guten viel, die mit lebendigem Glauben handelten, und ihr Glaube machte ihre Thaten gerecht.

Doch ſolche Weltentſagung forderte Jeſus nicht, als er rief: Wer mein Jünger ſeyn will, der verleugne ſich ſelbſt, nehme ſein Kreuz auf ſich und folge mir nach! Denn der Erlöſer gab das Beiſpiel der Weltentſagung, während er mitten unter den Menſchen wohnte und an ihren Freuden und Leiden Theil nahm. Solche Weltentſagung forderte Paulus der Apoſtel nicht, als er rief: Welche aber Chriſto angehören, die kreuzigen ihr Fleiſch ſammt den Lüſten und Begierden. Gal. 5, 24. Denn Paulus floh in keine Einöde, marterte ſeinen Leib nicht! entkräftete ihn nicht durch Faſten und Entbehrungen der nothwendigſten Bedürfniſſe, ſondern er verſchaffte ſich dieſe durch ſeiner Hände Arbeit.

Von Gott empfingen wir den Leib, als ein tüchtiges Werkzeug des unſterblichen Geiſtes, durch welches er zur Ausübung himmliſcher Gebote fähig wird. Es iſt uns zur Pflicht gemacht worden für ſeine Geſundheit Sorge zu tragen, daß er ſey unbefleckt, unzerſtört eine Wohnung des heiligen Geiſtes.

Von Gott wurden wir in die Welt geſandt,

und die Freuden des Lebens gab er zu unſerer Erquickung. Nicht dieſe verunreinigen uns, ſondern durch die Verdorbenheit unſers Gemüths verunreinigen wir ſie. Die Erde iſt des Herrn und alles was darinnen iſt. 1 Kor. 10, 26. Aber was aus dem Herzen kommt, verunreinigt den Menſchen, nicht aber was zum Munde eingeht. Matth. 15, 11.

Und was heißt Weltentſagung in Jeſu Sinne? — Und wenn wir nicht den Freuden des Erdenlebens abſchwören ſollen; wenn wir zwar mit den Weinenden weinen, aber auch mit den Fröhlichen froh ſeyn können, ohne uns der Sünde zu fürchten, wie kann denn der Kampf noch ſchwer und der Siegeslohn ſo groß ſeyn?

Gern will ich mich der Betrachtung dieſes wichtigen Gegenſtandes hingeben, da in ihm der höchſte Triumph der Weisheit beſtehen ſoll. Was iſt nun die Welt, der ich entſagen muß? und wie ſoll ich ihr entſagen?

Die Welt iſt alles Irdiſche, was ich hienieden vermittelſt meinen Sinnen erkenne und empfinde, alles was mir durch die Werkzeuge des Leibes Luſt und Schmerz in die Seele bringt.

Dem Weltlichen ſteht entgegen das Geiſtliche, oder alles das, was dem Geiſte allein gehört, als da ſind Erkenntniß, Tugend, Unſterblichkeit, Verwandtſchaft mit dem Geiſte aller Geiſter. — Das Weltliche iſt vergänglich, abwechſelnd; das Geiſtliche ewig, bleibend. Zum Weltlichen gehört der Leib mit allen ſeinen Reizungen; der Geiſt gehört einer höhern Welt an, keiner irdiſchen, er iſt Gottes.

Ich bin ein Geiſt, und als ſolcher ein Kind Gottes des Geiſtervaters. Ich bin ein Geiſt, und als ſolcher ſoll ich mich höher achten, als alles Irdiſche der Welt. Ich bin ein Geiſt, darum ſoll ich bei allen meinen Wünſchen und Handlungen weniger den irdiſchen Vortheil, als den geiſtigen vor Augen haben; mein Glück nicht in denjenigen Dingen begründen, die zum Staube der Welt gehören, ſondern in denjenigen, die göttlich ſind und ewig wie die Gottheit, unvergänglich wie der Geiſt.

Um alſo zu begreifen, wie ich als ein höheres, im Ewigen wohnendes Weſen, der Welt entſagen könne, muß ich mir den Unterſchied zwiſchen Welt und Geiſt ſehr lebhaft machen, und keinen Augen-

blick vergeſſen, daß ich Geiſt und nicht zur irdiſchen Welt gehöre. Dieſe iſt mir, mit allem was ſie Freudiges und Schmerzliches hat, nur für kurze Zeit vom Schöpfer geliehen worden. Ihre wandelbare Herrlichkeit verſchwebt. Und wenn ſie von mir abfällt, bleibt der Geiſt noch, und *nur* der Geiſt!

Wenn nun in mir der Unterſchied zwiſchen Welt und Ewigkeit, zwiſchen Staub und Geiſt zur vollen Lebendigkeit erwacht iſt: dann erſt kann ich nach *Weltentſagung* ringen, ohne in Irthum der Schwärmereien zu verfallen.

Die *erſte Stufe chriſtlicher Weltentſagung* iſt: Achte alles Geiſtige, die Tugend, die Weisheit, das Ewige höher, denn jedes Gut, jede Luſt, zu deren Genuß du erſt vermittelſt deiner Sinne gelangſt. Achte *dich ſelbſt* höher, als die *Welt*! — Gib jedesmal deinen Pflichten den Vorrang von allen andern Vortheilen; den Spruch deines Gewiſſens in dem was ſeyn ſoll und recht iſt, ſtelle höher, als jedes andere aus der Sinnlichkeit erwachſende Vergnügen; gehorche Gott mehr als den Menſchen.

Dieſe Hochachtung der Seele für ihre eigne Würde, für ihre göttliche Abſtammung — denn ſie iſt ein lebendiger Odem Gottes! — für ihre hohe Beſtimmung iſt die erſte Bedingung, ohne welche keine Weltentſagung in Jeſu Sinne möglich iſt. Denn ein Geiſt, welcher ſich ſelbſt und ſeinen Beruf im Weltall noch ſo wenig erkannt hat, daß er ſein veränderliches Kleid, den Leib, höher ſchätzt, wie mag der der Welt entſagen?

Er weis von ſeinem eignen Daſeyn nichts, ſondern er weiß nur, wie das Thier, vom Daſeyn und Bedürfniß ſeiner Sinne. Der Kitzel ſeiner Nerven, die Stillung ſeines Hungers und Durſtes, die Pflege ſeiner Bequemlichkeiten, die Vermehrung ſeiner Macht über Menſchen und Gut — dies ſind die Hauptzwecke ſeines Lebens. Es ſind die Zwecke jedes Thieres. Nehmt den Thieren dieſen Zweck: ſo müſſen ſie aufhören zu leben, denn ſie haben Geiſt und kein geiſtiges Ziel. Und ſoll der Menſch, der ebenfalls nur für Sinnengenuß lebt, ihm entſagen: ſo würde er ſeinem Leben ſelbſt entſagen müſſen. Denn er kennt kein höheres, geiſtiges Daſeyn. Er iſt nur ein klügeres, ſchlaueres, mit ſeltenen Eigenſchaften ausgeſtattetes Thier.

Darum iſt nicht jederman der Weltentſagung fähig. Nur der Chriſt, oder was daſſelbe iſt, ein Weiſer kann ſich zu ihr erheben. Der Thiermenſch, oder wie ihn die heilige Schrift nennt, der Fleiſchlichgeſinnte, ſtirbt mit ſeinem Leibe dahin. Das Ziel ſeines Lebens iſt das Grab. Röm. 8, 6.

Menſchengeiſt, ſo lerne dein eignes Daſeyn, und deinen eignen Werth kennen, der höher iſt, als jede Wolluſt des Ehrgeizes, des Gaumens, der Habſucht und Ueppigkeit. Du haſt deinen Werth aber noch nicht erkannt, ſo lange du nur Thier biſt; ſo lange die Bewunderung, Ruhm auf Erden, Schmeicheleien und Anſehn mehr gelten, als das Zeugniß eines frohen Gewiſſens; ſo lange du einen Gewinn an Geld und Gut und Aemtern höher ſtellſt, als den Gewinn neuer Tugendvollkommenheit; ſo lange du deine Pflicht gegen Gott und Menſchen über irdiſche Vortheile vergeſſen kannſt.

Die zweite Stufe zur Weltentſagung empor iſt Verachtung alles Irdiſchen, wo es dem Ueberirdiſchen, das heißt, dem Göttlichen in uns den Vorrang nehmen will. Häufig iſt im Leben der Streit der niedrigern Begierden gegen die

Pflichten, oder Gottesgebote in uns. Da iſt Empörung der Welt gegen den Geiſt. Lebensgenuß iſt angenehm, aber Gerechtigkeit iſt mehr werth. Ehre ſteht hoch, aber Tugend ſoll höher ſtehn. — Verſage dir die Freuden der Welt nicht; auch für dich ſchuf ſie Gott; aber verſtoß ſie von dir, ſobald du ſie nur auf Unkoſten deiner Seele genießen kannſt. Freuden an ſich ſind unſchuldig; aber die Art, wie du ſie nimmſt, macht ſie ſchuldig.

Die Erde iſt des Herrn und was in ihr iſt! — So ſpricht die heilige Schrift, ſo die Vernunft. Erſt der Menſch entheiligt die Erde durch ſeine verderblichen Begierden. Die Begierden aber wohnen in ihm, in ſeiner thieriſchen Natur.

Verachte deine irdiſchen Begierden, deinen Zorn und deine Wolluſt, deinen Ehrdurſt und deine Habſucht, deine Schadenfreude und deine neidiſchen Aufwallungen, ſobald ſie dein Pflichtgefühl betrüben wollen. Du, o Geiſt, o Gottesodem, ſollſt über ſie, nicht ſie ſollen über dich herrſchen! Denn wo ihr nach dem Fleiſch lebet, ſo werdet ihr ſterben müſſen; wo ihr aber durch den Geiſt des Fleiſches

Geſchäfte tödtet, ſo werdet ihr leben. Röm. 8, 13. Dies iſt Weltentſagung.

Die dritte Stufe zur Weltentſagung die vollendende endlich iſt: Mache dich unabhängig von allem was die Vergänglichkeit Schmeichelhaftes und Feſſelndes hat. Binde dich los von allem, was dich ſo feſt umſchlungen hält, ſo daß du jeden Augenblick alles, was dir das Liebſte und Theuerſte zu ſeyn ſcheint, entbehren kannſt, ohne darüber deine innere Zufriedenheit, dein ſtilles Glück einzubüßen. Dies iſt die wahrhafte vollendete Weltentſagung; dies iſt das wahre Leben und Ruhen in Gott. Der iſt Gottes, der wohnt auf Erden ſchon im Ewigen, welcher auf Erden alles mit Gelaſſenheit verlieren kann, nur nicht ſeine Tugend.

Die Weltentſagung fordert von dir nicht, daß du dich aller zeitlichen Sorgen entſchlageſt; daß du dich weder um deine eigne, noch um die Erhaltung deiner Kinder bekümmerſt. Es wird nicht gefordert, daß du deine Güter weggebeſt und dich freiwilliger Armuth weiheſt; daß dir die Geſundheit, die Ernährung, der gute Name der Deinigen gleichgültig ſey. — Nimmermehr! Dies wäre nicht Losſagung

von der Welt, ſondern Losſagung von deinen heiligſten Pflichten, die Gottes, durch Jeſum geoffenbarte Wille dir geboten.

Aber die Sorge für das Zeitliche wachſe nie über deine höhern Pflichten hinaus; reize dich nie zu einer auch noch ſo geringen Ungerechtigkeit. Das Wohlgefallen an Ehre und Gut werde nie in dir lebhafter, als das Wohlgefallen an denjenigen Tugenden, durch welche du deine Verwandten, deine Mitbürger beglücken kannſt. Vielmehr gewöhne dich und die Deinigen in der einfachſten Lebensart mit dem Allerwenigſten zufrieden zu ſeyn, um deſto mehr Mittel für andrer Wohl zu haben. Setze keinen andern Werth auf Ehr' und Gut. Laß dich durch dieſe nicht feſſeln. Denke dich oft und täglich in die Lage hinein, daß du alles verloren hätteſt, was du beſitzeſt. Wie würde dir dann zu Muthe ſeyn? wäre dann dein Lebensglück vernichtet? — Durch dieſe Vorſtellung prüfe dein Inneres, und du wirſt fühlen, ob die Welt noch zu ſtarke Feſſeln für dich hat. Und hat ſie; lerne den niedrigen Werth der vergänglichen Dinge erkennen. Gewöhne dich an den Gedanken, alles verlieren, Bettler und

ehrlos werden zu können, und doch noch Achtung für dich ſelbſt, und dadurch ein unzerſtörbares Gut in deiner Bruſt zu fühlen. Iſt dies? ſo gehörſt du Gott, der Ewigkeit, dir; nicht der Welt! Und wer nicht der Welt gehört, der hat ihr entſagt.

Weltentſagung fordert nicht, daß du dich in die Einſamkeit, fern von den Menſchen, zurückziehſt. Nimmermehr. Du ſollſt vielmehr wie Jeſus unter deinen Miterſchaffenen leben, wirken, nützen. Sey hülfreich, wahrhaft, großmüthig, gernverzeihend, wohlthuend unter ihnen — aber laß dich nicht durch die Vorurtheile oder Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens feſſeln, daß du der Sklav der Menſchen und ihrer Launen werdeſt. Liebe alle, diene allen; aber höher als alles achte deine eigne Unabhängigkeit. Kein Sterblicher habe jemals ſo viel Einfluß auf dich, daß er dich zu einer Ungerechtigkeit verführe, zu einem Zorn reize, zu einer unerlaubten Luſt locke. Du, Unſterblicher, ſollſt erhaben durch den Haufen der Irdiſchgeſinnten hingehn, wie Jeſus. Ihre Leidenſchaften ſollen dich nicht anfechten; ihre Laſter und Schwachheiten nur

dein Mitleiden erregen; ihre Thorheiten nie deine Nachahmung aufwecken. Und wenn irgend eine deiner Begierden zu laut wird, denke dann: wenn ich ſterbe und auf dieſe Minute zurückſehe, werd' ich nicht verächtlich mich ſelber bemitleiden müſſen? Warum ſo viel Gram und Sorge um das Vergängliche? Iſts der Mühe werth? Was hab' ich zuletzt davon. Wer alles, und auch äußere Ehrenbezeugungen der Menſchen, nur nicht ſein Gottesgefühl der Tugend entbehren kann, der ſteht erhaben über die Welt. Er gehört ihr nicht. Er kann ihr geben; ſie kann ihm aber nichts geben, das er nicht gleichgültig zurückwerfen könnte.

Weltentſagung fordert von dir nicht Gefühlloſigkeit gegen Freunde, gegen Eltern, Gatten, Kinder. — Du ſollſt ſie lieben. Liebe iſt die ſüßeſte der Erdenfreuden. Aber hänge nicht zu ſehr, zu innig an ihnen. Immer behaupte ſelbſt auch gegen ſie die Unabhängigkeit und Ruhe der Seele. Und nicht ihr Körper, ihre Geiſter müſſen dir theuer ſeyn; dieſe bleiben dir, jener iſt nach wenigen Jahrzehenden unfehlbar Staub und Aſche. Gewöhne dich an ihren Verluſt zu denken, — denn früh

oder ſpät erfolgt er gewiß! Verſetze dich oft im Geiſt in die Lage, der Tod habe dir deine Lieblinge einen um den andern geraubt. Und wenn du nun da einſam ſtändeſt in der Welt, verwittwet und verwaist — wohl, dein Herz mögte bluten! — aber wärſt du dann unglücklich? Erhöbe dich dann der Gedanke nicht über den ſchwerſten Schmerz, der Gedanke: Wir ſind nicht getrennt! Groß iſt Gott, groß ſeine Liebe, groß ſein Vaterhaus, in welchem wir beiſammen wohnen? Wer ſeine Geliebten ſchon hier mit Ausſicht auf die Ewigkeit liebt, daß wir dort eigentlich auf immer beiſammen wohnen, nicht hier, wo nur die erſte Vereinigung gegründet ward; wer nur für die Ewigkeit liebt, und dahero auch mit edler Gelaſſenheit ſeines eigenen oder des Todes ſeiner Geliebten denken kann: über den hat nur das Ewige, Wahrhafte und Göttliche, nicht das verſchwindende Irdiſche, Macht. Der hat der Welt entſagt.

Gott, dieſe Weltentſagung, dies höchſte Gelübde, bin ich ſtark und weiſe genug es zu halten, und dir geloben zu können? O wie glücklich, könnt ich dies! dann hätte ja die ganze Welt keine Gewalt

an mir; dann ſtänd ich frei und unerſchrocken gegen alle Uebel des Lebens; nein, dann läge für mich im Schoos der Zukunft kein Unglück mehr. Ich würde von Tage zu Tage ſündenloſer, ruhiger, beſeeligter! Ich wandelte dann durch die Welt wie einer, den du, o Gott, geſandt haſt, Wohlſeyn und Glück hienieden zu verbreiten eine kurze Zeit lang, um nachher wieder noch verklärter zu noch größern und ewigern Wonnen hinberufen zu werden. — Erſt dann, Vater im Himmel, wäre ich dein wahres Kind, erſt dann, o Jeſus, Meſſias, ich dein Jünger! — — O Jeſus, hilf! meine Sehnſucht ruft; mein Geiſt ſtrebt zu dir empor! ſtärke mich durch deines Geiſtes Macht! Herr, laß wohlgelingen! Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Einundzwanzigſter Sonntag, am 23. Mai 1813.

Vor der fernen Zukunft zagen
Will ich nicht.
Es gebricht
Keinem Tag an Plagen.
Heute leb ich! bin ich morgen
Nicht vielleicht
Schon erbleicht?
Warum will ich ſorgen.

Ich will nur vor allen Dingen
Suchen, mir
Weisheit hier
Tugend zu erringen.
Was mir ſonſt noch nützt hienieden
Das wird mir
Herr von dir
Ja gewiß beſchieden.

Häusliche Freuden.

Pred. Sal. 7, 15.

Wie reizend blüht in dieſer Jahrszeit die weite herrliche Schöpfung rings umher! Alles iſt des friſchen Lebens froh. Es jauchzt und ſingt in Höhen und Tiefen. Freude überall, und alles ruft zur Luſt, warum ſollt ich mich von dem großen Kreis der Glücklichen ausſchließen? Warum immer deſſen, was ich verlor oder was mich kränkte, eingedenk ſeyn?

Ja, auch ich will von ganzer Seele froh ſeyn. Mein Denken und Sorgen, mein Kümmern und Sehnen macht das Geſchehene nicht ungeſchehen. Ich will Erheiterung ſuchen. Ein heiteres Gemüth iſt immer das Edlere, Wohlthuendere; Trübſinn macht ungefällig und menſchenfeindlich. Ich will die harmloſe Freude auffangen, wo ſie ſich mir zeigt; die böſen Tage werden ſich ohne mein Zuthun melden.

Am guten Tage ſey guter Dinge, und den böſen Tag nimm auch für gut; denn dieſen ſchaffet Gott neben jenem, daß der Menſch nicht wiſſen ſoll,

was künftig iſt. Pred. Sal. 7, 15. So ruft die heilige Schrift.

Doch von allen Arten irdiſcher Lebensfreuden iſt keine tiefer in alle Gefühle des Lebens eingreifend, als die häusliche Freude. Wir können uns unter Fremden ergötzen, zerſtreuen; unſer Vergnügen kann oft in ausgelaſſenen Muthwillen, in übertriebene Luſtigkeit entarten: und doch iſt hier die Freude nicht ſo erwärmend und rein, als wenn wir ſie in der Mitte unſerer Vertrauten genießen. Wir können auch einſam ein ſtilles Vergnügen empfinden; aber doch iſt die Luſt, welche wir mit einem geliebten Herzen theilen, doppelt ſüß. Warum zieht der Seefahrer hinaus in die Stürme des Weltmeers, in alle Gefahren und Beſchwerden entfernter Himmelsſtriche? — Er will ſein Vermögen vergrößern, um es dann in den Schoos ſeiner Familie ſchütten zu können. Für Unbekannte wagt er ſein Leben nicht. Was liegt dem Ehrbegierigen daran, ob man ihn in andern Ländern bewundert? Aber in der Heimath erſt ſchmeichelt ihm der Ruf der Fremde, wenn ſeine Verwandten, ſeine Freunde und Freundinnen, ſeine ehemaligen Geſpielen Theil

an der Ehre nehmen, oder doch darum wiſſen. — Denn jeglichem iſt ſeine Familie, ſein Haus, ſeine Heimath der Mittelpunkt ſeiner Welt. Auf dieſe bezieht er alles, was er thut. Daraus läßt ſich erklären, warum häusliche Freude den ſchönſten Reiz für gefühlvolle, unverdorbene Menſchen hat. Wer ſie nicht kennt, iſt nur halb froh.

Ein Aufwand, welchen wir für Vergnügen machen, kann daher kaum weiſer verwendet werden, als zur Vermehrung häuslicher Glückſeligkeit. Es zeigt von roher oder verbildeter Denkart, wenn Hausväter einen Theil ihres Erwerbs für Luſtbarkeiten außer dem Hauſe verſchwenden; wenn Hausmütter ihre koſtſpieligen Erhohlungen am liebſten in fremden Geſellſchaften aufſuchen, während die Ihrigen daheim, wie verwaiſt, ſich dürftig zu erheitern ſuchen, ſo gut ſie können. Da erkaltet die zärtliche Freundſchaft zwiſchen Gatten und Eltern und Kindern, wo der eine gar nicht des andern bedarf um innig froh zu ſeyn. Den liebt man nicht, mit dem man nicht am öfterſten und liebſten ſtille Freuden theilen mag. Erſt da iſt ein Glück

vollkommen, wo die Luſt daran uns aus den Augen theilnehmender Freundſchaft wiederſtralt.

Es iſt Pflicht des Chriſten, mit warmer Sorgfalt die Flamme häuslicher Freude zu nähren, daß ſie niemals, auch in den Tagen des Trübſals nicht ganz erlöſche. Wo ſie die Herzen erwärmt, iſt geſellige Eintracht und treuere Freundſchaft. Wo ſie leuchtet, kennt jeder ſeine Pflicht beſſer, vollbringt jeder ſein Tagewerk muthiger und vollkommener. Frohe Seelen ſind von Natur aufgelegter zur Tugend und Menſchenliebe; die Mißvergnügten aber haben etwas zu bereuen, das nicht recht iſt, oder finden Gefallen daran auch andere verdrüßlich zu machen.

Darum mahnten Jeſus und ſeine Jünger immerdar zur Heiterkeit an. Freuet euch mit den Freudigen. Seyd allezeit fröhlich! — Darum rechnete es ſich der Meſſias zur Pflicht, auf der Hochzeit zu Kanaa den mangelnden Wein zu erſetzen, damit der feſtliche Tag ſeiner Freunde nicht geſtört werde. — Wie er, der göttliche Weiſe, ſollen auch wir, die wir uns ſeine Nachfolger nennen. Wie die Gottheit alle Welten beſeligt: ſo ſollen wir

mit unſern beſchränkten Kräften gottähnliche Freude im engen Kreiſe derjenigen ausbreiten, die uns am nächſten ſtehn.

Wir ſollen es ſogar nicht dem Zufall überlaſſen, ob er uns einen Anlaß des Vergnügens herbeiführen werde: ſondern daran erkennen wir Weisheit und Herzensgüte des Freudengebers, daß er beſorgt iſt für alle Zeiten Stoff zum Vergnügen zu erfinden, und die Gemüther ſeiner Lieben in einer beſtändig heitern Stimmung zu erhalten.

Wie wenig bedarf es dazu! — Ein freundlicher Blick, ein aufmunterndes Wort genügt ja ſchon. Es genügt ja ſchon der bloße Vorſatz, man wolle keine mürriſche Miene im Hauſe dulden. Wie viel hängt vom Betragen der Hausmutter, des Vaters und jedes Erwachſenen ab, alles was gegeben wird mit irgend einer Annehmlichkeit zu würzen! für jeden folgenden Morgen etwas zu erſparen, das bis dahin die Hoffnung der Hausgenoſſen anmuthig beſchäftigt! Die Freude iſt wohlfeil; für gute Seelen quillt ſie aus allen Kleinigkeiten hervor. Der Genügſamſte iſt daran am reichſten. Freuden, die

mit großen Koſten erkauft werden, erquicken ſelten; und wenn ſie mit ſchwerem Golde erkauft würden, ſie haben in verdorbenen Gemüthern froſtige Aufnahme.

Willſt du Freude an deinem Hausweſen einheimiſch machen, ſo ſorge zuvor, daß alle Gemüther Empfänglichkeit für ſie haben. Empfänglichkeit wird da ſeyn, wo jeder den andern ehrt und liebt und keiner in ſeiner Pflichterfüllung zurück bleibt. — Ein reines Herz macht ſchon natürlich frohen Sinn. Wer mit ſich ſelbſt nicht zufrieden iſt, der flieht das ſtille Vergnügen. Er muß ſich eine Luſt erkaufen oder erkünſteln. Aber ach! erkünſtelte Freude iſt keine Luſt, ſondern nur — Zerſtreuung; während der Mund lacht, zürnt und trauert das Herz. Keinem iſt wohl dabei.

Pflichterfüllung, vollbrachte Arbeit, ſchöngeleiſteter Gehorſam iſt die erſte, die reinſte aller häuslichen Freuden. Sie macht das Herz zu aller andern Lebensluſt offen. Aber freilich, nicht jeder iſt jeden Tag derſelbe. Es werden auch Fehler begangen. In der wohlgeordnetſten Haushaltung treten Nachläſſigkeiten ein, und ſtören Verſehen von allerlei

Art die heitere Laune. Es muß getadelt, es muß das Sträfliche geſtraft ſeyn. Wie kann daneben der Frohſinn gedeihen? — Wohl kann er auch da gedeihen, wenn Weisheit und Maas in allem den Vorſitz hat. — Strafe und Ernſt ſind zur Beſſerung des Fehlbaren. Aber langes Grollen, immer wiederholtes Aufrühren des Geſchehenen, immerwährende Anſpielungen auf das Vergehen, verbeſſern kein Gemüth, ſondern bewirken nur Erbitterung, ſtummen Haß, Verachtung aller Vorwürfe, auch der verdienten. Die Untugend des langen Grollens und Murrens iſt meiſtens Perſonen von ſchlechter Erziehung oder von ſchwachem Verſtande eigen; oder auch ſolchen, in denen eine niedrige Sucht zu Feindſeligkeit vorherrſchend iſt. Sie ſind ohne Edelmuth oder ohne Beſonnenheit; ſie ſehen nicht ein, daß ſie durch eigne Schuld mehr verderben, als beſſern. Sie ſind in ihrem verkehrten Sinn ſtolzer darauf, gefürchtet als geliebt zu ſeyn. Wehe wo auch nur ein einziges Mitglied von ſo niedriger Denkart im Hausweſen waltet — da flieht der Friedensengel, und die Hölle wird bereitet allen, die mit ſolchen in Berührung treten müſſen. Was das Traurigſte iſt: ſo ſind dergleichen unſelige

Gemüthsarten, die nichts als Unglück bringen können, ſchwer zu beſſern. Eine Krankheit des Herzens oder Verſtandes wie dieſe, wird mit den Jahren nur unheilbarer und unerträglicher.

Es waltet kein Segen im Hauſe, wo nicht auch ſelbſt Tadel und Strafe aus der Liebe hervorgehen. Wo Liebe ſtraft, da iſt keine Bitterkeit; noch weniger pöbelhafte Grobheit. Man ſage nicht: aber mit Sanftmuth und Güte läßt ſich nicht alles erzwingen. Wie du die Menſchen behandelſt und gewöhnſt, ſo werden ſie. Liebe erzeugt Liebe, Ernſt und Würde Gehorſam; aber Grobheit weckt Grobheit und ewige Unzufriedenheit wird mit ewiger Gegenunzufriedenheit vergolten.

Iſt die Strafe gegeben: ſo ſey der Fehler vergeſſen; ſo herrſche wieder die gewohnte Freundlichkeit vor; ſo erinnere nichts mehr an das vergangene Unangenehme. Deine ſchnellwiederkehrende Güte gewinnt dir mit größerer Anhänglichkeit des Fehlbaren in ſeiner Bruſt eine tiefere Reue. Die alte Heiterkeit kehrt heim. Der Friedensengel will von der Wohnung der Guten nicht weichen.

Zwar wird in eine ſo weiſe Haushaltung jeder Tag ſeine größern und kleinern Freuden tragen; Scherze werden auch das Mühſelige der Arbeit verannehmlichen; vereintes Tröſten wird ſelbſt die Unfälle der Hausgenoſſen verringern — doch ſey daran noch nicht genug! Wie jedes Land und Volk, jede Stadt, jedes Dorf ſeine eigenthümlichen Feiertage zum Andenken irgend einer wichtigen Begebenheit hat: ſo iſt es gut, daß jede wohlgeordnete Haushaltung ihre beſondern Familienfeſte habe. Das Außerordentliche oder Nichtalltägliche erhöht den Reiz des Genuſſes, und die Stimmung zur Freude.

Dergleichen Familienfeſte, wie Geburts- oder Namenstage der Eltern, der Kinder, der Geſchwiſter, oder auch verſtorbener Geliebten — denn warum wollen wir dieſe ausſchließen von uns? gehören ſie nicht noch immer zu den Unſrigen? — ſolche Familienfeſte ſchlingen mehr denn jedes andere Mittel ein enges Band um die Herzen der Hausgenoſſen, und machen ſie zu einem feſter vereinten Ganzen. Selbſt der Fremdling, wenn er daran zur Theilnahme gelangt, fühlt ſich in dem glückſeligen

Verein verwandter. Der feierliche Ausdruck der Verehrung und Liebe, welche bei ſolchen Anläſſen alle dem Einen bezeugen, vermehrt in allen wirklich die Verehrung; und in dem Verehrten die Liebe, die Anhänglichkeit zu allen. — Und mag auch, wenn wir in einem häuslichen Feſte das Andenken zärtlich geliebter Todten begehen, wohl eine Thräne auf den Blumenkranz fallen, und Wehmuth durch die Freude ſchimmern — nur um ſo beſſer! Das Vergnügen wird heiliger! Die Wehmuth iſt ſüß, welche unſere Seelen an das Himmliſche und Ewige hinaufzieht!

Und ſolch einen Tag zu verherrlichen, bedarf es ja keines glänzenden Aufwandes. Auch wenn wir es vermögen, ſollen wir uns hüten, in dem was wir zur Freude wählen, koſtſpielige Anſtalten zu treffen. Die Liebe, die Verehrung, wie ſie ſich in jedem beſonders ausſpricht, ſoll des Feſtes ſchönſten Glanz bringen. Ein ungemeſſener Aufwand ſtört die edle Einfalt des Hausweſens und legt das Feſtliche in Nebendinge, die nicht zur Freude aller gehören. Da ſteht es ſchon ſchlimm, wo die

Freude nicht wohlfeilen Kaufs iſt! — Soll mehr, als gewöhnlich gethan werden, ſo geſcheh es mit weiſer Mäßigkeit. Erlaubt es der Zuſtand deines Vermögens, ſo wähle ſolchen Tag vorzugsweiſe, die Heiterkeit, welche in deinem Hauſe lebt, auch außer demſelben zu verbreiten. Wer recht glücklich iſt, mögte die ganze Welt in ſeine Seligkeit einziehen. — Siehe, es gibt wohl noch weinende Augen in deiner Nähe; es gibt wohl noch Familien, die mit großer Dürftigkeit zu kämpfen haben; es gibt wohl arme Greiſe, die am Abend ihres Lebens mit der Freude wenig mehr gemein haben — — haſt du nichts übrig, ihnen den Feiertag deiner Eltern, deiner Kinder, deiner Geſchwiſter zu einem frohen Lebenstag zu machen? Geh' hin, in der Stille, überraſche ſie mit einer unerwarteten Hülfe — laß ſie eine Freudenthräne in den Jubel deines Hauſes weinen! laß ſie ihr ſtilles Gebet ſich mit dem Deinigen zum Vater im Himmel für das Wohl deines Geliebten vermiſchen! — Dies iſt heilige Luſt! — Dies iſt die wahre Verklärung des Feiertages durch Tugend, die auf Erden und im Himmel gilt.

Ueberhaupt herrſche Adel und Liebe in der Wahl der häuslichen Vergnügungen. Nicht leichter wird geirrt, als da, wo man die Freude zu er- erwecken ſucht. Nicht alle Mittel ſind unſchuldig; und nur wenige ſind von ſolcher Art, daß ſie durch das Vergnügen zugleich das Gemüth zu erhabenern Gefühlen und göttlichen Entſchlüſſen beſeelen.

Verhüte jede Luſt, jeden Scherz, welche aus unreinen Quellen ſtammen! — Wohl mag auch durch Spott und Neckereien zum Gelächter gereizt werden — aber nicht zu reiner Freude. Schadenfrohe Neigungen entſtehen auf der einen, Verdruß und Rachſucht auf der andern Seite. Die Liebe aber ſtirbt unter den Wunden, welche Verachtung und herzloſer Muthwillen ſchlagen.

Eben ſo verwahre dein Haus, wenn dir das ſtille Glück deſſelben ein Heiligthum iſt, vor Werkzeugen des Vergnügens, die leicht mißbraucht werden können, oder ſchon ihrer Natur nach beſonders geeignet ſind, die Denkart zu verunreinigen. Hüte dich vor Mitteln, welche, wie gewiſſe Arten von

Spielen in Erholungsſtunden, leicht zum Zank und Zorn reizen, oder zur Gewinnſucht, oder zum Neide. Hüte dich, Geſchenke zu geben, welche zwar den Empfänger freuen, aber auch ſeinen Hang zum Leichtſinn, oder zur Eitelkeit, zum Stolze nähren können. Du reichſt Gift im Honig; du führſt unter der Maske des Vergnügens die Zwietracht und den Verdruß in deine Wohnung ein. Menſchenkenntniß und Erfahrung müſſen hier entſcheiden — dein eignes, religiöſes Zartgefühl muß entſcheiden, was nicht nur gefahrlos, ſondern ſelbſt wohlthätig ſey?

Es iſt bei rohen Menſchen gewöhnlich nur der Schmerz und das Unglück, was ſie beſſert und zu würdigern Geſinnungen ſtimmt. Den edeln Menſchen, den wahrhaften Chriſten, veredelt noch mehr und öfter die Freude. Sie verfeinert ſein Mitleiden gegen Minderbeglückte; ſie macht ihn ſchonungsvoller gegen die Fehler und Schwächen anderer Menſchen; ſie erhöht ſein Wohlwollen gegen jeden, der ſich ihm naht; ſie macht ihn verſöhnlicher gegen Widerſacher und regt die Dankbar-

keit gegen den an, von welchem auch die geringſte Freude kam.

Und beſonders du, o Quell aller Seligkeiten, Gott der Liebe! Biſt es, welchem der Chriſt ſeine ganze Dankbarkeit widmet, — eine unendliche Dankbarkeit, wie deine Güte unendlich iſt, mit der du uns täglich überſtrömſt. — Auch ich, du Schöpfer aller Wonnen, danke dir mit Entzücken für die heitern Stunden meiner Tage. Du willſt unſere Freude. Selbſt in den Schmerz haſt du oft noch manche Süßigkeit gelegt. Nur der Menſch voll unzufriedenen Sinnes, ſchafft ſich überall ſeine Quaal, weil er nicht glücklich zu ſeyn verſteht.

Auf den Flügeln der Freude ſoll ſich immerdar meine Andacht zu dir aufſchwingen. Und vor noch höherer Freude verklärt ſoll jedesmal meine Seele, von deiner Anbetung zurückkehrend, die Stunden ergreifen, um Glück und Frohſinn, wie ſie in mir wohnen, über andere auszubreiten. Ach, fröhliche Herzen zu machen, iſt jeder reich genug, wenn er nur allen eine gutmüthige Theilnahme, herzliches

Wohlwollen, unverdroſſene Dienſtgefälligkeit entgegenbringt.

Und mein Haus ſey dein Tempel! Darum wohne in ihm jene unwandelbare, heitere Ruhe, welche immer die Begleiterin der Tugend iſt. Was ich vermag, ich will jede Störung dieſes heiligen Friedens abwehren. Und wenn mich Mißmuth überraſcht und die Ereigniſſe des Lebens meine Stimmung trüben, ich will lernen über mein ſchwaches Herz Gewalt üben, daß kein Unfall einen allzulangen Schatten über meine Tage wirft. Ich will lernen, ſelbſt dem Unglück eine Belehrung und Freude abzugewinnen. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Zweiundzwanzigſter Sonntag, am 30 Mai 1813.

Beſcheiden, ſittſam, ehrerbietig
Beweiſt ſich jeder wahre Chriſt;
Nie ſklaviſch, auch nie übermüthig,
Wenn er vor andern glücklich iſt;
Wenn er, wie ſein Erlöſer, liebt
Und freudig Menſchenliebe übt.

Durch liebliche Geſpräch' erheitert
Er auch des Blöden Angeſicht;
Und jedes Herz fühlt ſich erweitert,
Und freudenvoller, wenn er ſpricht:
Denn was er ſagt und was er thut
Iſt anmuthsvoll und wahr und gut.

Nicht rauh, noch hart, noch menſchenfeindlich,
Nein, eifrig jeden zu erfreun,
Und ſanft und liebevoll und freundlich
Soll ein Verehrer Jeſu ſeyn.
Ach, wären wir's! ach, glichen wir
O Vorbild aller Liebe, dir!

Werth und Nachtheil äußerlicher Wohlanſtändigkeit.

Philipp. 2, 3.

Es fehlt nicht an Chriſten, welche ſich einbilden, die Lehre vom Wohlanſtändigen und Anmuthsvollen im äußern Betragen gehöre nicht zur chriſtlichen Religion, ſondern ſey als etwas Irdiſches zu betrachten, das zwar ganz löblich, aber keinesweges nothwendig zu beobachten ſey. Ja, noch andere gehen ſo weit, daß ſie ſelbſt die chriſtliche Sitten- und Tugendlehre als keinen weſentlichen Theil der Religion Jeſu anſehen, ſondern ſich allein mit dem Glauben begnügen wollen.

Dieſer allerdings gefährliche Irrthum rührt theils daher, daß man den Ausdruck, „an Jeſum glauben“ falſch verſteht, und ſich einbildet, es ſey genug gethan, wenn man nur an den Sohn Gottes und ſein ſeligmachendes Verdienſt glaube; — theils daher, daß vielen Menſchen das bloße Glauben leichter iſt, als das Vollbringen deſſen, was Jeſus zu thun gelehrt hat.

Allein die heilige Schrift ſagt ausdrücklich: Seyd Thäter des Worts und nicht Hörer allein;

der Glaube, wenn er nicht Werke hat, iſt tod an ihm ſelber. So ſehet ihr nun, daß der Menſch durch die Werke gerecht wird, nicht durch den Glauben allein! Jac. 2, 17. 24. An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen! rief Jeſus.

Und welches iſt der Hauptinhalt der Bergpredigt, wie aller übrigen öffentlichen Lehrvorträge Jeſu auf Erden geweſen? War es nicht immer die Anweiſung, wie ſich die Menſchen von Sünden befreien und einen heiligen, gottgefälligen Wandel führen ſollen? War dies nicht immer einer der Hauptgegenſtände aller Briefe, welche von den Apoſteln an die erſten chriſtlichen Gemeinden geſchrieben wurden? — Woher in Chriſtengemeinden unſerer Zeit ſo viel Laſter jeder Art? Daher, daß ſie von ihren Lehrern zwar allezeit zum Glauben an Jeſum zur Gottesverehrung, zur Liebe des Herrn, zu frommem Wandel ermahnt werden, aber keine deutliche Begriffe von ihren höhern Pflichten, von den mannigfaltigen Hinderniſſen erhalten, die ſich oft der Ausübung tugendhafter Geſinnungen entgegenſetzen.

Wohlanſtändigkeit und Anmuth des äußerlichen Betragens, in ſofern wir uns dadurch Achtung,

Vertrauen und Freundſchaft erwerben können, iſt ebenfalls ein Gegenſtand, welcher die Aufmerkſamkeit des Chriſten würdig iſt zu beſchäftigen. Oder was wäre denn auf Erden, was nicht Bezug hätte, auf Herz und Glauben? was nicht von der Religion berührt, geadelt, verklärt werden müßte? — Worin äußert ſich unſer gottgefälliger Sinn, unſer lebendiger Glauben anders, als in Werken? Worin offenbaren ſich unſere Werke? in unſern Sitten, im täglichen Betragen.

In den Sitten, im Anſtändigen und Unanſtändigen offenbart ſich das edle und unedle Gemüth. In der Holdſeligkeit und Milde ſpricht die Liebe; im Erröthen und Verhüten des Unreinen die Schaamhaftigkeit; in groben Aeußerungen die Liebloſigkeit und Rohheit; im Trotz der Eigenſinn; im Fluchen und Schwören der Zorn; in Zweideutigkeiten die Geilheit; im Hohn der Geberden der Stolz.

Darum ermahnt das Wort Gottes immerdar zu einem gefälligen, brüderlichen Betragen der Chriſten gegen Chriſten. Und gibt es in dem, wie wir unſere Handlungen einrichten ſollen, auch keine einzelne, ins Kleinliche gehende Anweiſungen: ſo legt

es uns doch die allgemeine Vorſchrift ans Herz, in Gedanken, Worten und Werken (auch Geberden, auch äußerliches Betragen, iſt That und Werk!) voller Liebe und Beſcheidenheit zu ſeyn. Liebe und Demuth ſind die reinſten Quellen des Wohlanſtändigen in der menſchlichen Geſellſchaft. — „Nichts thut durch Zank oder eitle Ehre, ſondern durch Demuth achtet euch untereinander, einer den andern höher, denn ſich ſelber!“ Philipp. 2, 3. Dies iſt die Lehre, welche Paulus zur Richtſchnur des äußerlichen Betragens für Chriſten und Chriſtinnen gibt.

Die Beobachtung des Wohlanſtändigen führt die Menſchen, welche ſich übrigens ganz fremd ſeyn können, freundlich zuſammen; leitet Bekanntſchaften und Freundſchaften ein, und hält diejenigen, welche ſich ohnehin ſchon gegenſeitig hochachten, nur noch feſter zuſammen.

Wie wichtig iſt es alſo, ſein äußeres nicht zu vernachläſſigen, ſondern im Umgang auch überall auf ſeiner Hut zu ſeyn, daß nichts Anſtößiges darin liege, was andern eine üble Meinung von uns beibringe! Es gibt Perſonen, die im Grunde

ihres Herzens ſehr gut ſind, aber durch Fehler einer ſchlechten Erziehung in ihren Reden und Geberden zurückſtoßen, oder lächerlich werden. Dies raubt ihnen bei andern theils das nöthige Vertrauen, theils überhaupt den Einfluß auf die Geſellſchaft, wodurch ſie mit andern vortrefflichen Gaben erſt recht wohlthätig werden könnten. — Die bloße Vernachläſſigung geziemender Anſtändigkeit gegen vertrautere Freunde war nur allzuoft ſchon Urſach, daß Herzen von einander getrennt wurden, die durch ihre übrigen ſchönen Eigenſchaften wohl einer gegenſeitigen Liebe werth geweſen wären. Aber wie mag man demjenigen zutrauen, daß es uns ſchätze, der in ſeinen Anſtrengungen keine Spur von Achtung beweiſet, und alle Aufmerkſamkeiten vernachläſſigt, welche man auch wohl dem Unbekannteſten zu gewähren pflegt?

Das äußerlich Geziemende im Betragen iſt oft da, wo die Tugend ſelbſt fehlt, in der bürgerlichen Geſellſchaft gleichſam eine Ergänzung des Fehlenden. Daher iſt es nothwendig, daß wir auch von andern die Beobachtung des Anſtandes fordern können. Welche Verwilderung, welches Elend müßte

erwachſen, wenn jeder, der nicht Neigung hätte, uns zu lieben, ohne Scheu ſeine Verachtung ausdrückte; wenn der Wüſtling ohne Schaam das Ohr der Unſchuld mit unzüchtigen Worten beleidigen dürfte; wenn der Unreine und Pöbelhafte uns ohne Rückſicht mit ſeinen ekelerregenden Nachläſſigkeiten begegnen wollte?

Jederman fühlt dies. Jederman fordert von andern, und mit Recht, die Beobachtung der ihm ſchuldigen Ehrerbietung. Jederman weiß, wie leicht man ſich die Menſchen durch ein gütiges, verbindliches Benehmen geneigt macht. Und in der That, es iſt nicht weniger nothwendig, darauf aufmerkſam zu machen, daß man nie das Schickliche und Geziemende verſäume, als vielmehr, daß man feinere Lebensart, Höflichkeit und einſchmeichelndes Aeußere nicht für die Hauptſache halte, die im Umgang zu beobachten ſey.

In der That iſt es in vielen chriſtlichheißenden Familien ein nur allzugemeiner Fehler, daß ſie auf das Wohlanſtändige einen allzugroßen Werth ſetzen. Es gibt Tauſende von Menſchen, denen es erträg-

licher iſt, für laſterhaft gehalten zu werden, als lächerlich. Sie verzeihen ſich weit leichter eine wirkliche Schandthat, als ein Verſehn gegen den ſogenannten guten Ton. Es gibt unzähliche Eltern, die vom Morgen zum Abend bemüht ſind, ihren Kindern angenehme Stellungen, verbindliche Redensarten, höfliches Betragen, Geſchicklichkeiten aller Art beizubringen, während ſie ziemlich gleichgültig ſind, ob die jungen Herzen Anlagen zur Eitelkeit, zum Geiz, zum Jähzorn, zum Neid, zum Hochmuth oder zur Heuchelei und Verſtellung haben. Welch ein Menſchengeſchlecht, welch ein Zeitalter muß daraus hervorgehn, wenn man der Jugend die Religion Jeſu, als bloße Glaubensſache, die Gottesverehrung als bloße herkömmliche Uebung, die Tugend als eine ſchöne Eigenſchaft oder löbliche Gewohnheit, aber Anſtand, feine Lebensart und einſchmeichelndes Weſen als Hauptſache ſchildert, ſein Glück auf Erden zu machen? Es entſteht daraus ein Zeitalter, ein Menſchengeſchlecht, wie das Unſerige, wo alles auf den Schein, wenig auf die innere Wahrheit berechnet iſt; wo man ſich jede Ausſchweifung verzeiht, wenn ſie nur mit Anſtand getrieben wird, aber ein Vergehen gegen die Geſetze

des Schicklichen lange nachträgt; wo man die Tugend in Romanen und Schauſpielen rührend, aber ihre edle Einfalt im gemeinen Leben lächerlich und romanhaft findet; wo man von keinem Menſchen ſo leicht das Gute, als das Böſe vermuthet, und ſelbſt da, wo man keine Urſach findet, eine nützliche und großmüthige Handlung zu bezweifeln, lieber eine eigennützige, ſelbſtſüchtige Schlauheit im Hintergrunde vermuthet. —

Daher überall in Ländern, Städten, Dörfern und einzelnen Familien ſo wenig Uebereinſtimmung, redliches Vertrauen und redliches Aneinanderhangen. Daher ſo viel Verläumdung, Betrug, Engherzigkeit und liebloſes Weſen. Denn es iſt ja nur Schein überall, und die Wahrhaftigkeit ſo ſelten. Man kennt nicht die Tugend, ſondern nur ihre Larve, das Wohlanſtändige.

Daher mag es kommen, daß nach verſchiedenen Zeiträumen und Ländern die Begriffe von dem, was gut und recht ſey, ändern; daß es eine Tugend gibt, die zu andrer Zeit wieder nicht Tugend iſt; daß man heut die keuſche Verhüllung, morgen die

freche Entblößung, — heut die Rechte der Menſchheit, morgen die Wohlthat der Knechtſchaft, — heut die Einfalt der Vorwelt, morgen die Ueppigkeit vielfachen Lebensgenuſſes — heut den Segen der Wahrheit, morgen den Vortheil der Schmeichelei, — heut den Nutzen der Friedfertigkeit, morgen den Nutzen des ewigen Streitens rühmt! — Sprache und Begriffe gehen in heilloſe Verwirrung über; und in der allgemeinen Verkehrtheit derer, die ſich nicht gebildet nennen und in der allgemeinen knechtiſchen Dumpfheit und Trägheit der unwiſſenden Menge geht der Sinn für das Ewigheilige, Ewigſchöne, Ewigwahre, immer tiefer unter!

Nein, ach nein! es gibt mancherlei Sitten, aber nur einerlei Tugend. Was heut gerecht und gut iſt, war es auch vor Jahrtauſenden; wird es nach Jahrtauſenden noch ſeyn. Ehrlichkeit gilt für Ehrlichkeit unter den gebildetſten Völkern, wie unter Wilden, möget ihr ſie auch Beſchränktheit des Verſtandes nennen, o Sprachverwirrer! Gaſtfreundſchaft gilt als Gaſtfreundſchaft in allen Welttheilen, mag eure Selbſtſucht, Kinder des Jahrhunderts, ſie auch niemanden gewähren wollen.

Was wohlanſtändig und geziemend iſt, ehret der Chriſt. Edle Sitten ſollen aber, nach Jeſu und ſeiner Jünger Lehre, nur die Frucht edler Geſinnungen ſeyn. Feine Lebensart ohne reine Gemüthsart iſt nur todte Hülſe, ohne Kern; iſt Schminke auf den Wangen eines Leichnams. Auch iſt, wenn gleich die Wahrhaftigkeit, doch noch nicht der Sinn für Wahrheit ſo ganz ausgeſtorben, daß man nicht ſchnell genug den höflichen Gleisner vom redlichen Mann unterſcheiden, und jenen, der nichts als Artigkeiten ohne andere Verdienſte aufzuweiſen hat, im Stillen verachten ſollte.

Sind edle Sitten die Wirkung eines edlen Gemüths, werden wir ſie ehren. Aber nicht immerdar ſind ſie es; ſondern nur erlernte Geberden; erkünſtelte Nachäffungen des holden Tugendreizes.

Darum iſt es gefährlich, auf das Wohlanſtändige einen höhern Werth zu ſetzen, als ihm gebührt, Es verleitet den Schwachen leicht zum Wahn, er habe die Tugend, deren Geberden er nachkünſtelt; oder es ſey das Schickliche überall vorzuziehen, ſelbſt

der Tugend, wenn ihre Erſcheinung Pflicht wäre. Und dieſer Schwachen, o wie groß iſt ihre Zahl an Höfen der Großen, wie in Hütten des gemeinen Volks! Wie oft wird aus Höflichkeit eine Wahrheit verſchwiegen und gegen ſchmeichleriſche Lüge vertauſcht! wie oft aus Liebe zum Schicklichen der Verläumdete nun mit verläumdet, der Verſpottete nun mit verſpottet, weil man ſich nicht zum Schutzredner des Allgemeinverlachten aufzuwerfen wagt! Wie oft aus falſcher Ehrerbietung das Laſter des Vornehmen beſchönigt, und die Verruchtheit des glücklichen Böſewichts verherrlicht? Wie oft wird aus Höflichkeit geſchwiegen, wenn die Unſchuld verdächtigt oder verdammt wird, wo muthige Rede und Wahrheit beſſer geziemt haben würde?

Dieſe ſchändliche Erſchlaffung, dieſe Eigenthümlichkeit unſeres Zeitalters iſt eine Wirkung von der Verkehrtheit der Begriffe, da man auf das vermeinte Wohlanſtändige einen allzuhohen Werth ſetzt, und ſich aus Liebe zur feinen Sitte, des edeln Gemüths ſelber ſchämt.

Noch gefährlicher aber iſt die unmäßige Werthſchätzung des Geziemenden, wenn man ſich berechtigt

hält, das Laſterhafte zu thun oder zu verzeihen, ſobald es mit einem gewiſſen Anſtand geſchieht. — Wie, kann denn die Perle den Koth adeln, den ſie bedeckt? Kann die Schminke den faulenden Leichnam beſeelen, deſſen Antlitz ſie röthet? Iſt das Laſter nicht mehr Laſter, wenn es mit Beobachtung äußerer Würde vollbracht wird?

Und doch — blick' ich um mich her, — welch eine Welt! Wie tauſend geheime oder offenkundige Verbrechen werden gethan und geduldet, ſobald ſie nicht alle zu ſehr das verletzen, was Anſtand geheißen wird! Ich ſehe Wittwen und Waiſen um ihr Gut betrogen, in ihren Rechten geſchmälert — aber es geſchieht mit Achtung für das Aeußerliche. Ich ſehe die raubdürſtige Hinterliſt rechtmäßige Erben um ihr Gut verkürzen — aber es geſchieht in ſchlauen Rechtshändeln mit Beobachtung der Formen. Ich ſehe öffentlichen Ehebruch, das Weib ſich mit Schanden entehren, den Gatten unter Verworfenen buhlen — aber es geſchieht mit Sittlichkeit, ohne allzugroßes Aufſehen zu erregen. — Ich ſehe feile Richter, feile Beamte Geſchenke nehmen

ſtatt der gerechten Gründe — aber es geſchieht mit anſtändigen Namen und Vorwänden. Ich ſehe den Verdienſtvollen zurückgeſtoßen, und den Unwürdigen in Aemter und Ehren gerufen — aber es geſchieht mit ſcheinbarer Beobachtung der Geſetze. Feine Schmeichelei iſt werther, als edle Wahrheit; anmuthige Lüderlichkeit werther, als Unſchuld und Zucht; kluge Verrätherkunſt werther, als heldenſinnige Treue. — Ich zittere; ſoll die höchſte Unſittlichkeit endlich der Gipfel der Sittlichen und Wohlanſtändigen ſeyn?

Ha, über euch, denen die ſtrenge Chriſtentugend Schwärmerei und Märchen, denen feine Lebensart, ächter Weltton die einzige Weisheit ſind, über euch geht, wie einſt über der Phariſäer Gleisnerei, das zermalmende Wehe Jeſu des Göttlichen! — Wehe, die ihr die Becher und Schüſſeln auswendig reinlich haltet, inwendig aber iſt es voll Raubes und Fraßes! Wehe, die ihr gleich ſeyd, wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübſch ſcheinen, aber inwendig ſind ſie voller Todtengebeine und alles Unflaths! Matth. 23, 25. 27.

Ach, daß dies zermalmende Wehe Jeſus! nicht meine Seele treffen möge; daß ſie rein bleibe von dem Verderben des Zeitalters, welches zufrieden iſt, Eiterbeulen mit Purpurlappen zu bedecken! — Für mich ſoll nichts wohlanſtändig als das ſeyn, was wahre Hochachtung verdient; für mich ſoll jederzeit die Aeußerung eines edeln Gemüths die edelſte Sitte heißen. Aber das Laſter will ich nicht ſchminken, ſondern die Sünde bei ihrem Namen nennen, daß meine Nachſicht, meine feige Schonung nicht den Schwachen noch ſchwächer, den kühnen Verbrecher nicht noch kühner mache.

Nicht dein zermalmendes Wehe über mich, o Jeſus! Du beweiſeſt, daß ſtrenge Uebereinſtimmung des Innern mit dem Aeußern allein iſt, was der Würde des Gottgeſchaffenen geziemt. So ſoll auch mein Betragen nur eine Abſpiegelung meines Innern nach außen ſeyn; und Gerechtigkeit, die jedem zollt, was ihm gebührt, und Menſchenfreundlichkeit, die jedem zu allem, was gut und erlaubt iſt, gefällig Hand bietet, und zuvorkommendes Weſen gegen Bekannte und Unbekannte, wie es aus liebendem

Gemüthe ſtammt, ſoll Quell und Grund meines Thuns und Laſſens in Worten, Bewegungen, Geberden und Thaten ſeyn. Die ächte Tugend, heiliges ewiges Vorbild, wie du ſie zeigteſt, iſt ohne Rauhheit, ohne mürriſche, finſtere Außenſeite, ſie iſt freundlicher, einladender, rührender, als die glatte, künſtlichlächelnde, herzloſe Miene des Laſters! — Und dieſe Tugend ſey meine Tugend, dieſe äußere Sitte, ſo lange ich athme, meine Sitte. So werd' ich Gottes, ſo der beſſern Menſchen Wohlgefallen ſicher ſeyn. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Dreiundzwanzigſter Sonntag, am 6 Juni 1813.

Heilig, heilig iſt das Band,
Das die Menſchen bindet,
Und geknüpft von deſſen Hand
Der die Welt gegründet.
Warum denn noch Trennung hier
Wie's dem Wahn gefalle?
Einen Schöpfer haben wir
Einen Vater alle!

Einen Vater, unſern Gott,
Der uns alle liebet;
Der uns täglich Trank und Brod
Kraft und Freude giebet;
Deſſen ſtete Gütigkeit
Fürſten auf den Thronen
Und auch Arme gern erfreut
Die in Hütten wohnen.

Menſchen wie und wo ſie ſind,
Alle ſeyd ihr Brüder,
Und Gott ſieht, wie auf ſein Kind
Auch auf jeden nieder

O wie könnt ich ihn mit Luſt,
Meinen Vater nennen;
Fühlt' ich nicht in meiner Bruſt
Bruderſinn entbrennen?

Weltverbrüderung.

Epeſ. 2, 17. 18.

Es kam der Tag der Pfingſten herbei. — Es ergoß ſich die Macht Gottes über die kleine Schaar der Verehrer Jeſu. — Vom heiligen Geiſt beſeelt predigten ſie dem erſtaunten Jeruſalem That und Lehre des Gekreuzigten. Sie ſprachen mit ſiegender Beredtſamkeit wundervoll zu allerlei Volk. Sie ſprachen zu allen jüdiſchen Glaubenspartheien und wurden gehört, und Tauſende der Beſſerbelehrten bekannten ſich zu dem Glauben an den Gottmenſchen. Sie ſprachen endlich zu den Heiden, und wurden gehört, und Tauſende derſelben lernten in Jeſu Geiſt zu Gott beten.

Darum iſt mir der Tag der Pfingſten ein hochheiliger Tag. An ihm begann nun eigentlich das Saamenkorn des Evangeliums zu keimen, welches Chriſtus ausgeſäet hatte. Der Grund zur großen

Weltverbrüderung ward gelegt, welche der Meſſias beabſichtigt hatte, ſeit er gelehrt, wie nur ein einiger Gott ſey, zu welchem alle Sterbliche Abba, Vater im Himmel! rufen dürfen; — ſeit er gelehrt, daß alle Sterbliche, als Kinder eines ewigen und höchſten Vaters, unter einander verbrüdert ſeyen.

Es iſt ein göttlichgroßer Gedanke, das geſammte Menſchengeſchlecht, ſo ſehr es auch durch Länder, Meere und Gebürge, oder durch Sprachen und Sitten, oder durch Farbe und Bau ihrer Körper, oder durch Reichthum, Stand und Kenntniſſe getrennt ſeyn mag, in einer Liebe und in einem Glauben zu vereinigen. Und dieſer erhabene Gedanke war der Gedanke Jeſu Chriſti! Er wiederholte ihn ſeinen Jüngern oft; und oft erſcholl er wieder von den Lippen der Apoſtel.

In der That iſt auch die Religion Jeſu oder das ächte Chriſtenthum das fähigſte und einzige Mittel zur Vereinigung des ganzen menſchlichen Geſchlechts. Keine andere Religion blüht gleichſam ſo freywillig aus dem ganzen Weſen des menſchli-

chen Gemüths hervor, wie dieſe. Keine andere entſpricht ſo dem Bedürfniß des Weiſeſten, wie des unmündigen Kindes. Keine andere iſt ſo unabhängig von den irdiſchen Verhältniſſen aller Länder, Himmelsſtriche und bürgerlichen Einrichtungen. Sie iſt den Menſchen der heißeſten Weltgegenden ſo angemeſſen, wie denen, die da wohnen, wo der ewige Winter glänzt. Sie iſt den Fähigkeiten der allerroheſten Völker ſo entſprechend, wie den einſichtsvollſten Nationen. Sie wirkt auf alle gleich wohlthätig; veredelt alle, verklärt alle. Entſprungen aus dem heiligſten, reinſten Geiſte iſt ſie nur die Geſetzgebung des geſammten Geiſterreichs.

Jeſus Chriſtus, als Geſetzgeber der Geiſterwelt, hatte nur dieſe und ihre Erlöſung von den Banden des Irthums und der Sünde vor Augen, wie die irdiſche Welt und ihre Verhältniſſe. Gebt doch dem Kaiſer was des Kaiſers iſt; aber — gebt auch Gott was Gottes iſt. Er wollte keine Vereinigung der Völker unter einerlei irdiſchem Zepter — ſein Reich war und iſt nicht von dieſer Welt! — Er wollte ſelbſt nicht ſogleich eine Vereinigung aller Kirchen und Glaubenspartheien zu einer einzigen

Kirche. Denn er ſelbſt blieb dem moſaiſchen Geſetz getreu. Ihr ſollt nicht wähnen, ſprach er, daß ich gekommen bin das Geſetz oder die Propheten aufzulöſen. Ich bin nicht gekommen aufzulöſen, ſondern zu erfüllen. Matth. 5, 17. Er entfernte ſich daher auch nicht von den äußerlichen Religionsgebräuchen der Juden. Er beſuchte fortdauernd ihre Tempel und Synagogen. Seine Religion war und iſt keine äußerliche, ſondern eine innerliche. Er wollte nur, daß wir Gott den höchſten Geiſt verehren ſollten im Geiſt und in der Wahrheit; daß Liebe und Gerechtigkeit das Grundgeſetz unſers Lebenswandels ſey. Dies war der Glaube, dies das Himmelreich, welches zu ſtiften er in die Welt gekommen war. Und, ſprach er: iſt nun eure Gerechtigkeit nicht beſſer, denn der Schriftgelehrten und Phariſäer, (welche mehr auf ſtrenge Beobachtung äußerer kirchlicher Gebräuche, als auf Entſündigung und Heiligkeit des Gemüths hielten,) ſo werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Matth. 5, 20.

Auch die Apoſtel Jeſu waren ſämmtlich Juden, und blieben lange den kirchlichen Gebräuchen der

Iſraeliten treu, wiewohl ſie ſchon auch den Heiden das Evangelium und die Einweihung durch die Taufe gebracht hatten. Sie hatten ſelbſt gegen die äußerlichen Religionsgebräuche der Heiden nichts; ſie geſtatteten ſogar den Bekennern Jeſu noch von Götzenopfern zu eſſen; denn ſagten ſie, wir wiſſen nun von der Speiſe des Götzenopfers, daß ein Götze nichts in der Welt ſey, und daß kein anderer Gott ſey, ohne der Ewige! Nur dann hielten ſie die Theilnahme der Chriſten am heidniſchen Götzendienſt für Sünde, wenn dadurch irgend ein Schwacher irre geführt würde, daß er ins Heidenthum zurück fiele. Die Speiſe fordert uns nicht vor Gott, ſagt der heilige Apoſtel Paulus: Eſſen wir, ſo werden wir darum nicht beſſer ſeyn; eſſen wir nicht, ſo werden wir darum nichts weniger ſeyn. Sehet aber zu, daß dieſe eure Freiheit nicht gerathe zu einem Anſtoß der Schwachen. 1 Kor. 8, 8. 9.

Lange hatten daher die erſten Bekenner Jeſu keine eigene Benennung. Unter den Juden galten ſie als frömmere Juden; unter den Heiden als Heiden. Erſt im Jahr 41 nach Chriſti Geburt ſind ſie in der ſyriſchen Stadt Antiochia Chriſten

genannt worden. Von da an blieb ihnen der Name. von da an empfing der innere Glaube ein äußeres kirchliches Gewand, und man vereinigte ſich zu einer vom Juden- und Heidenthume abweichenden Art der Gottesverehrung.

So ſchön und für die Heiligkeit der Sache nothwendig auch dieſes ward, entſtand doch nachmals und nur zu bald mancherlei Spaltung. In den Hauptwahrheiten der Lehre Jeſu Chriſti blieben die Chriſten zwar einig; aber nicht in ihren beſondern Vorſtellungsarten von der Perſon Chriſti und in den kirchlichen Gebräuchen. Bald ſah man im Morgenlande allerlei Sorten und Partheien; bald Trennung der römiſchen Kirche im Abendlande von der Griechiſchen im Morgenlande. Doch Chriſten blieben ſie alle, ſo verſchieden auch ihre kirchlichen Meinungen und Gebräuche ſeyn mogten.

Und ſo iſt es bis zu unſern heutigen Tagen geblieben. Die chriſtliche Religion hat Einheit; die chriſtlichen Kirchen aber haben Verſchiedenheit. Denn die Religion iſt eine himmliſche Geſetzgebung der Geiſterwelt, und in der

Geiſterwelt iſt nur eine Wahrheit gültig und möglich. Aber die Kirche iſt ein äußeres Bekenntniß und eine äußerliche Einrichtung der Gottesverehrung; und dies kann verſchiedenartig werden, je nachdem die Einſichten oder die Gemüthsſtimmungen der Menſchen von einander abweichen. In wärmern Weltgegenden, wo lebhaftere Einbildungskraft und regeres Blut herrſcht, hält der Menſch mehr auf Glanz und Pracht; in kältern Weltgegenden, wo der Verſtand mehr Gewalt übt, fordert er größere Einfalt. — Die Religion iſt die Seele und überall eins; die Kirche iſt der Leib und das Gewand, welches jene umſchließt; es hat oft Geſtalt und Farbe verändert.

Daher iſt durch die ganze Welt endlich wohl eine einzige Religion möglich, aber nicht leicht eine einzige Kirche. Und es iſt wohl ein ſchöner, doch vergeblicher Wunſch und Traum mancher Chriſten in unſern Tagen, wenn ſie eine allgemeine Kirchenvereinigung zu befördern ſuchten. Und wäre ihnen heut ihr Wunſch ausführbar geweſen, würde er ſchon morgen wieder zerſtört ſeyn. So iſts in der menſchlichen Natur gegründet. Darum iſt zu allen

Zeiten nur eine chriſtliche Religion, aber zugleich eine Mannigfaltigkeit der Glaubenspartheien geweſen, gegen welche ſchon der Apoſtel Paulus vergebens eiferte unter den erſten Chriſten. — Chriſti ſeyd ihr! ſprach er. So aber einer ſagt: ich bin Pauliſch, der andere aber, ich bin Apolliſch — iſt es irrdiſch und fleiſchlich gedacht. Darum rühme ſich niemand eines Menſchen. Es iſt ja alles euer. Es ſey Paulus oder Apollos, es ſey Kephas oder die Welt, es ſey das Leben oder der Tod, es ſey das Gegenwärtige oder das Zukünftige; alles iſt euer. Ihr aber ſeyd Chriſti; und Chriſtus aber iſt Gottes. 1 Kor. 3, 4. 21—23.

So ſprach, erfüllt vom Geiſte Jeſu, der erhabene Apoſtel. Er wollte, wie Jeſus, eine allgemeine Verbrüderung der Welt durch Chriſtum. Er wollte nicht, daß unter Chriſten Trennung ſey, oder Unterſchied, ſie mogten angehören welcher Nation es wäre, den Juden oder Heiden. Allgemeine Vereinigung, allgemeinen Frieden! war ſein Ruf. Denn ſprach er: Chriſtus iſt gekommen, hat verkündiget im Evangelio den Frieden, euch Heiden, die ihr ferne waret (von der beſſern

Erkenntniß des einigen Gottes), und denen, die nahe waren, nämlich den Juden. Denn durch ihn haben wir den Zugang alle beide in Einen Geiſt zum Vater. Epheſ. 2, 17. 18.

Dies iſt der Geiſt und Sinn des göttlichen Welterleuchters! In dieſem Geiſt und Sinn des Herrn will auch ich, als ſein Bekenner, auf Erden wandeln; und wie er am Tage der Pfingſten zuerſt das Gemüth der früheſten Verehrer Jeſu belebte, ſo belebe und ſtärke er auch mich heut, daß ich während meines ganzen Laufes auf Erden in ihm empfinde, denke, wolle, handle.

Mag auch der mir von Gott beſchiedene Wirkungskreis nur ſehr klein ſeyn, ſo will ich doch auch in demſelben meinen Theil zur allgemeinen Weltverbrüderung beitragen. Je enger der Kreis meiner Wirkſamkeit, je leichter und vollkommener ſoll ich ihn mit Ausübung meiner Pflichten erfüllen können.

Und ſo will ich denn jeglichen meiner Nebenmenſchen, nah oder fern, als meinen Bruder achten und lieben; denn jeglicher iſt ein Kind Gottes,

des allgemeinen Vaters; und ich habe keinen Vorzug vor irgend einem. Ich will zur Vereinigung der groſsen Geiſterfamilie beitragen, indem ich mich ſelbſt zuerſt allen verbrüdere; nicht in Wort, ſondern in Kraft und That.

Darum ſoll fortan auch der Unterſchied kirchlicher Gebräuche und Meinungen keinen Unterſchied zwiſchen mir und andern machen. Chriſtus hat ja, mich und den andern, beide verſöhnet mit Gott in einem Leibe durch das Kreuz, und hat die Feindſchaft getödtet durch ſich ſelbſt. Epheſ. 2, 16. — Wer ſich Gott, dem Einzigen, dem Vater aller Weſen nähert durch den Glauben an Jeſum, das heiſst, wer ſich der Heiligkeit und Vollkommenheit des Allerheiligſten nähert auf dem Wege, den uns Jeſus gezeigt hat, und auf welchem wir allein zur Gottähnlichkeit gelangen durch Trennung von allen Sünden; wer in Jeſu ſeinen Heiland und Bruder, wer im Weltall des Schöpfers das Vaterhaus, im ewigen Seyn die Beſtimmung unſerer Seelen erkennt: der iſt ein Chriſt! — Und wenn er auch in manchen Vorſtellungen von den meinigen abweiche; und wenn ſeine Art der Gottesverehrung

nicht die meinige wäre; wenn er auch in andern Kirchen betete — er iſt dennoch ein Chriſt! — Denn er hat mit mir einen Glauben durch Jeſum, eine Liebe zu den Menſchen, ſeinen Brüdern, eine Hoffnung im Tode zur Seligkeit, die uns Chriſtus erworben hat.

Doch darum ſoll ich und will ich in meiner Bruderliebe keinem den Vorzug geben, weil er den Namen des Chriſten trägt. Auch der Jude, auch der in Blindheit irrende Heide, auch der unwiſſende Anbeter der Geſtirne und Götzen, auch der Verehrer eines falſchen Propheten iſt mein Bruder. Denn welche Weltverbrüderung wäre es, wenn ich erſt nach dem Glauben der Menſchen fragen wollte, ehe ich ihnen Theil an meinem Herzen gönnen wollte? Jeſus will, ich ſolle dem Gott ähnlich werden, der ſeine Sonne gnädig aufgehen läßt über den Gerechten wie über den Sünder. Jeglicher der mir nahe kommt, daß ich ihm nützlich ſeyn kann, dem ſoll ich helfen; der iſt mein Nächſter! So half der barmherzige Samariter, wie Jeſus das erhabene Beiſpiel aufſtellte, ohne Anſehn der Religion dem Unglücklichen. So ſoll auch ich

Hinweg mit dem mörderiſchen Vorurtheil, welches einſt ſo viel Elend über das Leben des Menſchen gebracht hat! Es gibt mancherlei Alter unter den Kindern einer Familie; es gibt Säuglinge und Erwachſene, in Unwiſſenheit Spielende und Verſtändige, aber doch ſind ſie alleſammt Brüder. So gibt es mancherlei Anbetungen, aber doch nur einen Vater im Himmel, und wir alle ſind die Seinigen.

Nicht blos der Religionshaß ſoll fern von mir ſeyn, ſondern auch der Nationalhaß, mit welchem Völker gegen Völker, aus eiferſüchtigem Stolz oder aus Rachſucht wegen früheren Beleidigungen gegen einander oft erbittert ſind. So lange noch Nationalhaß die Völker unter einander entzweit; ſo lange man, aus ſelbſtſüchtigen leidenſchaftlichen Gründen, die Flamme dieſes Haſſes zu erhalten, und hundertjährige Vorurtheile gegen einander zu nähren ſucht: ſo lange wird Weltverbrüderung unmöglich bleiben, wie Jeſus will. Jener verderbliche Groll und jene verruchten Mittel, ihn zu nähren, ſind fern vom Geiſte der wahren, ſeligmachenden Religion.

Ewig verbannt von mir ſey die Abſcheulichkeit des Nationalhaſſes. Sie ſchändet eben ſo sehr mein Herz als meinen Verſtand. Denn welches Recht hab' ich, ein Volk von mehrern Tauſenden, von mehrern Millionen Menſchen, ohne Schonung, ohne Ausnahme, im Allgemeinen zu verdammen, zu haſſen und deſſen Unglück zu wünſchen oder zu betreiben? Sind die Millionen, welche heut leben, Schuld, daß ihre Vorfahren vielleicht einſt meinem Vaterlande Schmach und Uebel zufügten? Wer will die Kinder zur Rechenſchaft ziehen, wegen des ſtrafbaren Thuns ihrer Väter? — Sind die Millionen Männer, Greiſe, Weiber und Kinder alle insgeſamt haſſenswürdig, weil ihre Fürſten oder auch nur deren Rathgeber zu feindſeligen Handlungen gegen unſer Vaterland ſtimmten? — Was kann ein Volk dafür, wenn Einzelne deſſelben Unrecht thun? Oder wer wird dies Volk darum verdammen, wenn es, zum Nachtheil unſers Vaterlandes, ſeinem Könige und ſeinem Geſetze treu gehorchte? Thun wir nicht desgleichen? und iſt ſolcher Gehorſam nicht rühmlich, weil ohne ihn Verwirrung und namenloſes Elend allgemein ſeyn müßte?

Wir haben längſt mit der Wahrheit erfahren, daß Gott die Perſon nicht anſieht; ſondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der iſt ihm angenehm. Ap. Geſch. 10, 34. 35. Ich will mich hüten in die falſchen Urtheile, in die gehäßigen Wünſche, in die Ungerechtigkeiten einzuſtimmen, welche die Leidenſchaft eines Haſſes einflüſtert, der von allen Arten des Haſſes zugleich der entehrendſte und unverſtändigſte iſt. Ich will vielmehr ihn, wo ich ihn bei andern bemerke, zu unterdrücken ſuchen. So leb' ich wahrhaft in Jeſu hohem Geiſte, ſo befördere ich das Ziel der weiſen und guten Weltverbrüderung.

Ach, wann wird dies Ziel errungen ſeyn? wann wird die geſammte Menſchheit eine Heerde, und Chriſtus ihr einziger Hirt ſeyn? Wann wird Friede die entzweiten Völker verſöhnen, und in aller Herzen eine Liebe wallen? — Wann ſinkt das blutige Schwerdt, und wann wird Habſucht, Raubgier und Mordluſt keine Opfer mehr finden?

Und möge die Zeit auch noch weit entfernt ſeyn, — ihre Ferne kann mich nicht hindern, daß

ich mich ihr nähere. Aber mein Herz ſchließt den Frieden mit allen, und nennt deine Kinder, o himmliſcher Vater, Brüder und Gottesverwandte. Aber mein Herz ſchließt den ewigen Bund der Liebe mit allen, welches Volkes und Landes, welcher Glaubensparthei und Kirche ſie auch zugethan ſeyn mögen.

Mit dieſen heiligen Geſinnungen und Entſchlüſſen will ich meinen Pfingſttag begehen; immer ſollen ſie mich begleiten. Dazu verleih mir, o Vater, die Kraft deines heiligen Geiſtes. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Vierundzwanzigſter Sonntag, am 13 Mai 1813.

Ihr Thäler und ihr Höhen,
Euch die der Schöpfer ſchmückt,
In ſtiller Ruh zu ſehen,
Iſt, was mein Herz entzückt.

Schön ſeyd ihr, Wald und Weiden,
Und du, bethaute Flur!
Wie rein ſind deine Freuden,
O reizende Natur!

Es webet, wallt und ſpielet
Das Laub um jeden Strauch;
Und jedes Würmchen fühlet
Der Schöpfung Lebenshauch.

Und in der Näh' und Ferne
Iſt Gottes Allmacht groß;
Wie in dem Reich der Sterne
So in dem kleinſten Moos.

Ihr Thäler und ihr Höhen,
Ihr die der Schöpfer ſchmückt,
O lehrt mich, Gott erhöhen,
Der mich durch euch entzückt!

Gottes Größe im Kleinen.

Pſ. 139, 14.

Immer kehr' ich aus dem erdrückenden Gewühl des Lebens zu dir zurück, o mein Schöpfer, und zu der Betrachtung der Wunderwerke, mit denen du mich umringſt. Hier find' ich immer wieder meine ſüßeſte Erholung und die lebendigſte Erneuerung meiner Kräfte. Hier ſeh' ich glänzender die Majeſtät deiner Allmacht und Weisheit; hier rührender die Beweiſe deiner alles durchdringenden, alles beſeligenden Güte; hier anbetungswürdiger die Wirkungen deiner Vorſehung.

Und wer könnte denn ſtumm bleiben, während der feierliche Lobgeſang der ganzen Natur zum Himmel emporſteigt? wer gefühllos bleiben in der Pracht der weiten Schöpfung, die uns in unendlicher Mannigfaltigkeit umſchwebt?

Wohin ſoll ich mein Auge wenden, um die Macht und Herrlichkeit des Schöpfers am erſchütterndſten wahrzunehmen? ſoll ich die Welten zählen, welche als zahlloſe Sonnen aus unendlichen Fernen vom nächtlichen Himmel ſtralen? oder die geheimnißvolle Haushaltung der Wolken bewundern, in

deren Schooße Sturmwinde und Feuerſtröme neben ungeheuern Waſſerfluten wohnen? Soll ich die Gewalt der Elemente unterſuchen, jener wunderbaren Urſtoffe, aus denen alles erbaut iſt, und deren Eintracht oder Kriegen Welttheile blühend macht oder zerſtört?

Groß iſt Gott in allen ſeinen Werken? Warum in den Wundern entfernter Gebiete des Weltalls ihn ſuchen? Seine Macht und Weisheit iſt in den Bahnen des Himmels, wo Erden, Sonnen und Monde in unveränderlichen Kreiſen und Ordnungen ſchweben, nicht erhabener, nicht unbegreiflicher als in den Gefäßen, Adern und Faſern des kleinſten Blättchens einer ſich am Sonnenſtral entfaltenden Blume. — Der Herr iſt überall groß und ſich überall gleich, im weiten Weltgebäu, wie im kleinſten Grashalm.

Die Lebensgeſchichte einer einzigen Pflanze wäre hinreichend, den hartnäckigſten Zweifler vom Daſeyn einer höchſten Weisheit und Vorſehung zu überzeugen. Aber wer kann eine ſolche Geſchichte würdig und allumfaſſend genug beſchreiben, wie ſich aus dem geringen Saamenkorn ein Keim entwickelt, der nach Jahren zum weitſchattenden Baum wird,

welcher vielen hundert, ja tauſend lebendigen Geſchöpfen auf und unter ihm Kühlung, Schutz, Aufenthalt oder Nahrung gibt. Jeder Baum iſt eine kleine Welt von Thieren aller Art; ja jedes Blatt iſt eine Stadt von einer Menge mit bloßen Augen kaum erkennbaren Kreaturen. Für alle ſorgte Gott. Für ſie iſt keine andere Welt als dieſer Baum, an dem ſie wohnen; er ſteht ſeit Jahrhunderten, und tauſend Geſchlechter ſind auf ihm geboren und vergangen. So erreichen unſere Eichen oft das Alter von einem halben Jahrtauſend, und auf Libanon ſollen noch Cedern grünen, die Salamons Tage ſahn.

Jede Gegend des Erdballs iſt durch die Hand des Schöpfers mit den ihr eigenthümlichen Pflanzen geſchmückt. Aber ſolche, welche für den Menſchen eine geſunde Nahrung bieten, ſind einer ſolchen Natur, daß ſie ſich faſt überall hin, wo Sterbliche wohnen, verpflanzen laſſen.

Vor Zeiten waren die Länder unſerer Gegend unermeßliche Wüſteneien, Herbergen wilder Thiere; meiſtens von unfruchtbaren Bäumen und ungenießbaren Kräutern bedeckt. — Jetzt gleicht unſer

Vaterland einem groſſen Garten, verſehen mit den nützlichſten und ſchönſten Gewächſen aller Welttheile. — Faſt alle unſere Obſtbäume, die nun bei uns längſt einheimiſch ſind, wurden hieher aus warmen Morgenländern verpflanzt; eben ſo die lieblichſten unſerer Blumen- und Küchengewächſe. Pfirſich und Roſe aus Perſien und Syrien; das Getraide aus dem hohen Aſien; die nahrhafte Kartoffel aus Amerika, desgleichen der Mais oder türkiſche Waizen, welcher in ſeinen körnerreichen Kolben drei- und ſechshundertfältige Frucht bringt.

Jede dieſer unzählbaren Pflanzenarten iſt verſchieden von der andern gebaut; keine der andern ähnlich; jede zu ihrem Zweck auf das vortheilhafteſte. Sehet das Korn welches auf den Feldern prangt; jeder Halm predigt die liebende Weisheit des Herrn. Dieſer Halm ſteigt ſchlank und hoch über der Erde auf, damit die Körner nicht durch die Feuchtigkeit des ausdünſtenden Bodens verderbt und zur Fäulniß gebracht werden. Die Länge des Halms begünſtigt die beſſere Reinigung des darin von den Wurzeln aufſteigenden Nahrungsſaftes, daß die mehlige Frucht wohlgedeihe. Der lange Weg, welchen jener

Saft aus dem Erdboden hinauf zu machen hat, erlaubt auch der Sonne ihn anhaltender auszukochen. Zwar ſchwankend und dünn iſt das Rohr, an deſſen Spitze ſich die Aehre wiegt; doch wehren das Zerknicken deſſelben im Winde ſtarke Knoten, deren feine Durchlöcherung von innen dem emporſteigenden Saft und der Sonnenwärme genugſamen Durchgang geſtattet. Neben dem Haupthalme treiben wehende Blätter, um Regen und Thau des Himmels zu ſammeln, die wachſende Pflanze zu tränken. Iſt ſie aber ihrer Reife nah, dann welken ſelbſt dieſe Blätter, damit alle Nahrung ungetheilt der Aehre zugehe, deren Körner mit langen rauhen Stacheln eine Schutzwehr gegen die Vögel haben. — Nichts iſt, ohne wohlthätige Abſichten. Und ſie fehlen auch dann nicht, wenn unſere Kurzſichtigkeit unfähig wäre, ſie zu erkennen. Selbſt die ſogenannten Unkräuter ſind wohlthätige Gewächſe, wenn auch nicht immer für den Landmann, doch für Arzneien, Salben und den Gebrauch in mancherlei Gewerb und Kunſt. Selbſt das ſogenannte Ungeziefer, welches unter und über dem Boden lebt, hat im Haushalt der Natur ſeine wichtige Beſtimmung und trägt zum allgemeinen Segen bei,

wenn gleich deſſen Anhäufung auf einzelnen Stellen zuweilen ſchädlich für die Zwecke der Menſchen ſeyn mag.

Vielleicht wären jene Erdlager der Felder und Wieſen, die nie ein Pflug aufbricht, ſchon längſt ſteinartig verhärtet, und unfruchtbarer, wenn ſie nicht alljährlich durch Millionen und Millionen Gewürme, Käfer, Schnecken und andere Thiere durchwühlt und aufgelockert würden. Die unterirdiſchen, vielfach gewundenen Gänge, Zellen und Behauſungen dieſer kleinen Geſchöpfe ſind eben ſo viel künſtlich gebaute Kanäle, durch welche der Regen befruchtend in den tiefen Grund dringt, und die Luft den Wurzeln der Pflanzen neue Nahrungsſtoffe bringen kann. Gott hat alles weiſer geordnet, als der Sterbliche kennt und begreift. Wo der Menſch Störungen ſeiner eigenen Abſichten, oder Fehler in der Naturordnung mit kindiſcher Vermeſſenheit beklagt, iſt ihm, ohne ſein Wiſſen, eine Wohlthat geſchehen, deren Folgen ſich auf viele Jahre verbreiten, um den Schaden des Augenblicks hundertfach zu erſetzen.

Doch um wieder den Haushalt, das Leben und den Bau jedes einzelnen Würmchens zu erkennen, würde ein Zeitraum von tauſend Jahren viel zu kurz ſeyn. Wie reich ſind Erde und Waſſer bevölkert! wer weiß nur die Namen alle dieſer Zahlloſen? Je ſchwächer ſie ſcheinen, und je leichter ihre Vernichtung möglich wäre, je zäher iſt ihre Lebenskraft. So zum Beiſpiel die Schnecken, deren ganzer Beſtandtheil faſt nur ein zerfließender Schleim zu ſeyn ſcheint. Aber nicht nur die abgeſchnittenen Theile erſetzen ſich bei vielen von ſelbſt wieder; ſondern oft entſteht aus den losgeriſſenen Stücken wieder ein eigenes ſinnreich gebautes Thier, wie dies der Fall bei derjenigen Gattung iſt, welche man Seeſterne nennt, und an denen man über achzigtauſend Gelenke oder Stralen gezählt hat, mit welchen ſie ſich zehn Schuh weit umher ausbreiten. Selbſt die Lebensart dieſer wenig beachteten Thiere, die wir täglich vor Augen haben, iſt wunderbar. Aber wer kennt ſie? Wenn die gemeinen Garten- und Waldſchnecken ſich ihre gegenſeitige Zuneigung bezeigen wollen, ſchleudert eine der andern einen kleinen, vierſchneidigen Pfeil entgegen, oder drückt ihn der andern in die Bruſt. Dieſer

Pfeil iſt von kalkartigem Stoffe, und ſteckt ſehr loſe in einer Oeffnung des Halſes. Iſt dies gethan, erſt dann nähern ſie ſich einander zur Begattung.

Nur von wenigen Würmern und Inſekten ſind uns ihre Geſtalten und Beſchäftigungsarten bekannt, wie ſollten wir von allen ihre Bedeutung in der göttlichen Schöpfung wiſſen? Es gibt deren Millionen, welche nur erſt durch die ſtärkſten Vergrößerungsgläſer bemerkbar ſind. Es iſt bewieſen, daß in einem einzigen Tropfen Waſſers, dem Sonnenſtral ausgeſezt, mehrere tauſend Inſekten, wie in einem Weltmeer, geräumig herumſchwimmen. Es iſt bewieſen, daß der Menſch nicht nur in ſeinen Eingeweiden und in ſeiner Haut, ſondern ſelbſt im Schleim, der an ſeinen Zähnen haftet, in dem Blut, das ihm durch die Adern rollt, unzählbare lebendige Weſen beherbergt und nährt. So iſt der menſchliche Leib wieder für Millionen verſchiedener kleiner, ſchier unentdeckbarer Geſchöpfe eine groſſe wandelnde Welt, wie es der ganze Erdball für die Völker des menſchlichen Geſchlechts iſt.

Zwar das Leben dieſer Kreaturen iſt nur ſehr flüchtig; aber darum ihre Vermehrung deſto erſtaun-

licher, alſo daß ihre Arten nie verſchwinden. Das längſte Alter mancher Inſekten hat oft kaum die Dauer vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne; aber ſie zeugen in dieſer Zeit Millionen Nachkommen. Der Seidenwurm legt jährlich bei fünfhundert Eier; die Bienenkönigin bei vierzigtauſend. Man kennt in Afrika eine Ameiſenart, Termiten genannt, die ſo anſehnliche Gebäude aufführt, daß man ihre Wohnungen in der Ferne für Dörfer hält. Die befruchtete Königin derſelben wird zweitauſendmal größer im Umfang, als ſie gewöhnlich iſt, und legt dann binnen vierundzwanzig Stunden auf achtzigtauſend Eier.

Wohl oft hat die fleißige Ameiſe, die nützliche und ſinnreiche Biene die Bewunderung beobachtender Zuſchauer erregt — auch die mit acht Augen und acht Füßen ausgeſtattete Spinne mit ihrem kunſtvollen Gewebe. Aber weſſen Blick dringt in das rechte Geheimniß ihrer Einrichtungen und Künſte? Es herrſcht hier eine Ordnung und Zweckmäßigkeit, die ans Unerklärliche gränzt. Wer lehrt die junge Spinne ihr zartes Werk ſchaffen, von der vierhundert Fäden erſt ſo dick ſind, als drei ein-

zelne Fäden einer ausgewachſenen Spinne? Vier Millionen Fäden junger Spinnen haben noch nicht die Dicke eines einzigen Menſchenhaars!

Nur die Bewohner des Waſſers, die vielverſchiedenen Fiſche ſind in Rückſicht ungeheurer Vermehrung der Inſekten ähnlich. Und doch leben alle Fiſche längere Zeit als die meiſten Inſekten. Man hat einen Hecht, mit kupfernem Ringe um den Kopf bezeichnet, in einem Teich bewahrt, der über drittehalb hundert Jahre alt wurde. Aber der Vermehrung der Fiſche ſtehen ganz andere Hinderniſſe entgegen. Sie ſelbſt verzehren unter einander ſich, oder ihre gelegten Eier. Dann eilen Menſchen, vierfüßige Thiere und Vögel herbei, aus den belebten Waſſerbehältern ihre Nahrung zu ſuchen. Mag gleich jeder Häring über zwanzig, ein Karpfen über dreimal hunderttauſend Eier tragen und legen; nie wird die Zahl der Fiſche übermäßig.

Beſonders im Meere ſind zahlreiche Ungeheuer bereit, die Menge derſelben zu mindern, wie der ſiebenzig bis hundert Schuh lange, oft gegen ſechszig und ſiebenzig Zentner wägende Wallfiſch, der ſich von der Maſſe kleinerer Fiſche nährt, um mit

ſeinem Thran und Fiſchbein eines der nutzreichſten Thiere für die Bedürfniſſe des Menſchen werden zu können; oder der gefräßige Hayfiſch, deſſen Rachen, ausgeſtattet mit einer ſechsfachen Reihe beweglicher Zähne, ganze Menſchen und Pferde verſchlingt, ohne ſie nur zu kauen.

Je furchtbarer und ſchädlicher die Thierarten ſind, je ſparſamer iſt ihre Vermehrung, oder je ſchwieriger wird ſie. So ſorgt die göttliche Vorſehung, um alles im ewigen Gleichgewicht zu bewahren. Obgleich der mächtige Krokodil jährlich bei hundert Eier in den Sand der heißen Weltgegenden legt, iſt er doch nicht in großer Menge; Löwen und Tiger irren einſam in ihren Wüſten; Geyer und Adler ſchweben ſehr einzeln in hohen Lüften.

Die Nützlichſten der vierfüßigen Thiere, wie der Vögel, ſind am meiſten für ihre hinreichende Fortpflanzung geſichert und gedeihen faſt überall, wohin der Menſch ſeine Wohnung in heißen, kalten oder gemäßigten Himmelsſtrichen aufbaut. Verderbliche Kreaturen hingegen ſind an ihre Geburtsörter gebannt. Das Pferd, der Hund, das Schaaf, der Stier und das zahme Federvieh wohnen hier

und jenſeits aller Meere, den Menſchen dienſam; aber der Bär hauſet nur in ſeinen ſtillen Felſenwinkeln und Eisfeldern; die reißende Hiäne in der menſchenloſen Einöde.

Und jede der millionenfach verſchiedenen Arten der Geſchöpfe, ungeachtet ſie alleſammt bei und durch einander wohnen, bildet für ſich gleichſam nur ein eignes Reich. Keines verſteht des andern Sprache, Sitten und Zeichen. Die Ameiſe nur verſteht die anordnenden Winke von ihres Gleichen, die Biene nur die Bienen; der Rabe nur, wohin ihn der Rabe ruft; die Schwalbe nur ihres Gleichen, wenn Neſter gebaut oder die Verſammlungen im Herbſte zum allgemeinen Abreiſen gehalten werden ſollen; der Storch nur den Storch auf dem jährlichen Zug durch die höchſten Lüfte über Welttheile und Weltmeere.

Gott trennte durch unzerſtörbare Schranken. Wie der Menſch nur Menſchen verſteht, und alle Völker des Erdballs ein einziges zuſammenhängendes Ganze ausmachen, iſt jede Gattung von Thieren eine für ſich beſtehende Welt. Was darin vorgeht, nach welchen Geſetzen ſie handelt, wie ſie denkt,

wie ſie fühlt, wie ſie das anſieht, was außer ihr iſt, weiß kein anderes Weſen, das nicht in ihrem Kreis ſteht. Alles iſt in ſich abgeſchloſſen, außer Gemeinſchaft mit dem andern. Nur der Gottheit iſt das Verborgenſte jeder Kreaturenfamilie bekannt. Wäre der Menſch in die Weſenheit, in die Triebe, Inſtinkte, Mittheilungszeichen nur einer einzigen Thierart außer ihm eingeweiht, welch ein unermeßlicher Schatz von neuen Kenntniſſen und Anſichten würde da wieder vor ihm aufgethan ſeyn! — Das ganze All der Dinge würde ihm neu erſcheinen.

Doch wozu dies? Er hat ja noch lange nicht das alles erforſcht, was ihm in ſeinem eignen Geſchlecht wiſſenswürdig ſeyn ſollte. Mit Leichtſinn oder Gleichgültigkeit geht er, gleich dem Thiere, über alles hin, was nicht ſeine Nahrung, ſein Trank, ſein Kleid, ſein Haus, oder ſonſt ein Mittel des Sinnenkitzels iſt. Nicht ſeine Seele nur, ſelbſt ſein ſichtbarer Körper iſt ihm oft noch ein unbetrachtetes Geheimniß. Und doch wie wunderbar iſt auch dieſer gebaut, und wie erhaben vor allen andern Thiergeſtalten? Jeder Odemzug der Lunge iſt die Fortſetzung eines außerordentlichen

Wunders; und jeder Schlag des Herzens, der das menſchliche Geblüt binnen fünf oder ſechs Minuten durch alle vielverſchlungenen Adern und zarten Gefäße des ganzen Körpers treibt, iſt Wunder.

Wann würd' ich aufhören können zu erzählen, wenn ich den künſtlichen Bau, die Einrichtung aller Theile des menſchlichen Leichnams beſchreiben, oder ihre zweckmäßige Ordnung andeuten wollte; wie ein Geripp von mehr denn drittehalbhundert Knochen durch zähe Bänder zuſammengehalten, von Adern, Gefäßen, Säften mancherlei Art und Häuten umkleidet, die edle Geſtalt des Sterblichen bildet; oder wie das Fleiſch, aus einem halben tauſend Muskeln gebildet, und von geiſtigen Nervenhaaren nach allen Seiten hin durchſtrömt, der Behälter der Sinne wird, durch welche das ganze unermeßliche Weltall zur Seele dringt.

O mein Schöpfer, mit David bet' ich: Dank dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin. Wunderbarlich ſind deine Werke, und das erkennet meine Seele wohl. Wie köſtlich ſind vor mir, Gott, deine Gedanken? Wie iſt ihrer eine ſo große Summe? Sollte ich ſie zählen, ſo würden ihrer

mehr ſeyn denn des Sandes. Pſalm 139, 14. 17. 18. Herr, allmächtig, weiſe und gnädig, je tiefer mein Geiſt ſich in die Wunderfülle deiner Werke hinabſenkt, je unergründlicher wird mir dein Reichthum, je unbegreiflicher deine Hoheit. Ich verliere mich ſchaudernd in der Unermeßlichkeit deiner Macht, und doch kenn' ich von derſelben nur den kleinſten Punkt. Ich leb' auf einem Stäubchen, umgeben von einem Lufttropfen, und dies iſt die Welt, deren Gränzenloſigkeit mich erſchreckt. O Gott, wer bin ich denn, daß du mein gedenkeſt? Aber mein Geiſt ſchwebt über dem Stäubchen, über dem Lufttropfen hoch empor, dringt von Welten zu Welten zu dir, Angebeteter! er iſt dein Odem! ihm gehört deine Liebe, deine Ewigkeit! Dich zu erkennen, ſoll immerdar ſeine ſüßeſte Luſt ſeyn. Wie herrlich ſtehſt du da, Ewiger, im Heiligthum deiner Werke!

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Fünfundzwanzigſter Sonntag, am 20 Juni 1813.

Herr ſegne mein Beſtreben,
Nicht blos für dich zu leben,
Auch Menſchenfreund zu ſeyn.
Auch andern gern zu nützen,
Des Glücks, das ſie beſitzen,
Mich, wie des Meinigen, zu freun.

Beweis' ich meine Güte,
So ſey mir im Gemüthe
Nicht Stolz und Praleret.
Nie will ich die beſchämen
Die Gutes von mir nehmen.
Mein Herz ſey ſtets von Lohnſucht frei.

Wenn ich des Dankes Zähre
Für Wohlthun auch entbehre,
So will ich doch nicht ruhn
Gleich dir, auch ungeſehen,
Den Armen beizuſtehen,
Und unverdroſſen wohlzuthun!

Die Fehler der Wohlthäter.

Matth. 5, 42—48.

Es iſt ſüßer zu geben, als zu nehmen. Nur die allergemeinſte Habſucht ſchämt ſich nicht, immerdar anzunehmen, und kennt das Hochgefühl nicht, welches im Austheilen der Freuden liegt.

Es iſt ſüßer zu geben, als zu nehmen. Edlere Menſchen meiden ſogar, Wohlthaten zu empfangen. auch wenn ſie derſelben bedürftig wären. Sie ſchränken ſich lieber ein. Sie entſagen ſich alles, um nicht ihrer Unabhängigkeit entſagen oder daß ſchmerzhafte Gefühl tragen zu müſſen, das empfangene Gute nicht erwiedern zu können.

Es iſt ſüßer zu geben als zu nehmen. Wer da gibt, hat den ſtillen Genuß des Bewußtſeyns, irgend ein kleines oder größeres Glück befördert, und ſich dadurch irgend ein Herz verbindlich gemacht zu haben. Wer da nimmt, trägt immerdar die ungefällige Erinnerung, er ſey eines andern Schuldner; er fühlt die Menge ſeiner Verpflichtungen vergrößert, und eben dadurch ſeine Freiheit und Unabhängigkeit mehr oder weniger beengt, auch wenn

der Geber wirklich auf keine Erwiederung des geleiſteten Guten denkt.

Obwohl jederman weiß, daß Dankbarkeit eine der heiligſten Pflichten ſey, iſt ſie doch für viele eine der ſchwerſten Pflichten.

Schwer iſt ſie für den Leichtſinnigen, der die erhaltenen Verbindlichkeiten vergißt. — Noch ſchwerer für den Stolzen, welcher ſich der genoſſenen Gefälligkeiten ſchämt, das Andenken daran in ſich ſelbſt verdunkelt, ihren Werth zu verkleinern ſucht, um deſto weniger Gegendienſte ſchuldig zu ſeyn. Am allerſchwerſten für den Ungenügſamen, der was man ihm auch thue, niemals mit demſelben zufrieden iſt, und weit entfernt Erkenntlichkeit zu beweiſen, das empfangene Gute tadelt, und alle Dienſtleiſtungen ſo annimmt, als wenn er Recht und Anſpruch darauf hätte. Dergleichen nie zu befriedigende Menſchen gehören zu den Verworfenſten ihres Geſchlechts. Es ſcheint ihnen nicht blos alles Zartgefühl, aller Sinn für Pflicht und Tugend zu fehlen, ſondern ſelbſt die richtige Urtheilskraft eines geſunden Menſchenverſtandes. Sie verdrehen

das Verhältniß von Recht und Pflicht auf ſo unbegreifliche Art, als wären alle andere Menſchen nur geboren, ſie zu bedienen, und als wäre es wie eine dankenswürdige Gefälligkeit anzuſehen, wenn ſie von fremden Händen Dienſtleiſtungen annehmen.

Die Klage über Undankbarkeit iſt ziemlich allgemein. Schwerlich wird jemand ſeyn, der ſie nicht ſchon, wenn auch nur bei geringen Anläſſen, einmal geführt hätte; und wenn auch nicht laut, doch ſtill in ſeinen Bemerkungen über den Unerkenntlichen. Auch erleben wir ja oft genug Beiſpiele ſo ſchändlichen Undanks, daß Menſchen, ſtatt ſich zu begnügen Wohlthaten auch nur zu vergeſſen, dieſelben mit der entſcheidendſten Bosheit und Feindſchaft vergolten, empfangene Freuden mit Unglück bezahlt haben. Wir haben Beiſpiele genug, daß Perſonen, wenn ſie aus ihrer Dürftigkeit in höherm Wohlſtand oder aus ihrer Niedrigkeit zu angeſehenen Aemtern gelangten, ſich nicht nur ihrer ehemaligen treuen Freunde und Wohlthäter nicht mehr erinnerten, ſondern ſich ihrer auf die empörendſte Weiſe ſchämten und Freude daran fanden, dieſe nun zu unterdrücken und zu ſtürzen.

So abſcheulich aber auch das Verbrechen der Undankbarkeit ſeyn mag, iſt doch von der andern Seite gewiß, daß die Wohlthäter oft ſelbſt die meiſte Schuld am Entſtehen dieſes ſchwarzen Laſters haben. Und obgleich die Schändlichkeit des Unerkenntlichen niemals zu entſchuldigen iſt, tritt gar oft der Fall ein, daß im Grunde der Wohlthäter niemals einen Dank verdient hat.

Dienſte und Gefälligkeiten zu erweiſen, iſt meiſtens ſehr leicht. Was andern oft von großem Nutzen iſt, koſtet uns geringe Mühe, einen Gang, ein Wort, einen Buchſtaben. Wer ſollte es nicht thun? Man iſt gern zu allem bereit, was keine Aufopferungen erfordert, die allzuempfindlich ſind. Man wird um ſo williger dazu, weil es doch auch heimlich den Stolz ſchmeichelt, wohlthätig gewirkt haben zu können; weil es die Selbſtzufriedenheit vermehrt, zu wiſſen, andere ſind uns mehr ſchuldig als wir ihnen. — Genug, wenige Menſchen werden ſeyn, die nicht eingeſtehen müſſen, es ſey ihnen meiſtens ſehr leicht geweſen, Wohlthaten zu erweiſen. Oft hätte ſie dazu, wenn auch nichts

anders, doch perſönliche Zuneigung zu den Perſonen, oft auch Pflichtgefühl, wie z. B. Eltern gegen Kinder, oder Beamtete gegen ihre Untergebenen, oft auch bloßes Mitleiden dazu gereizt, oder Ueberdruß am Quälen und Bitten deſſen, der geholfen zu haben wünſchte.

So leicht es aber auch ſeyn mag, Gefälligkeiten und Wohlthaten zu leiſten, nicht ſo leicht iſt es, ſie mit derjenigen Würde und Zartheit zu leiſten, die dem edeln Gemüthe des Weiſen und Chriſten geziemt.

Schon dies verräth überhaupt von Seiten des Wohlthäters wenig Zartgefühl und Gerechtigkeitsſinn, wenn er ſich aus dem ein großes Verdienſt macht, was ihm doch wenig Mühe und Aufopferung koſtete; wenn er ſogar dasjenige, was er vielleicht ohnehin verpflichtet war zu thun, dem andern hoch anrechnet. Dergleichen geſchieht im bürgerlichen Leben nur allzuhäufig. So iſt mancher von Amts wegen verbunden, dieſem oder jenem auf öffentliche Unkoſten hülfreich zu werden. Und ob er gleich nur das

Werkzeug des Staates, nur der Ausſpender fremden Gutes war, meint er dennoch, ihm beſonders gebühre die zu erweiſende Dankbarkeit des Empfängers. Ein anderer hilft, von Amts wegen, irgend einem Verdienſtvollen zu einer Stelle, oder bringt ihn dazu mit Glück in Vorſchlag. Er that vielleicht nichts dabei, als was er ſchlechterdings mußte, um kein treuloſer Beamter zu ſeyn. Es koſtete ihm die Erfüllung dieſer Pflicht wenig. Vielleicht lag es nur an ſeiner Empfehlung, um ſeinen Zweck zu Gunſten dieſer oder jener Perſon zu erreichen. Es mag wahr ſeyn, daß der, dem geholfen ward, dadurch zu Anſehen, Wohlſtand und Ehre gelangte. Aber wie thörigt, ſich nun als Urheber des fremden Glücks anzuſehen und zu erwarten, daß eine der Größe deſſelben angemeſſene Erkenntlichkeit den Empfänger beſeelen werde! — Nicht das, o du Thor, was du gabſt, ſondern die Mühe und Aufopferung mit der du halfſt, iſt eigentlich dein wahres Verdienſt bei der Wohlthat geweſen.

Wenn der gerechteſte Maasſtab unſeres Verdienſtes bei Erweiſung von Gefälligkeiten und Dienſten, nicht eigentlich der Werth und Vortheil iſt, der

aus der erwieſenen Hülfe für den andern entſteht, ſondern unſere Geſinnung, unſere Aufopferung iſt, die wir dabei hatten: ſo wird in den meiſten Fällen unſere Anſprache auf Erkenntlichkeit äußerſt klein ſeyn. Denn wie können wir Dankbarkeit erwarten, wo wir ſelbſt im Grunde aus uns nichts leiſteten? Dankbarkeit, wo wir nur die Forderungen unſerer eigenen Naturtriebe, oder unſerer beſondern Liebe für einen oder andern Menſchen befriedigten? — So beſchwerlich auch einer Mutter die erſte Verpflegung und Erziehung ihrer Säuglinge ſeyn mag, wird ſie jemals Anſprüche auf Dank dafür von Kindern machen, denen ſie ſolches theils aus Pflichtgefühl, theils aus Bedürfniß und Reiz angeborner mütterlicher Liebe that? Matth. 5, 46.

Noch geringer wird für jeden Wohlthäter der Anſpruch auf Erkenntlichkeit ſchon dadurch, wenn er überhaupt Anſpruch auf Erkenntlichkeit macht. Denn wohlthun, um wieder zu bekommen, heißt nicht wohlthun, nicht gütig, oder verdient um den andern ſeyn, ſondern einen bloßen Tauſch von Gefälligkeiten für Gegengefälligkeiten

anbieten. Hätteſt du bei Erweiſung deiner Dienſte dem andern deine Abſicht offenbart, wer weiß ob er den Tauſch angenommen haben würde? ob er nicht vielmehr gegründete Urſach gehabt hätte, deine vermeinte Freundſchaft abzuweiſen. Wer da gibt, um wieder zu empfangen, von dem darf geſagt werden, was Jeſus Chriſtus von jedem Heuchler ſagt: Wahrlich er hat ſeinen Lohn dahin. Matth. 5, 5.

Prüfen wir uns nur, ob wir bei Erweiſung von Gefälligkeiten nicht ſchon die heimliche Hoffnung oder Abſicht auf Vergeltung hegten? — Hatten wir ſie nicht: wie können wir uns dann über Undank und Vergeſſenheit beſchweren? Wir wollten ja aus unſerer Hülfleiſtung dem andern keine Schuld machen, die er früher oder ſpäter wieder abtragen ſollte. Nährten wir aber ſolche Abſicht, ſo hatten wir großes Unrecht, dem andern, ohne ſeine Einwilligung, eine Schuld aufzubürden, die er vermuthich zurückgewieſen hätte. Denn es iſt jedem, der empfängt, angenehmer die Bedingungen zu kennen, unter welchen er annehmen ſoll, als zu erwarten, was dereinſt der

andere dafür in ſehr ungelegener Zeit fordern könnte.

Gegen irgend jemand aus heimlichem Eigennutz gütig ſeyn, heißt nicht gegen ihn, ſondern gegen ſich ſelbſt gütig handeln. Aber dieſe Art der Dienſtleiſtung iſt nicht nur ohne allen Tugendwerth, ſondern ſogar unedel. Denn unſer verſteckter Eigennutz nimmt öffentlich den falſchen Schein der Großmuth und Wohlthätigkeit an, und brüſtet ſich mit einem Adel, der ihm keineswegs gebührt. Wir denken ſelbſtſüchtig, und handeln heuchleriſch! —

Sollte auch bei vielen, die ſich wirklich freuen einem andern nützlich zu werden, anfangs gar keine eigennützige Berechnung der Grund ihrer Freundſchaftsbezeugungen ſeyn: ſo pflegen ſie ſich doch nachher oft ihres ganzen Verdienſtes wieder ſelbſt zu berauben, wenn ſie, bei irgend einem Anlaß Vergeltung fordern, an die ſie zuerſt nicht gedacht hatten; oder, was eben ſo übel iſt, wenn ſie dem, der von ihnen Hülfleiſtungen empfangen hat, unaufhörlich zu verſte-

hen geben, wie viel er ihnen zu verdanken habe?

Dieſe Art zu denken iſt niedrigen Seelen ſehr eigen. Es iſt der Ausbruch pöbelhaften Stolzes, der ſich durch die Demüthigung des andern für die Gefälligkeiten bezahlt macht, die ihm erzeigt wurden. Wer dem andern eine geleiſtete Wohlthat vorrückt, ſpricht ihn von aller Dankbarkeit los. Denn er verwandelt die Wohlthat für ihn in eine ſchmachvolle Laſt; er wiegt das Gute nun auf mit dem Uebel, welches er daraus für das Herz des andern gemacht hat. Er iſt kein Wohlthäter, ſondern ein Gläubiger der ſchändlichſten Art, welcher nur hinlieh auf unbeſtimmte Zeit, und dann in der böſeſten Stunde die Zahlung begehrt. Er hat ſeinen Lohn dahin!

Doch zu dergleichen Geſinnungen wird ſchon ein hoher Grad von Niederträchtigkeit vorausgeſetzt. Nicht leicht fällt ein Menſch von nur einigem Zartgefühl in ſo grobe Fehler. Aber leichter verzeihen ſichs viele, ihre Wohlthaten und Gefälligkeiten, die dem und dieſem erwieſen

wurden, an andern Orten bekannt zu machen; ſich des auf kluge Art zu rühmen, als ſollte es gar nicht Selbſtlob ſeyn. Nur zu häufig hört man dieſe feine, leiſe Pralerei von Verdienſten, die man um andere habe. Und iſt ſolches Selbſtpreiſen in der That wohl von jener groben Aeußerung des Stolzes verſchieden, demjenigen, der Wohlthaten empfangen hat, ſie unmittelbar ſelbſt aufzurücken und vorzuwerfen? — Wenn du Allmoſen gibſt, ſprach Jeſus: ſollſt du nicht laſſen vor dir poſaunen, wie die Heuchler thun in den Schulen und auf den Gaſſen, auf daß ſie von den Leuten geprieſen werden. Wahrlich ich ſage euch, ſie haben ihren Lohn dahin? Matth. 6, 2. Diejenigen, welche ihre Verdienſte ſelbſt verkündigen, ſind ihnen gleich. Auch ſie demüthigen den, der das Unglück hatte, von ihnen freundliche Dienſte anzunehmen, aber ſie demüthigen ihn nicht nur in ſeinen eigenen, ſondern auch in anderer Augen. Ja, ihre Art des Selbſtruhms iſt noch gefährlicher als wenn ſie dem, um welchen ſie ſich verdient machten, ihre Wohlthat perſönlich aufrücken. Denn ihm dürfen ſie nicht mehr vorwerfen, als ſie wirklich thaten; pralen ſie aber damit an andern Orten,

ſo fügt ihre Eitelkeit zur Pralerei auch noch gern eine verſchönernde Lüge, oder Uebertreibung. Sie rühmen ſich wohl noch Handlungen, die ſie nie begangen haben. Sie vernichten nicht nur ihr ganzes Verdienſt, wenn ſie ein ſolches um das Glück des Nebenmenſchen hatten, durch die Unbeſcheidenheit mit der ſie es in Geſellſchaften weltkundig machen, ſondern begraben es unter dem Laſter der Lüge und Verläumdung. Nicht leicht ſpricht jemand von erwieſenen Wohlthaten, ohne daß ſein Herz von mehrern Laſtern zugleich beſudelt wäre.

Wohlthaten erweiſen, die uns äußerſt ſchwer fallen zu thun, dann jedem und ſelbſt dem Empfänger auf ewig die Hand, welche gibt, verbergen — dies heißt mit chriſtlicher Seelengröße wohlthun und gütig ſeyn.

Nur allzuſelten findet man ſolche Seelengröße bei gewöhnlichen Wohlthätern. Und wenn ihre Abſichten auch ziemlich rein wären, ſehen ſie doch nicht ungern, daß der es bemerke, dem ſie beiſtehen. Oft aber verſtehen ſie ſo wenig die edle Kunſt des Wohlthuns, daß ſie mit der gleichen Hand rauben, mit der ſie geben, verwunden, mit der ſie heilen.

Dies geſchieht, wenn ſie bei irgend einer Hülfleiſtung durchaus dabei das Zartgefühl des Empfängers nicht ſchonen. Sie geben ſo ohne Liebe mit ſolcher wegſtoßenden Kälte, daß die Gabe für den Empfänger allen Werth verlieren muß. Die Gabe wird gleichſam zum Loskauf vom widerlichen Anblicke des Empfängers. — Sie helfen, aber mit ſolchem Gepränge, daß der Beſchenkte von der Eitelkeit des Helfers in eine Verlegenheit geſetzt wird, die quälender iſt, als die erſte Noth. — Sie helfen, aber vielleicht erſt nach ſo vielen Vorwürfen, daß ihre Gabe ein geringer Troſt für den Schmerz des durch ihre Unvorſichtigkeit zerriſſenen Herzens iſt. — Sie helfen, aber mit ſolchem Hochmuth, daß der Geholfene erſt in dieſem Augenblick die ganze Hilfloſigkeit ſeiner Lage erblickt, weil ſie ihn nöthigt von einem den unwürdigſten Beiſtand annehmen zu müſſen. — Sie helfen, aber ſo unedel, daß ihre Wohlthat keine ſtummdankende Freudenthräne, ſondern nur die Thräne verbiſſenen Schmerzes, ohnmächtigen Unwillens erpreßt.

Dürfen ſolche Wohlthäter jemals mit Recht über menſchlichen Undank klagen? haben ſie ſich

nicht ſchon ſelbſt auf eine unanſtändige Weiſe bezahlt und den Geholfenen von aller Verpflichtung frei gemacht? Wie, wenn dieſe Scheinheiligen dann noch für ihr Allmoſen mehr fordern, als der Dienſt werth war, den ſie leiſteten? wenn ſie verlangen, daß der, dem ſie halfen, nun der knechtiſche Schmeichler ihrer Meinungen, ihrer Launen ſeyn ſoll und keinen andern Willen haben dürfe, als ſie? Wenn ſie begehren, er ſolle die Kleinigkeit, die ſie ihm von ihrem Ueberfluß hinwarfen, mit ſeiner ganzen Unabhängigkeit, mit den größten Aufopferungen, vielleicht mit Gegendienſten bezahlen, welche Gewiſſen und Redlichkeit verletzen? — Wie wenn ſie verlangen, er ſolle lebenslänglich ihre Kreatur ſeyn, oder ihn verfolgen, ſobald er in Stand geſetzt iſt, ſich ſelber zu helfen; ihn zu verderben ſuchen, wenn ſeine Umſtände ihren Schutz überflüßig machen. —

Haben dieſe Elenden, welche ſich rühmen, Wohlthäter zu ſeyn, ein Recht, den Vorwurf des Undanks zu machen? — Nein, ſie haben ihren Lohn dahin! Sie hatten nie Güte bewieſen; ſondern nur ſich, nur ihren Stolz, nur ihren Eigennutz, nur ihre Herrſchſucht im Auge gehabt.

Mit einem ſchnöden Allmoſen wollten ſie Seelen kaufen.

O Gott, mein Gott, du liebender Wohlthäter, dem ich alles ſchuldig bin und doch nie danken und vergelten kann; der du in undurchdringlicher Verborgenheit von mir wohnſt, und immer gibſt, ich ſey würdig oder unwürdig deiner Huld! o Vater, Vater, dem ich nachahmen ſoll — du weißt es, wie ſelten es geſchah! wie ſelten ich ein wahrer, reiner Freund meiner Freunde, ein reiner Wohlthäter meiner Nebenmenſchen geweſen bin! — Auch ich fehlte oft in der edeln Kunſt des Wohlthuns, und gab und half nicht immer wie ich ſollte. Aber nun ſtehen meine Irthümer hell vor mir — ich will ſie fliehen. Ich will helfen und dienen, wie dein Sohn mich gelehret hat; allezeit ſtumm und ohne Gedächtniß für das, was ich andern leiſte, ihnen ſelbſt verborgen, wie du mir. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Sechsundzwanzigſter Sonntag, am 27 Juni 1813.

Schon lange wachten bange Sorgen
In meiner Bruſt;
Schon lange führte mir kein Morgen
Zurück die ſonſt empfundne Luſt.

Ich ſehe meinen Wohlſtand ſinken,
Mein Glück entflieh'n,
Und Armuth mir und Kummer winken,
Und keine einzige Hoffnung blüh'n.

Willſt du mich Gott, mein Gott, verlaſſen?
Und ſoll ich denn
Spott werden derer, die mich haſſen,
Gemieden von den Glücklichen?

Ach, hätt' allein nur ich zu weinen —
Ich trüg' es noch!
Doch Armuth droht nun auch den Meinen —
Dies macht zu ſchwer des Kummers Joch!

Abnahme des häuslichen Wohlſtandes.

Philipp. 4, 12.

Es iſt in unſern Tagen gar nichts Ungewöhnliches, die angeſehenſten Familien plötzlich in Verfall gerathen zu ſehen. Wie viele der reichſten Häuſer ſind gezwungen worden, ſich einzuſchränken! Wie viele bemittelte Perſonen ſind in ihren Glücksumſtänden ſo weit zurückgekommen, daß ihnen faſt nicht mehr blieb, womit ſie ſich und die Ihrigen ernähren konnten!

Eine Urſach dieſes erſchütterten Glückswechſels liegt in den traurigen Zeitläuften. Vieljährige alles verwüſtende Kriege, die Entzweiung der größten Völker, welche ſich ehemals gegenſeitig mit ihren Kräften im Handel und Wandel unterſtützten, die Trennung ganzer Welttheile zerſtörte einen großen Theil der ſonſt reich dahin ſtrömenden Quellen des Wohlſtandes, und zwang beinahe zu einer allgemeinen Veränderung der Erwerbsmittel. Aber nicht alle Schuld des Unglücks darf den Zeitumſtänden beigemeſſen werden; auch die Menſchen ſelbſt, welche nicht lernen wollten ſich in die Zeit ſchicken, haben oft viel zur Zerrüttung ihres Vermögens beigetra-

gen. Sie ſahen den Sturm der Zeit kommen und verheeren; ſahen wie unter ſeiner Gewalt nicht nur einzelne wohlhabende Familien, ſondern ganze Königreiche zu Grunde gingen: und dennoch fuhren ſie fort in alter Sorgloſigkeit nachläſſig dahin zu leben, als wären ſie vor jeder Gefahr geborgen. Sie fühlten endlich, wie ihr Wohlſtand erſchüttert ward, wie ihr Vermögen litt; aber bisheriger Bequemlichkeiten gewohnt, mogten ſie dieſelben und ihren Aufwand dafür nicht mindern. Ein falſcher Stolz hielt ſie zurück. Andere ſuchten ſich mit gewagten Unternehmungen verzweifelungsvoll zu retten, trauten zu leichtſinnig auf die Gunſt eines bloßen Glücksſpiels, eines unwahrſcheinlichen Zufalls, und kamen dadurch nur in noch ſchrecklichere Lagen. Viele opferten Ehre, Redlichkeit und Gewiſſen auf, um ſich zu retten — die Thoren! und bedachten nicht, daß eben dieſe verruchten Mittel ihren Untergang nur beſchleunigen, und tiefer und hülfloſer machen mußten! — Andere kamen mehr durch Kurzſichtigkeit und allzugroßes Vertrauen auf Menſchen in die verderblichſten Verhältniſſe. Ihr Herz blieb rein, aber ſie hatten in der Anſicht Dinge, in der Berechnung der Umſtände geirrt. — Andere

gingen unter, weil weder Tugend, noch Klugheit, noch Fleiß, noch Redlichkeit hinreichten, ſie vor Verarmung zu ſchützen, da der allgemeinere Mangel des Erwerbs, und weil ſich viele in ihren bisherigen Ausgaben einſchränkten, ſie um Nahrung und Verdienſt brachte.

In der That, es iſt für einen würdigen Hausvater, für eine rechtſchaffene Hausmutter ſchmerzvoll, ſich einer dürftigen Lage preis gegeben zu ſehen, während man vorher vieler Lebensannehmlichkeiten gewohnt geweſen. Es iſt ſchmerzvoll, oft in wenigen Tagen nun die ganze Frucht ſeines Lebensfleißes vernichtet, und was der Gewinn langer Arbeiten, vieler Sorgen, großen Kummers geweſen, ohne Rettung wieder verſchwunden zu ſehn. Es iſt noch ſchmerzvoller, wenn ſolch ein hartes Schickſal erſt in ſpätern Jahren eintritt, wo der unternehmende Muth fehlt, und eine mühſelige arbeitsvolle Jugend mit einem dürftigen Greiſenthum vergolten wird. Es iſt noch ſchmerzvoller, wenn mit der Abnahme des Vermögens zugleich die goldnen Hoffnungen abnehmen, welche man für ſeine Kinder hatte, für die man es ſich unendlich ſauer werden ließ.

Mit dem Augenblick, da es bekannt wird, wie eine Familie in ihren Glücksumſtänden zurückgekommen iſt, ändert ſich auch für ſie die ganze Welt umher. Die Menſchen, wie ſie nun gewöhnlich ſind, nehmen einen andern Ton gegen die Unglücklichen an. Zwar die Edlern unter den Mitbürgern bleiben auch dann noch edeldenkend, und ſuchen mit zarter Schonung und Liebe das Schickſal der Leidenden zu mildern. Ihre alte Hochachtung vermindert ſich darum nicht, daß weniger Reichthum mehr vorhanden iſt. Nun tritt der Dankbare freudig hervor und ſucht würdig zu vergelten, was ihm einſt von den jetzt Geſunkenen Liebes geſchah. Nun tritt der hervor, welcher einſt, weil er gering war, überſehen ward mit ſeiner ſtillen Anhänglichkeit, er tritt hervor, um ſich als wahrer Freund zu zeigen. Aber hundert andere ehemalige Freunde wenden der verarmten Familie in gleicher Zeit den Rücken. Die, auf welche man am ſicherſten zählte, ſind jetzt am treuloſeſten. Die, gegen welche man ſonſt am uneigennützigſten handelte, ſind jetzt die Schnödeſten und vermehren hartherzig das Uebel durch ihre Selbſtſucht. Andere, ehemals neidiſch, pralen jetzt ſchadenfroh, und freuen ſich heimlich oder laut des

Unfalls; bedauern vielleicht, daß er nicht noch größer iſt, und werfen giftige Pfeile aus mit ihrem verläumderiſchen, höhnenden Geſchwätz gegen die Geſunkenen.

Nicht jeder iſt ſtark genug, ſolch ein Verhängniß mit chriſtlicher Faſſung zu ertragen. Viele haben ſich in ſolchem troſtloſen Zuſtande der Verzweifelung zum Raube hingegeben. Andere haben den Reſt ihres Lebens kleinmüthig mit Gram und vergeblicher Sorge verbittert, ihre Geſundheit geſchwächt, und damit zum Nachtheil ihrer Angehörigen, unmerklich ihr Leben verkürzt.

Aber was iſt in ſo traurigen Fällen Weisheit, wenn man vor den Trümmern ſeines Vermögens daſteht, und ohne Ausſicht, jemals das Untergegangene wieder herſtellen zu können? Wo findet man die verlorne Heiterkeit wieder, wenn man die Sorg und Mühe eines ganzen Lebens vereitelt ſehen muß, wie kann man wieder häuslich glücklich, zufrieden, ruhig werden, wenn man doch ſeine Kinder in einer mittelloſen Lage, und ſich ſelber auf allen Seiten zurückgeſetzt erblickt? — Nein, da iſts ſchwer, da unmöglich, wieder des Lebens innig froh zu ſeyn, wie ſonſt. Da hilft keine Weisheit

der Weiſen, als Troſt gegen Armuth und Verachtung; und die beſten Grundſätze werden wirkungslos, wenn man ſich aus der friedlichen Ruhe in den Sturm, aus dem Paradies häuslichen Glücks ins Elend hinaus geſchleudert ſieht.

Wie? kein Troſt? keine Rettung? Unmöglich wäre die Wiederherſtellung ehemaligen Friedens und der alten Heiterkeit? — Nein, du irrſt, Unglücklicher, weil die Sprache, welche du itzt führſt, beweiſet, daß du noch nie weiſe geweſen biſt vorher. Du rühmteſt dich ſonſt einer Religion, aber du hatteſt noch keine Religion. Darum mußte das Unglück kommen, und das Trübſal mußte dich ernſt in die Unterweiſung nehmen: es gebe noch etwas Höheres, als Geld, Gut und Anſehen! — Du warſt bisher noch kein Chriſt. Wäreſt du es von Herzen geweſen, würdeſt du heut mit jener Hoheit ſprechen können, in welcher Paulus den Philippern ſprach: Ich kann niedrig ſeyn und kann hoch ſeyn; ich bin in allen Dingen und bei allen geſchickt, beides ſatt ſeyn und hungern, übrig haben und Mangel leiden. Philipp. 4, 12.

Du, den der Verluſt deines Wohlſtandes ohne

Unterlaß quält, Harmvoller, Kleinmüthiger, du warſt noch kein Chriſt, ungeachtet man dich in Kirchen beten ſah, und voller Ehrerbietung gegen Gott in deinen Geſprächen. Du warſt noch kein Chriſt, ungeachtet du dich ſelbſt oft und gern mit dem Regenten des Weltſchickſals in Andacht unterhalten konnteſt, und die Deinigen zu einem gottgefälligen Lebenswandel erzogſt oder anhieltſt. Du warſt nicht, was du dir ſelbſt geſchienen haſt, weil du noch einen viel zu großen Werth auf äußere Glücksumſtände geſetzt haſt, als wenn ſonſt keiner Zufriedenheit, keine innere Seligkeit des Gemüths gedenkbar wäre. Wer nicht im Stande iſt, alles zu verlieren, und doch dabei ſeine Heiterkeit und Seelengröße zu behalten, der war noch nicht in Jeſu Sinn und Geiſt eingedrungen. Es iſt gut, daß ihn das Schwerſte überfalle, damit er das Vergängliche nicht mehr höher ſchätze, als das geſchätzt werden muß, was vergänglich iſt.

Andere haben in dieſen unruhvollen Zeitläuften wohl mehr eingebüßt, als du, und ſind ſtärker, muthiger, Gott ergebener geblieben, als du, in deinen Unfällen. Fürſten ſind von ihren Thronen gefallen, und haben in ruhmloſer Dunkelheit die

Erhabenheit ihrer Denkart bewährt. — Herren und Große ſind aus ihren Palläſten getrieben und gezwungen worden, ihr Daſein durch fremde Mildthätigkeit zu friſten; in fremden Landen kümmerlich ihren Aufenthalt zu ſuchen, Verzicht zu thun auf Wohlleben, Glanz, Ruhm und Ueberfluß, wozu ihre Herkunft, ihr Rang, ihr erworbenes und reichererbtes Vermögen ſie zu berechtigen ſchien. Aber mit hohem Sinn haben ſie getragen, was ſich nicht ändern ließ. Sie haben gelernt: es waltet über die Ordnungen der Welt eine unſichtbare, mächtige Hand, die den Reichen ſtürzt, den Armen begütert, die den Hohen in den Staub ſchleudert und den Niedrigen erhebt.

Ich kann niedrig ſein und kann hoch ſein; ich bin in allen Dingen und bei allen geſchickt beides, ſatt ſein und hungern, übrig haben und Mangel leiden! So ſpricht und denkt der Chriſt, erhaben über alle Spiele des irdiſchen Glücks, und beweiſet, was er denkt, im Thun ſeines Lebens. So geh' denn hin, und werde desgleichen. —

Faſſe Muth. Gewöhne dich vor allen Dingen deinem Unglück, es möge nun fernher drohen oder ſchon vor dir ſtehn, zu allen Zeiten unerſchrocken

ins finſtre Antlitz zu ſchauen. — Mache den Anfang damit, den Zuſtand deines zerrütteten Vermögens in allen Verhältniſſen zu erkennen, und zu erforſchen, was dir bleibt, wenn du alles verlierſt und hingiebſt, was nicht dein Eigenthum iſt.

Es hat viele in größeres Verderben geſtürzt, daß ſie keinen Muth beſaßen, ſich mit ihrer wahren Lage zur rechten Zeit bekannt zu machen, daß ſie immer über ihre Glücksumſtände im Dunkeln zu bleiben, und ſich und andere mit falſchen Hoffnungen zu täuſchen ſuchten. Dies Schwanken verlängerte nur ihren qualvollen Zuſtand, ſtatt ihn zu mindern. Sie verloren alle Heiterkeit und mußten doch in ihren Geberden eine ſolche vor andern heucheln. Sie waren ſchon ſehr unglücklich und mußten doch auf Mitleid und Hülfe Verzicht thun. Sie griffen nach Rettungsmitteln umher, aber verſchlimmerten mit denſelben ihren Zuſtand, und riſſen andere, rechtſchaffene, unſchuldige Familien mehr oder weniger mit ſich in den Abgrund!

Beſtelle dein Haus. Mach dich mit allem Schlimmen deiner Lage vertraut. Erſt wenn du

weiſst, wie weit es mit dir gekommen iſt, kannſt du mit Sicherheit wählen, wie größern Uebeln vorzubeugen wäre. Wie es aber auch um dich ſtehen möge: rette, wenn nichts mehr zu retten iſt, dein Gewiſſen, deine Ehrlichkeit! Dann iſt der Friede deines Gemüths geborgen für immer. Du darfſt muthig jedem Rechtſchaffenen ins Auge ſehen. Denn Unglück iſt kein Verbrechen; Armuth keine Schande. Du wirſt die Achtung deiner Mitbürger behalten, und des Beifalls Gottes ſicher ſein. Siehe, und wenn du nichts mehr haſt: dies wird dein Segen ſein, welcher dir früher oder ſpäter wieder emporhilft; dies der Segen, der deinen Kindern einſt wieder Wohlſtand bringt.

Verzögere keinen Augenblick, nach Erkenntniß deiner Umſtände, dein Hausweſen, ihnen gemäß einzurichten. Laß den falſchen Stolz fahren. Noch nie iſt ein Menſch durch Wahrhaftigkeit und beſcheidenen Sinn elend geworden. Aber Stolz hat ſchon manchen zum tiefſten Fall gebracht. Entferne ihn. Dann wirſt du den Glückswechſel mit jener Seelengröße tragen, die über alle Unbill der Zeiten hinwegſchaut. Im Schiffbruch geht der Verzagende

am früheſten unter. Der Muthige bewahret Beſonnenheit und erhaſcht das ſchwimmende Bret, welches ihn im wilden Spiel der Wogen ans feſte Land führt. Wer mit Gott und Vorſehung iſt, den rettet Gott und Vorſehung!

Schränke deinen bisherigen Aufwand mit weiſem Ernſt ein, angemeſſen deinen jetzigen Einkünften. Verbanne die falſche Schaam; denn nicht das einfachere Leben ſchmerzt dich ſo ſehr, als daß du durch deine Einſchränkungen die Lage deiner Umſtände verräthſt. Aber habe den Muth, gerecht gegen dich und die Deinigen zu ſein; habe den Muth ehrlich und wahrhaft zu ſein. — Es iſt keine Schande, in Zeiten, wie die gegenwärtigen, vieles zu entbehren, was ſonſt erfreuen könnte. Sparſamkeit hat noch nie entehrt; vielmehr ſie erwirbt Achtung und Zutrauen; ſie ſtellt das Zerrüttete wieder her. — Deine Vorfahren gewannen, weil ſie arbeitſam und enthaltſam zugleich ſein konnten. Ihre Einkünfte mußten ſteigen, da ihre Ausgaben gering blieben. Aber leichtſinnige Fortſetzung eines unverhältnißmäßigen Aufwands in Geräth und Kleidern, Speiſen und Getränken, in Theilnehmung an koſt-

ſpieligen Vergnügungen und Unternehmungen wird dich früher oder ſpäter mit gerechten Vorwürfen deiner Hausgenoſſen, mit dem Unwillen deiner Mitbürger, mit der Verachtung deines Gewiſſens geiſſeln. —

Arbeite und entbehre! Dies ſind die Mittel, mit denen du dich wieder aufſchwingſt und von andrer Hülfe unabhängig machſt. Das ehemalige Wohlleben, welchem du entſagſt, und dem du endlich in deinen Umſtänden doch einmal entſagen mußt, wird dir nie ſo innige Freuden gewährt haben, als jetzt deine heldenmüthige Entſchloſſenheit bei kärglicher Koſt, und einfachen Kleidern und Geräthen giebt.

Rette, und wenn du alles verlieren ſollſt, die Reinheit deines Gewiſſens, eine unbefleckte Redlichkeit! Dann haſt du das Edelſte behalten, du haſt deinen eigenen beſſern Werth nicht verlohren.

O es iſt etwas Groſſes um den Stolz eines unerſchrockenen guten Bewußtſeyns! dies macht uns in der Niedrigkeit erhaben; im Trübſal heiter; in allen Verfolgungen des Glückes ſtark; und giebt in den ſchwerſten Lebensſtunden Zuverſicht auf Gott.

Mit welchem Vertrauen darf der gewiſſenloſe Betrüger, der abſichtliche Verräther fremden Gutes, ſein Auge zu dem erheben, der alles lenkt, der da gerecht richtet und keine Sünde ungeſtraft, keine Tugend unbelohnt läßt? — Rette die Reinheit deines Gewiſſens, dann, Chriſt, wirſt du Chriſti großes Wort verſtehen, als er ſprach: Was hälf es dem Menſchen und wenn er die ganze Welt (durch Unredlichkeit) gewönne, und Schaden litte an ſeiner Seele? Es kömmt die Zeit, da ſein Gewinn wieder zerſtäuben und ſein Verbrechen an das Tageslicht treten muß. Was half ihm denn, daß er für einen Schatten, das Letzte und Heiligſte geopfert hatte, was nie ein Sterblicher veräußern darf?

Rette die Reinheit deines Gewiſſens! deine Unſchuld wird dich mitten im Unglück ehrwürdig machen; die Schadenfreude wird erröthen, die Verläumdung verſtummen müſſen. — Es werden viele, die dich vormals nicht kannten, oder dich, während du noch in beſſern Umſtänden lebteſt, wohl gar mißkannten, nun höher ſchätzen lernen. Sie werden für dich das Wort reden. Sie werden, unaufgefordert, von deiner Unſchuld, deiner

Standhaftigkeit bewegt, dir eine hülfreiche Hand zu bieten ſtolz ſein. Denn, o vergiß es nie! man kann einen Mächtigen haſſen; man kann ſich zum Sturz eines Großen verſchwören, man kann den reichſten Thoren verachten; man kann die ſeltenſte Schönheit unliebenswürdig finden: aber der Gerechte zwingt auch ſeinem Feinde Achtung ab, und die Unſchuld entwaffnet endlich den Grimm des Unverſöhnlichen. Gott und Vorſehung ſind mit ihm! Die Siege der Tugend ſind immer unzweifelhaft und ſollten ſie erſt über dem Grabhügel des Verkannten vollendet werden.

Es iſt etwas Gewöhnliches in unſerer Zeit, bald hie, bald da unter unſern Mitbürgern die Abnahme des häuslichen Wohlſtandes wahrzunehmen. — Aber noch gehört es zu den Seltenheiten, Männer zu ſehen, Chriſten, Chriſtinnen, die beim unverſchuldeten Zertrümmern ihres Vermögens getroſt bleiben und zu rechter Zeit die nöthigen Anſtalten treffen, daß kein andrer durch ihr Unglück leide. Es gehört zu den Seltenheiten, Chriſten, Chriſtinnen zu ſehen, die ſich mit Gelaſſenheit vom Glücke alles rauben laſſen, was zu retten außer ihrer Gewalt liegt — aber, hinwegblickend vom vergänglichen

Staube, mit hoher Zuverſicht das Unvergängliche halten; die mit Jeſu Chriſto, ihrem göttlichen Führer, in edler Weltentſagung, Armuth, Schmach und Hohn tragen; mit Paulus ſagen können: Ich kann niedrig ſein und kann hoch ſein, ich bin bei allen Dingen und in allen geſchickt, beides, ſatt ſein und hungern, übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Chriſtum.

Welches denn auch mein Loos ſein möge, „Chriſtus Jeſus, laß mich mächtig ſein durch dich; durch deine Weisheit, durch deine heilige, Welt und Menſchenvorurtheil, Leidenſchaft und Grab überwindende Kraft! — Und giebt mir mein Gewiſſen frohes Zeugniß, und biſt du mit mir, o Gott, der du keinen verſäumen und verlaſſen willſt, wer will dann wider mich ſein? — Bleib mir, o auch mir, mit deiner Macht und Gnade. Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Siebenundzwanzigſter Sonntag, am 4 Juli 1813.

Wunderbarer Gang der Dinge,
Den des Menſchen Hand nicht lenket,
Du Geheimniß unſers Lebens,
Das wir hohes Schickſal nennen,
Welch ein Menſch begreifet dich?
Du erhebſt vor unſern Augen
Hier den Uebelthäter, ſtürzeſt
Dort die Unſchuld; und der Nachwelt
Wächſt ein unverdienter Segen,
Aus der Zwietracht, aus dem Jammer
Und dem Blut der Vorwelt auf!
Wird dies Räthſel,
Dort ſich lößen?
Soll ich folgen
Meinem Schickſal?
Darf ich mich ihm anvertrauen?
Oder gehts in ſtarrer Blindheit
Ohne Herz und ohne Seele
Ueber Tod und Leben hin?

Das Schickſal der Völker.

2 Kor. 4, 8.

Welche Zeiten! Welche Verhängniſſe! Welche Veränderung der Schickſale! Wieviel Jammer! Wie ſoll das enden? Warum ſoviel Noth? — Wacht nicht ein Gott? Warum ſo namenloſes, mannigfaltiges, unverdientes Elend? Hat ſeine Vaterliebe uns nicht gerufen, daß wir auf ſeiner Erde uns ſeiner unendlichen Güte erfreuen? — Wacht noch ein Gott, der die Herzen der Menſchen lenkt, warum des grauſenvollen Verderbens ſoviel, das Völker über Völker bringen? Wacht noch ein Gott — o warum müſſen denn tauſend und tauſend Unſchuldige verderben durch die Wildheit der Gottloſen? Was hat der Fleißige, der Sparſame verbrochen, daß ihm in einer einzigen ſchrecklichen Stunde ſein ganzes Vermögen, die ganze Frucht lebenslänglicher Anſtrengungen entriſſen werden muß? Was hat der Säugling verbrochen, der an der Mutterbruſt verſchmachten muß? Was hat der Böſewicht Herrliches und Belohnenswürdiges geleiſtet, daß ihm alle ſeine

Plåne gelingen, daß er ungeſtraft die Rechtſchaffenen zertreten, die Unſchuldigen verſpotten, den Glücklichen elend machen darf?

Ich ſehe ſchaudernd hinaus in das groſſe Råthſel der Welt, und kann es nicht löſen. Ein Sturm auf dem Meere verſenkt Schiffsflotten, und bringt den Jammer, den unausſprechlichſten in Familien, welche noch vielleicht in derſelben Stunde für ihre abweſenden Freunde beteten, und ſich ihrer glücklichen Heimkehr vergebens erfreuten. — Ein Erdbeben vernichtet Dörfer und Städte, und das Leben der beſten und edelſten Menſchen wie der ſchlechteſten, mit gleicher Furchtbarkeit. — Ein Krieg, eine Schlacht zerſtöhrt das blühendſte Land, und das eiſerne Schwerdt trieft vom Blute des Gerechten wie des Sünders? Wacht Gott noch über uns? Warum die Unbarmherzigkeit ſolcher Schickſale?

Man ſagt, das Elend und Verderben gegenwärtiger Jahre könne und werde der Nachkommenſchaft zum Segen gedeihen. Und wenn dies iſt: bleibt es darum nicht minder hart und ſchrecklich, daß das jeztlebende Geſchlecht ohne Schonung

aufgeopfert werden muß, für ein Geſchlecht, das noch nicht da iſt? Wer von uns wird es erleben, und im Glück deſſelben, Erſatz finden für das erduldete Leiden? Warum müſſen meine Wunden bluten, damit Andere fröhlich werden können? Warum muß ich Thränen des tiefſten Schmerzes vergießen, damit Andere glücklich lächeln können? Und wenn man mir gleich zum Troſte ſagen will: haben nicht auch deine Vorfahren viel für dich gelitten, auf daß du dabei gewänneſt? O warum mußten ſie denn ſo viel erdulden, damit ich deſto mehr flüchtige, frohe Stunden genöſſe?

Was ſoll ich ſagen? Wohl weiß ich, was ich gelebet habe, aber was werde ich noch erleben müſſen? Wird und kann mich denn meine Friedfertigkeit gegen die Ruheſtöhrer, meine Gerechtigkeit gegen den Ungerechten, meine Arbeitſamkeit gegen Verarmung und Dürftigkeit ſchützen können? Warum mich allein, da doch tauſend Andere, die reicher, höher, tugendhafter als ich, nicht vom belohnenden Verhängniß geſchützt, ſondern dem Kummer und Verderben zum Raub hingegeben wurden? Geht nicht das Schickſal mit eherner Bruſt über die Welt hin, und zerſtöhrt ſchuldiges

und unſchuldiges Leben, gleichgültig wen es treffen mag? — Wie räthſelhaft iſt meine Vergangenheit, wie düſter meine Zukunft. Mir iſt oft bange, daß ich noch verzagen mögte. Es gehört oft mehr, als menſchlicher Muth dazu, um in ſolchen Zeiten, wie die unſrigen ſind, mit Paulus ſagen zu können: Wir haben allenthalben Trübſal, aber wir ängſtigen uns nicht. Uns iſt bange, aber wir verzagen nicht. 2 Kor. 4, 8. Es gehört mehr, als menſchlicher Muth dazu, und doch bin ich ja nur ein Menſch!

Es iſt wahr, Du biſt nur ein Menſch; und menſchlicher Muth reicht nicht hin, allen Ungewittern des Lebens mit heiterer Stirn entgegen zu treten, und auch das Schrecklichſte ohne Verzagtheit zu erwarten. Dazu bedarf es eines göttlichen Muthes; eines Muthes, der uns von Gott ſelbſt kömmt. — Und, Kleinmüthiger, warſt du nicht ſchon in ſehr bekümmerten Lagen, in großen Nöthen, in Umſtänden, da du an allen frohen Stunden der Zukunft verzweifelteſt, und kam dir nicht Muth von Gott? Stärkte nicht Er dich, alles mit Standhaftigkeit zu tragen, was dir vom Schickſal aufgebürtet wurde?

Der göttliche Muth, durch welchen Paulus mächtig ward, zu ſagen: Uns iſt bange, aber wir verzagen nicht! — dieſe hohe Ruhe in Stürmen, die uns zu vernichten drohen, kömmt uns durch Jeſum Chriſtum, das heißt, durch den Glauben an ſein Wort, durch die erhebende Kraft der Religion. Denn das Evangelium iſt eine Kraft Gottes; ſelig zu machen. Röm. 1, 16.

Das iſt das Menſchliche in uns, daß wir vor den Gefahren zittern, die uns bedrohen; das aber iſt das Göttliche, daß wir darum nicht verzagen. Denn der Herr hat geſprochen: Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir, und meine Gnade währet dir ewiglich.

Darum ehre die Schickſale, welche dir in betrübten Zeiten die Vorſehung ſendet; ehre ſie, auch wenn ſie dir hart und ungerecht ſcheinen.

Ungerecht? — Ach, kann dies der beſchränkte Geiſt des Menſchen zum Regierer des Weltalls ſagen, vor dem Jahrtauſende nur ein Augenblick, Welten nur Staubkörnchen, Könige und Völker machtloſe Schatten ſind? — Ungerecht? Wer kennt

doch die Zwecke Gottes, daß er ſeine Verfügungen beurtheilen darf, durch welche der Allerhöchſte das allerhöchſte Ziel erreichen will? Oft mag ja auch das unwiſſende, erfahrungsloſe Kind manches in ſeinem Herzen als unrecht verdammen, was die beſſerunterrichteten Eltern thun. Aber hintennach, oft nach Wochen, oft nach vielen Jahren erſt erkennt es die beſſere Einſicht und die Güte der Eltern und ſegnet ſie. Sollten ſich gute Väter und Mütter durch das Vorurtheil unwiſſender Kinder von ihren Maaßregeln abhalten laſſen? Mit nichten. — Oder ſind Vater und Mutter immer im Stande dem ſchwachen Verſtande eines Kindes zu erklären, warum man es oft bei aller Liebe doch ſtrenge behandeln muß, und bei ſeinen Thränen und Bitten um etwas anderes ungerührt bleibt? Keineswegs. — Siehe: ſo iſt es, o Kind Gottes, zwiſchen dir und dem himmliſchen Vater. Es ſendet die Schickſale der Jahrhunderte, aber darin liegen auch die wohlberechneten Schickſale deiner eigenen Stunden eingeſchloſſen. Er ordnet das Wohl und Wehe der Völker an, aber darin auch Wohl und Weh des ärmſten Säuglings. Oder glaubſt du, daß ohne ſein Wiſſen ein Sperling

athme, oder ohne ſeinen Willen ein Wurm ſtirbt, welchen dein Fuß unwiſſend zertritt? — Vieles kann dir ungerecht in den Schickſalen ſcheinen, aber folgere nicht aus dem Schein, daß es ungerecht ſei. Ehre die Weisheit und Allbarmherzigkeit Gottes, auch da, wo dein Herz blutet, und dein eingeſchränkter Verſtand Widerſprüche und Ungerechtigkeit zu ſehen glaubt. Erinnere dich, daß auch manches Kind Widerſpruch in den Handlungen ſeiner guten Eltern und ihren Verſicherungen der Liebe zu erblicken meint, und nicht begreift, wie eine zärtliche Mutter den eigenſinnigen Wünſchen des Kindes etwas abſchlagen kann, das doch ganz unſchädlich wäre?

Ehre die Schickſale, welche Gott den Völkern ſendet, denn was den Völkern auch je begegnen wird, alles iſt Würkung einer höhern Weisheit, einer die Ewigkeit umfaſſenden Liebe. Wer ſolche Anſicht der Weltſchickſale hat, hat die Anſicht des wahren Weiſen, des vertrauensvollen Gotteskindes. Aber unfreundlich, grauſam und zugleich anmaaßend iſt es, die Leiden der Völker alle für Strafgerichte Gottes wegen der herrſchenden Sünden zu erklären. Nein, nicht alles, was

Gott verfügt, auch das Schrecklichſte nicht, iſt immer eine Strafe derer, die es trifft. Wie viele verborgene Urſachen kann die höchſte Weisheit haben, ſchwere Verhängniſſe zu verfügen, — Urſachen, welche der endliche Verſtand nicht begreifen würde, auch wenn ein Engel vom Himmel käme, ſie ihm zu offenbaren! Wer iſt vermeſſen genug, ſagen zu dürfen: dies Volk hat ſein hartes Geſchick verdient, denn es war voller Selbſtſucht, Ueppigkeit, Wolluſt, Unordnung und Uebermuth. War denn auch der ſtille, fleißige, ſparſame Hausvater übermüthig und üppig, dem die Kriegsflamme eine kaum bezahlte Hütte wegbrannte? War denn auch ſo mancher ehrwürdige Greis, welcher ohne allen Eigennutz Wohlthäter ſeiner Gegend geweſen, ſo verbrecheriſch, daß ihn das Schwerdt der Unbarmherzigen morden mußte? Was hatte denn der Säugling verſchuldet, der in der Wiege lächelnd zwiſchen Rauch und Flammen zuſammenſtürzender Häuſer umkam? Wehe, wenn Gott ſo richten wollte: wo wäre dann auf Erden ein einziges Land, welches nicht ſeiner Sünden willen untergehen müßte?

Verdamme nie mit harter Liebloſigkeit auch nur einen einzelnen unglücklichen Menſchen, noch viel-

weniger ein ganzes Volk. Denn wenn dort dein Urtheil oft unzuverläſſig ſein muß, iſt es hier jedesmal falſch, weil in jedem Volke tauſend und tauſend Schuldloſe wohnen.

Allgemeine Verheerungen ſind nicht immer göttliche Strafgerichte. Eher würde ich in ihnen große Einwürkungen Gottes zur Erziehung ſeines Menſchengeſchlechtes erkennen. — Wir ſchaudern, wir weinen, aber ſind ſie darum weniger gut und weiſe?

Siehſt du nicht oft Kinder, welche ſich lieber mit Spielen ergötzen mögten, wider ihren Willen von einer recht zärtlichen Mutter zur Schule und zur Mühe des Lernens gehalten? Sie ſehen es nicht ein, warum ſie dies und jenes lernen müſſen, und warum ſie ſchmerzliche Strafe leiden, wenn ſie ſich nicht ernſtlich bemühen. Siehſt du nicht oft Kinder jammern, wenn ihnen eine recht zärtliche Mutter Näſchereien verweigert, deren ſie doch vorräthig hat, und ſie dagegen zur Mäßigung und Zufriedenheit mit geringer Koſt nöthiget? — Iſt es nicht Mutterliebe, Mutterweisheit, die ſo ſtrenge zur Erziehung wirkt? Iſt der Schmerz,

der Verdruß, der Jammer des Kindes wegen ſeines vermeinten Leidens immer Strafe?

Dies iſt das Verhältniß im Kleinen, wie Völker, wie die ganze Menſchheit zum Vater der Geiſterwelt im Großen. Nicht jedes harte Erziehungsmittel iſt immer eine Strafe. Nicht jedes Unglück eines Volkes iſt ein Gericht des Zorns wegen ſeiner Sünden; nicht jeder Sieg, welcher die Heerſchaaren begleitet, eine Belohnung ihrer Tugend und Gerechtigkeit.

Wohl werden die Schickſale der Völker freilich meiſtens von ihnen ſelbſten vorbereitet. Es iſt gewiß, ſo wie ein einzelner Menſch ſich durch Wolluſt entnervt, durch Treuloſigkeit und Hinterliſt um das öffentliche Zutrauen bringt, durch Ueppigkeit verweichlicht, daß er von jedem rauhen Lüftchen erkrankt, daß eben ſo ein Volk durch Selbſtſucht, Erſchlaffung, Verzärtelung und Mangel an Eintracht ſeinen Untergang befördert. Wie der einzelne Mann, ſo ſoll ein ganzes Volk enthaltſam, gerecht, ſtark und hart erzogen ſeyn, um jedem Sturm zu widerſtehen. Doch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß Unglücksfälle auch den Tapfern ſo gut, wie

athme, oder ohne ſeinen Willen ein Wurm ſtirbt, welchen dein Fuß unwiſſend zertritt? — Vieles kann dir ungerecht in den Schickſalen ſcheinen, aber folgere nicht aus dem Schein, daß es ungerecht ſei. Ehre die Weisheit und Allbarmherzigkeit Gottes, auch da, wo dein Herz blutet, und dein eingeſchränkter Verſtand Widerſprüche und Ungerechtigkeit zu ſehen glaubt. Erinnere dich, daß auch manches Kind Widerſpruch in den Handlungen ſeiner guten Eltern und ihren Verſicherungen der Liebe zu erblicken meint, und nicht begreift, wie eine zärtliche Mutter den eigenſinnigen Wünſchen des Kindes etwas abſchlagen kann, das doch ganz unſchädlich wäre?

Ehre die Schickſale, welche Gott den Völkern ſendet, denn was den Völkern auch je begegnen wird, alles iſt Würkung einer höhern Weisheit, einer die Ewigkeit umfaſſenden Liebe. Wer ſolche Anſicht der Weltſchickſale hat, hat die Anſicht des wahren Weiſen, des vertrauensvollen Gotteskindes. Aber unfreundlich, grauſam und zugleich anmaaßend iſt es, die Leiden der Völker alle für Strafgerichte Gottes wegen der herrſchenden Sünden zu erklären. Nein, nicht alles, was

Gott verfügt, auch das Schrecklichſte nicht, iſt immer eine Strafe derer, die es trifft. Wie viele verborgene Urſachen kann die höchſte Weisheit haben, ſchwere Verhängniſſe zu verfügen, — Urſachen, welche der endliche Verſtand nicht begreifen würde, auch wenn ein Engel vom Himmel käme, ſie ihm zu offenbaren! Wer iſt vermeſſen genug, ſagen zu dürfen: dies Volk hat ſein hartes Geſchick verdient, denn es war voller Selbſtſucht, Ueppigkeit, Wolluſt, Unordnung und Uebermuth. War denn auch der ſtille, fleißige, ſparſame Hausvater übermüthig und üppig, dem die Kriegsflamme eine kaum bezahlte Hütte wegbrannte? War denn auch ſo mancher ehrwürdige Greis, welcher ohne allen Eigennutz Wohlthäter ſeiner Gegend geweſen, ſo verbrecheriſch, daß ihn das Schwerdt der Unbarmherzigen morden mußte? Was hatte denn der Säugling verſchuldet, der in der Wiege lächelnd zwiſchen Rauch und Flammen zuſammenſtürzender Häuſer umkam? Wehe, wenn Gott ſo richten wollte: wo wäre dann auf Erden ein einziges Land, welches nicht ſeiner Sünden willen untergehen müßte?

Verdamme nie mit harter Liebloſigkeit auch nur einen einzelnen unglücklichen Menſchen, noch viel-

weniger ein ganzes Volk. Denn wenn dort dein Urtheil oft unzuverläſſig ſein muß, iſt es hier jedesmal falſch, weil in jedem Volke tauſend und tauſend Schuldloſe wohnen.

Allgemeine Verheerungen ſind nicht immer göttliche Strafgerichte. Eher würde ich in ihnen große Einwürkungen Gottes zur Erziehung ſeines Menſchengeſchlechtes erkennen. — Wir ſchaudern, wir weinen, aber ſind ſie darum weniger gut und weiſe?

Siehſt du nicht oft Kinder, welche ſich lieber mit Spielen ergötzen mögten, wider ihren Willen von einer recht zärtlichen Mutter zur Schule und zur Mühe des Lernens gehalten? Sie ſehen es nicht ein, warum ſie dies und jenes lernen müſſen, und warum ſie ſchmerzliche Strafe leiden, wenn ſie ſich nicht ernſtlich bemühen. Siehſt du nicht oft Kinder jammern, wenn ihnen eine recht zärtliche Mutter Näſchereien verweigert, deren ſie doch vorräthig hat, und ſie dagegen zur Mäßigung und Zufriedenheit mit geringer Koſt nöthiget? — Iſt es nicht Mutterliebe, Mutterweisheit, die ſo ſtrenge zur Erziehung wirkt? Iſt der Schmerz,

der Verdruß, der Jammer des Kindes wegen ſeines vermeinten Leidens immer Strafe?

Dies iſt das Verhältniß im Kleinen, wie Völker, wie die ganze Menſchheit zum Vater der Geiſterwelt im Großen. Nicht jedes harte Erziehungsmittel iſt immer eine Strafe. Nicht jedes Unglück eines Volkes iſt ein Gericht des Zorns wegen ſeiner Sünden; nicht jeder Sieg, welcher die Heerſchaaren begleitet, eine Belohnung ihrer Tugend und Gerechtigkeit.

Wohl werden die Schickſale der Völker freilich meiſtens von ihnen ſelbſten vorbereitet. Es iſt gewiß, ſo wie ein einzelner Menſch ſich durch Wolluſt entnervt, durch Treuloſigkeit und Hinterliſt um das öffentliche Zutrauen bringt, durch Ueppigkeit verweichlicht, daß er von jedem rauhen Lüftchen erkrankt, daß eben ſo ein Volk durch Selbſtſucht, Erſchlaffung, Verzärtelung und Mangel an Eintracht ſeinen Untergang befördert. Wie der einzelne Mann, ſo ſoll ein ganzes Volk enthaltſam, gerecht, ſtark und hart erzogen ſeyn, um jedem Sturm zu widerſtehen. Doch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß Unglücksfälle auch den Tapfern ſo gut, wie

den Feigen zu Boden reißen können; daß oft weniger die Völker, als ihre Fürſten die Gefahren des Krieges herbeirufen, und daß endlich nicht die Fürſten, ſondern die Gewalt der Umſtände ſie zum Kriegen zwingt. — Dieſe gebieteriſchen Umſtände ſind aber nicht immer das Werk der Könige, die heute leben; ſondern ein Erzeugniß und Folgen von den Handlungen derer, die oft längſt verſtorben ſind. Und daß dieſe das Unheil ihrer Nachkommen verurſachten, war weniger ihr Wille, als vielmehr, daß ſie nicht die Millionen möglicher Ereigniſſe der Zukunft alle voraus wiſſen und berechnen konnten, und ihrerſeits ſchon damals oft dem Drang von Umſtänden nachgeben mußten, welche eine unerwartete Wirkung früherer Begebenheiten waren, die keineswegs in ihrer Gewalt lagen.

So iſt denn der Faden der Welt- und Völker-Schickſale, welcher ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortſpinnt, nicht der Fürſten oder der Völker Werk — ſondern wir erkennen überall Gottes Finger an demſelben.

Ehre die Schickſale, welche Gott ſendet, denn was Er thut, iſt wahrlich wohlgethan. — Auch was uns das Entſetzlichſte zu ſein ſcheint, es iſt wohlgethan. Wir thun wohl zu ſagen, was das Entſetzlichſte zu ſein ſcheint; denn nicht alles iſt, was es ſcheint. Wahr iſt's, jeder Krieg bringt unausſprechlich großes Unglück. Aber worin beſteht dies? In einer Beraubung vieler Güter und Freuden, die jedem Einzelnen auch ohne Krieg durch andere mannigfache Unglücksfälle entriſſen werden konnten. Nur daß die Schreckniſſe des Krieges ſo plötzlich und ſo Viele zugleich trifft, macht uns mehr ſchaudern. Wenn aber Tauſende in einer Schlacht ſterben; was iſt's endlich mehr, als Tod? — Tod, den Jeder auch ohne Schlacht endlich zu erfahren hat; Tod, den Tauſende, die zerſtreut auf dem Erdboden unter den Schmerzen langwieriger Krankheiten auf ihren Betten ſterben! — Wenn Dörfer und Städte eingeäſchert und tauſende, ſonſt frohe Menſchen, in Armuth geſtürzt werden, und dadurch vielen bisherigen Bequemlichkeiten des Lebens entſagen, mit ſchlechter Speiſe und ſchlechteren Gewändern, als ſonſt, verlieb nehmen müſſen, ſo ſind ſie höchſt-

unglücklich und elend. Es leben aber Millionen auf Erden, welche auch ohne Krieg und Feuersbrunſt ſich nicht köſtlicher nähren und kleiden können, und dennoch ihres Lebens und Gottes froh ſind. — Wer darum verzweifeln will, daß er nicht mehr ſo viel hat, als ſonſt, der verdient ſeinen Schmerz. Denn ihm war ſein Irdiſches der Himmel, der es nicht ſein ſollte; es ward ihm dieſer falſche Himmel geſtört, daß er an Güter gedenke, die ewig unzerſtörbar ſind: Seelengröße durch Tugend, Gottesfurcht, Stärke des Gemüths durch ein frohes Gewiſſen.

An dieſe Güter laſſet uns denken, denn alles andere, ſelbſt der irdiſche Leib, welchen wir tragen, iſt nicht unſer bleibendes Eigenthum. Fürchtet euch nicht vor denen die den Leib tödten, ſondern vor dem, was die Seele tödtet, dem entnervenden Laſter, dem Unglauben!

Dunkel, o Gott, iſt auch meine Zukunft. Welche ſchwere Stunden ſtehen mir und den geliebten Meinigen noch bevor? Wie vieles habe ich ſchon tragen müſſen! Doch auch uns wird die

Hand des Friedens erquicken! Auch dieſes Elend werden wir überleben, das uns umringt? —

Vater, barmherziger Vater, du weiſst es, wie ſorgenvoll ich oft in die finſtern Tage dieſer Zeit hinausblicke und nach Troſt ſuche. — O iſt es möglich, mein Vater, ſo laſſe doch den bitterſten Kelch an mir vorübergehen! — Und doch glaubensvoll und muthig, ja freudig möchte ich ihn trinken, könnte ich durch meinen Schmerz nur das Schickſal der lieben Meinigen erleichtern, und von ihnen das Furchtbare abwenden!

Welche Zeiten! Welche Verhängniſſe! Welche Veränderungen der Schickſale! Wie wird dies enden? — Doch Du, Allmächtiger, Du wachſt, und Deine Gnade weicht nicht von mir. Uns iſt bange, aber wir verzagen nicht. — Nicht alles können mir Menſchen rauben. Du bleibſt mir, Deine Ewigkeit, Dein Himmel bleibt mir. Was kann mir geſchehen, Vater meiner Seele, Herr des unendlichen Weltalls, ohne deinen Willen? —

Mir iſt bange, aber ich verzage nicht. Meine irdiſchen Glücksumſtände ſind in Gefahr — vieles

habe ich ſchon verloren — ich kann auch Alles einbüßen — was hätte ich dann eingebüßt? — Du haſt's gegeben, Du kannſt es nehmen, dennoch bleibe hochgelobt Dein heiliger Nahme in alle Ewigkeit! Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Achtundzwanzigſter Sonntag, am 11 Juli 1813.

Alles, was Odem hat, lobe den Herrn;
Andacht und heilige Wonne durchdringe
 Unſer aller Seelen ganz!

Schmecket und ſehet, wie freundlich er iſt!
Lieb' und Erbarmung, und Wahrheit und Gnade
 Waltet ewig über uns.

Alles, was lieben kann, liebe den Herrn;
Seraphim, Cherubim, Engel und Geiſter,
 Lieb' iſt eure Seligkeit.

Dürſten doch unſre Seelen, wie ihr,
Selig und heilig und ewig zu lieben
Den, der uns alle erſchuf.

Heil uns, wir lieben ihn ewig! Der Staub
Liebt den Erbarmer mit Thränen der Sehnſucht,
 Die er ſelbſt einſt trocknen wird.

Der Vorſchmack des Himmels.

Erſter Theil.

Matth. 8, 5.

Ich will mich vom Staub erheben, und aus den Ungewittern dieſes Lebens zu dem, was dauernde Seelenruhe, unzerſtörbares Glück gewährt. Was habe ich von dieſem Getümmel der Welt, wo mir doch nie ganz wohl wird; wo an jedem Licht ein Schatten, an jeder Luſt ein verhältnißmäßiger Verluſt und Schmerz hängt? Kann ich mir da wohl ſelbſt leben, mir ganz ſelbſt angehören? — Nein, da bin ich ein Raub der Drangſale aller Art, der Mühen, der Sorgen, der vergeblichen Wünſche, der vereitelten Hoffnungen, der troſtloſen Begebenheiten, der oft ſehr langweiligen Zerſtreuungen. Ich bin nie mehr in Geſellſchaft, als wenn ich in betrachtungsvoller Stille mit mir allein bin, und meinen Geiſt zu dem Urheber aller Schickſale erhebe. Ich bedaure den, welcher noch niemals einen ſolchen Genuß gehabt hat. Und doch werden ihrer Wenige ſein, die ihn nicht kennen. Denn auch der zerſtreuteſte Weltling erlebt endlich — und gewiß er am öfterſten! — den Augenblick, da ihm

ſeine Vergnügungen ſehr fade vorkommen; da er ſeinen Umgang mit Andern ſehr peinlich, wenigſtens ſchlecht ergötzend findet; da er ſich nach dem Beſſern ſehnt; da er in Betrachtung über ſich ſelbſt und den Werth ſeines bedeutungsloſen Daſeins vertieft, etwas Beſſeres ahnet und mit Sehnſucht begehrt.

Und — doch ergreift er es nicht. Denn oft ſcheint es ihm unglaublich, daß er es im Schoos der höchſten Weisheit, im Heiligthum der Religion ſuchen ſolle. Er hat vor ſeiner eigenen Religion ſelbſt zu wenig Achtung. Sie iſt ein verworrenes Gewebe von dunkeln, unzuſammenhängenden Vorſtellungen, die er aus den Kinderzeiten etwa noch im Gedächtniß bewahrt, aber nie weiter durchdacht und geordnet hat. Er wundert ſich wohl über die Leute, die darin ſo auſſerordentliche Dinge zu finden behaupten, lächelt vielleicht recht mitleidig dazu, und — kehrt mißvergnügt zu ſeiner bisherigen Lebensart, zu den gewohnten Unterhaltungen zurück, und wird doch des Lebens darin nie froh, und deſſelben nur gar zu bald ſatt.

Freilich, darin hat er Recht. Das zuſammenhangsloſe Ueberbleibſel von erlernten Sprüchen und

Sätzen aus den Kindertagen, was er ſeine Religion nennt, und was er eben ſo ſchnell beſeitigte, als er einmal die alten Kirchengebräuche, blos weil es noch die Uebung mit ſich bringt, mitgemacht hatte — das iſt eine armſelige Religion. Es iſt aber auch dies nichts weniger, als die Religion, welche Jeſus Meſſias uns geoffenbaret hat; denn dieſe iſt kein Gedächtniß=, kein Gewohnheitsgeſchäft, nein, eine lebendige Kraft des Göttlichen im Gemüth des Menſchen.

Und ſo gehen Tauſende dahin und treiben ſich elend herum im Leben mit ihrem Handwerk, ihrer Kunſt, ihrer Gelehrſamkeit, ihrer Handlung, und laſſen ſich in Krieges= und Friedensereigniſſen von allerlei unbeſtändigen Luſtbarkeiten und lange ſchmerzenden Unfällen verzehren. Sie überlaſſen ihr Glück, ihre Zufriedenheit dem Zufall, wie er's bringt und nimmt; glauben, ſie können es nun doch nicht ändern; vermuthen gar nicht, daß dauerhaft glücklich zu werden, ſchon auf Erden den Vorſchmack des Himmels zu empfinden, in eines Menſchen Gewalt liegen könne. Sie verachten zuletzt heimlich jede Freude, und werden zuweilen närriſche, mißvergnügte Leute, denen nichts recht geſchieht,

werden Menſchenfeinde und Lebensfeinde, weil ſie die Freude noch nie recht gekannt haben.

Wohl giebt es viele andere ſchon weiſer als je, welche geſtärkt durch Religion, oder gehoben durch edlere Gefühle, dem irdiſchen Leben ſeinen Werth abläugnen. Allein ſie beklagen die Flüchtigkeit des Genuſſes. Auch ich war einſt innig ſelig, ſpricht mancher; da empfand ich den Vorſchmack des Himmels. Ich war in Vergnügen aufgelöſt. Aber — wie ſchnell verflog mein Traum! Ja, ein Traum war alles. Denn nun liegt es weit hinter mir im Reich der Vergangenheit, wie ein verblaſſender Schatten. Kaum werde ich davon nur noch die Erinnerung haben. Dann wandere ich durch das Einerlei des Alltagslebens hin, wie durch eine Wüſte.

Jeder denke nur einmal in ſeine vormaligen Tage zurück, und überlege und frage: Welches war wohl die ſchönſte Zeit meines ganzen Lebens? Welches war wohl der ſüßeſte von allen Augenblicken, den ich genoſſen?

Hier denkt mancher an die harmloſen Stunden und Spiele der Kindheit; da

Der Vorſchmack des Himmels.

Erſter Theil.

Matth. 8, 5.

Ich will mich vom Staub erheben, und aus den Ungewittern dieſes Lebens zu dem, was dauernde Seelenruhe, unzerſtörbares Glück gewährt. Was habe ich von dieſem Getümmel der Welt, wo mir doch nie ganz wohl wird; wo an jedem Licht ein Schatten, an jeder Luſt ein verhältnißmäßiger Verluſt und Schmerz hängt? Kann ich mir da wohl ſelbſt leben, mir ganz ſelbſt angehören? — Nein, da bin ich ein Raub der Drangſale aller Art, der Mühen, der Sorgen, der vergeblichen Wünſche, der vereitelten Hoffnungen, der troſtloſen Begebenheiten, der oft ſehr langweiligen Zerſtreuungen. Ich bin nie mehr in Geſellſchaft, als wenn ich in betrachtungsvoller Stille mit mir allein bin, und meinen Geiſt zu dem Urheber aller Schickſale erhebe. Ich bedaure den, welcher noch niemals einen ſolchen Genuß gehabt hat. Und doch werden ihrer Wenige ſein, die ihn nicht kennen. Denn auch der zerſtreuteſte Weltling erlebt endlich — und gewiß er am öfterſten! — den Augenblick, da ihm

ſeine Vergnügungen ſehr fade vorkommen; da er ſeinen Umgang mit Andern ſehr peinlich, wenigſtens ſchlecht ergötzend findet; da er ſich nach dem Beſſern ſehnt; da er in Betrachtung über ſich ſelbſt und den Werth ſeines bedeutungsloſen Daſeins vertieft, etwas Beſſeres ahnet und mit Sehnſucht begehrt.

Und — doch ergreift er es nicht. Denn oft ſcheint es ihm unglaublich, daß er es im Schoos der höchſten Weisheit, im Heiligthum der Religion ſuchen ſolle. Er hat vor ſeiner eigenen Religion ſelbſt zu wenig Achtung. Sie iſt ein verworrenes Gewebe von dunkeln, unzuſammenhängenden Vorſtellungen, die er aus den Kinderzeiten etwa noch im Gedächtniß bewahrt, aber nie weiter durchdacht und geordnet hat. Er wundert ſich wohl über die Leute, die darin ſo auſſerordentliche Dinge zu finden behaupten, lächelt vielleicht recht mitleidig dazu, und — kehrt mißvergnügt zu ſeiner bisherigen Lebensart, zu den gewohnten Unterhaltungen zurück, und wird doch des Lebens darin nie froh, und deſſelben nur gar zu bald ſatt.

Freilich, darin hat er Recht. Das zuſammenhangsloſe Ueberbleibſel von erlernten Sprüchen und

Sätzen aus den Kindertagen, was er ſeine Reli=
gion nennt, und was er eben ſo ſchnell beſeitigte,
als er einmal die alten Kirchengebräuche, blos
weil es noch die Uebung mit ſich bringt, mitge=
macht hatte — das iſt eine armſelige Religion. Es
iſt aber auch dies nichts weniger, als die Religion,
welche Jeſus Meſſias uns geoffenbaret hat; denn
dieſe iſt kein Gedächtniß=, kein Gewohnheitsgeſchäft,
nein, eine lebendige Kraft des Göttlichen
im Gemüth des Menſchen.

Und ſo gehen Tauſende dahin und treiben ſich
elend herum im Leben mit ihrem Handwerk, ihrer
Kunſt, ihrer Gelehrſamkeit, ihrer Handlung, und
laſſen ſich in Krieges= und Friedensereigniſſen von
allerlei unbeſtändigen Luſtbarkeiten und lange ſchmer=
zenden Unfällen verzehren. Sie überlaſſen ihr
Glück, ihre Zufriedenheit dem Zufall, wie er's
bringt und nimmt; glauben, ſie können es nun
doch nicht ändern; vermuthen gar nicht, daß dauer=
haft glücklich zu werden, ſchon auf Erden den Vor=
ſchmack des Himmels zu empfinden, in eines Men=
ſchen Gewalt liegen könne. Sie verachten zuletzt
heimlich jede Freude, und werden zuweilen närriſche,
mißvergnügte Leute, denen nichts recht geſchieht,

werden Menſchenfeinde und Lebensfeinde, weil ſie die Freude noch nie recht gekannt haben.

Wohl giebt es viele andere ſchon weiſer als je, welche geſtärkt durch Religion, oder gehoben durch edlere Gefühle, dem irdiſchen Leben ſeinen Werth abläugnen. Allein ſie beklagen die Flüchtigkeit des Genuſſes. Auch ich war einſt innig ſelig, ſpricht mancher; da empfand ich den Vorſchmack des Himmels. Ich war in Vergnügen aufgelöſt. Aber — wie ſchnell verflog mein Traum! Ja, ein Traum war alles. Denn nun liegt es weit hinter mir im Reich der Vergangenheit, wie ein verblaſſender Schatten. Kaum werde ich davon nur noch die Erinnerung haben. Dann wandere ich durch das Einerlei des Alltagslebens hin, wie durch eine Wüſte.

Jeder denke nur einmal in ſeine vormaligen Tage zurück, und überlege und frage: Welches war wohl die ſchönſte Zeit meines ganzen Lebens? Welches war wohl der ſüßeſte von allen Augenblicken, den ich genoſſen?

Hier denkt mancher an die harmloſen Stunden und Spiele der Kindheit; da

war uns gleichſam alles in ein ſchönes Morgenroth gehüllt; da war eine groſse Kleinigkeit unſer beſter Schatz, eine Blume unſer Kleinod, ein Spaziergang unſer Himmel. Alles hatte damals für uns noch eine höhere Bedeutung; unſere eigene frohe Seele belebte ſelbſt das Lebloſe, und hielt Geſpräche und Freundſchaft mit dem, was unſere Liebkoſungen nicht erwiederte. Mit glücklichem Leichtſinn hüpften wir über die Dornen des Weges hinweg, den wir wandelten, und was uns verwundete, war eben ſo bald wieder vergeſſen, als die darüber geweinte Thräne. O welche glänzende Ausſichten gaukelten da vor uns in der Zukunft! Was erwarteten Andere von uns, was erwarteten wir nicht von uns ſelbſt, wenn wir erwachſen ſein würden? Ja, es war die glücklichſte Zeit meines Lebens! ruft mancher.

Ich glaube es dir. Doch ernſthaft betrachtet, finde ich, daſs jedes Lebensalter ſeine eigenen Freuden habe, die Gott zum Genuſſe hinein legte. Wir können doch unmöglich die Beſtimmung haben, beſtändig Kinder zu ſein. Wer möchte dies auch wollen? Wer wieder in jenen Traum zurückkehren,

aus welchem wir jedes Kind ſich begierig hinweg⸗ ſehnen ſehen, um die Freuden der Erwachſenen theilen zu können? — Es wäre traurig, wenn es kein höheres Lebensglück gäbe. Denn dies können wir nicht wieder zurückzaubern. Das würde ich das Höchſte nennen, was der Menſch von ent⸗ ſchloſſenem Willen ſich zu jeder Stunde erneuern könnte.

Und endlich prüfen wir doch recht genau, was uns als Kinder beſeligt hat. War es das Aeuſ⸗ ſere, was uns umgab? War es Gold, Pracht, Ehre? — Ach nein. Auf einem Sandhaufen dünk⸗ ten wir uns reicher, als ein König; mit wenigen Brettchen bauten wir uns Palläſte, ein Bildchen erfüllte uns mit Entzücken. Wie kam das? Gewiß lag der Quell der Freude nicht drauſſen, ſondern offenbar in unſerm Innern. Wir waren zufrie⸗ den mit dem, was wir hatten, und zogen gleich⸗ ſam wie die Biene auch aus der kleinſten Blume einen Honig. Wir waren harmlos um den kommenden Morgen; denn wir dachten, jeder Tag werde ſchon das Seinige bringen, und ſorg⸗ ten nur um den heutigen Tag. Wenn wir Nah⸗

rung und Kleider hatten, ſo ließen wir uns genügen. Wir waren leichten Sinnes; und ob wir gleich damals in unſern kleinen Verhältniſſen ſo gut wußten, wie jetzt in unſern größern, daß viel Unangenehmes durchs Leben laufe, manche Thräne geweint, manche Angſt erfahren werden müſſe, klebten wir doch mit unſern Gedanken nie lange an dem, was uns Unluſt erweckt hatte; hingen nach einer überſtandenen Furcht nur deſto inniger an der Erlöſung von derſelben; freuten uns nach dem erlittenen Schmerz deſto herzlicher über das Beſſere, was demſelben folgte. Darum waren wir faſt immer froh. Wir waren froh, weil wir nichts fürchteten; und wir fürchteten nichts, weil wir ein reines Herz, ein freies Gewiſſen hatten. Denke doch jeder nur zurück an die bitterſten Augenblicke ſeiner Kinderjahre. Gewiß ſind es nur die geweſen, da wir zum erſtenmale etwas Unrechtes begangen hatten, und nun die Offenbarung deſſelben beſorgten und Angſt vor der Strafe fühlten. Aber dieſe Angſt machte uns klüger. Wir hüteten uns vor der Sünde, wenn ſie wieder lockte. War die Strafe erlitten, die

Schuld abgebüßt, dann hüpften wir von neuem heiter durch die Welt.

Ach, warum haben wir die hohe Weisheit unſerer Jugendtage vergeſſen? Warum ſind wir im Alter viel thörichter geworden, als wir geweſen, da wir Kinder waren? Warum ſuchen wir denn mit unverzeihlicher Selbſttäuſchung unſer Glück und Heil nicht in uns, ſondern erwarten es von Sachen, die auſſer uns liegen? Von Sachen, die doch nur erſt das für uns werden, was wir aus ihnen machen wollen? Warum klebt unſere Seele jetzt mit thörichtem Eigenſinn lieber an allem, was unangenehm iſt, als an das zu denken, was unſchuldig ergötzt? Warum iſt das Herz nicht mehr ſo genügſam, wie damals, wo es ſich noch aus Wenigem Viel zu machen verſtand? Warum ſind unſer Stand, unſere Einkünfte, unſere Kleider, unſer Hausgeräthe nicht köſtlich, nicht vortrefflich genug, da wir doch vieles beſſer haben, als da uns die ſchlechteſte Hütte noch wohlgefiel? Warum quält uns immer eine anhaltende, heimliche Unruhe, irgend ein Bewußtſein von eigener Schuld?

Warum genießen wir keine Luſt ganz rein und ohne ein bitteres Nebengefühl?

Alles, weil wir die Weisheit des kindlichen Alters verlernt haben! Nicht die Welt, nicht die Menſchen um uns her haben ſich ſeitdem verändert, ſondern wir uns ſelbſt. Wir ſind von uns ſelbſt abgefallen, und haben uns fremden Dingen angehängt, als könnten wir von ihnen nur die verlorene Glückſeligkeit wieder empfangen; und wir jagen ihnen mit blindem Eifer nach, und werden nicht wieder ſo ſelig, wie ehemals. Kein Cherub hat uns aus dem Paradieſe der Jugend vertrieben, aber unſere Eitelkeit, Ehrbegier, Habſucht, Ueppigkeit, unſer Stolz, unſere Ränkeſucht, unſer Neid und Haſſen. — Und wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, ſprach Jeſus Chriſtus, der Weiſeſte von den Weiſen, ſo könnet ihr nicht in das Himmelreich eingehen!

Hielteſt du alſo deine Jugendſtunden für die ſchönſte Zeit deines Lebens, ſo vergiß nicht, aus welchen Urſachen ſie dir die ſchönſten waren. An

dir ſelbſt liegt es noch, den Himmel der Kindheit auch auf deine ſpätern Tage herüber zu ziehen. Werde in deinem Innern wie damals, einfach, fromm, genügſam, verſöhnlich, liebend, und der einſt empfundene Vorſchmack des Himmels beſeligt dich wieder. Du haſt Jeſum verſtanden, den Weiſeſten unter den Weiſen, deſſen Worte du vielleicht ſchon vielmals geleſen, aber nie ganz in ihrer hohen Weisheit begriffen hatteſt.

Es ſind aber ihrer viele, welchen das Glück einer freudigen Jugendzeit durch Krankheiten, Grauſamkeit von Stiefeltern oder andere Unfälle oft vermindert worden iſt, alſo, daß ſie jene Jahre kaum zu den ſchönern ihres Daſeins zählen mögen. Und welches war denn nun wohl der ſchönſte Punkt in deinem übrigen Lebenslauf? Vielleicht derjenige, welchen dir die Liebe verklärte, als die höhern Tage gekommen waren, da du als Jüngling, als Jungfrau, die erſten freien Schritte in die Welt hinausthateſt? Du gedenkſt noch der Stunden deiner ſtillen Träumereien, deiner Hoffnungen, deiner Sehnſucht. Erde und Himmel verſchönerten ſich

in den unausſprechlichen Gefühlen, die damals dein Herz bewegten. Dein Gedanke war, was du liebteſt. Alles was mit dieſem verbunden war, hatte für dich höhern Werth. Ein Blick konnte dich beſeligen; das einfachſte Geſchenk war dir unſchätzbarer, als ein Thron; die erſte Blume aus der geliebten Hand hätteſt du um keine Juwelen vertauſcht. Du trateſt zum andernmale in den Himmel deiner Kindheit zurück, aber mit neuem Sinn und Geiſt. Wie fandeſt du alles göttlicher, als ſonſt, und an dem, was du liebteſt, ſo hohe Tugenden! Wie ſcheinſt du dir ſelbſt voller Demuth oft der Gegenliebe ganz unwürdig; wie ſtrebteſt du dich zu vervollkommnen, und durch würdigere Eigenſchaften zu gefallen. Wie viel Wonne lag oft noch ſelbſt in deinem Kummer, wie viel Troſt in deinem eigenen Schmerz! Welche edle Entſchlieſſungen gingen damals in deiner Seele auf — wie ſchämteſt du dich jeder Unanſtändigkeit, jedes Laſters!

Auch ich war einſt ſelig! ruft mancher, in welchem die Erinnerung an jene verſchwundenen

Augenblicke wieder aufblühen: ich war ſelig! aber es war ja doch nur ein Rauſch meiner Einbildung, ein thörichter Selbſtbetrug. Nur zu bald erwachte ich aus meinem Traum, und ſah bei kälterm Blute ein, daß alle die hohen Vorzüge, welche ich an dem, was ich liebte, erblickte, nie oder nur ſehr mangelhaft vorhanden geweſen waren.

Das ſaheſt du ein; aber doch gehörten jene Stunden der erſten Täuſchung zu den beglückteſten deines irdiſchen Daſeins. Woher entſprang denn damals die Seligkeit deines Gemüths? Doch nicht, weil du alles Himmliſche auſſer dir fandeſt — denn du ſelber geſtehſt dir, daß du dich getäuſcht hatteſt. Nein, das Himmliſche war in dir, das du liebteſt, und das Bild deſſelben trugſt du auf Auſſendinge über. Du liebteſt das Vollkommene, die hohe Tugend, die Anmuth der Güte, die Erhabenheit der Treue — nicht die Falſchheit, nicht die Hoffart, nicht den Reichthum, nicht die Familie. Du liebteſt und verſchönteſt ſelbſt die Mängel der Geliebten.

Siehe, das Erwachen der erſten Liebe iſt ein neues Aufflammen der jugendlichen Unſchuld und

der Ehrfurcht und Hochachtung vor dem, was göttlich iſt in der menſchlichen Natur! Und das Himmliſche, das du verehrteſt, war in dir ſelbſt, und darum nennſt du es Täuſchung, weil du den Inbegriff aller Vollkommenheiten nicht auſſer dir gefunden haſt, wie du es gefunden zu haben wähnteſt.

Warum biſt du ſeitdem ſo glücklich nie wieder geworden? Warum haſt du mit der Täuſchung auch die beſeligende Liebe des Göttlichen und Vollkommenen von dir geworfen? Warum ſuchſt du das Heilige nicht in dir auf, da du es drauſſen umſonſt erwarteſt? Warum ringſt du nicht mit Kraft darnach, die ſeltene Vollkommenheit, die Anmuth der Güte, die Erhabenheit der Treue dir ſelbſt anzueignen, deren Vorſtellung dich einſt ſo entzückte? Warum hörteſt du auf, dich, wie ehemals dem Gegenſtande deiner Liebe zu gefallen, mit neuen Vorzügen zu ſchmücken? Warum verbannſt du nicht, wie damals, mit Abſcheu jede Unanſtändigkeit, jede widrige Leidenſchaft, jedes Laſter von dir? — Du wäreſt noch heute ſelig; denn die Welt würde dich verehren, Gottes Beifall würde dich über alles, was

im Irdiſchen quält, erheben. O du geſunkener Menſch, wäreſt du dem Jugendbilde der höchſten Vollendung treu geblieben, du würdeſt auch heute noch den Vorſchmack des Himmels empfinden.

Aber du biſt von dir ſelbſt abgefallen und dem Beſſern in dir treulos geworden. Du fandeſt nicht bei andern Menſchen die Vortrefflichkeit alle, welche du anbeteteſt; darum vergaßeſt du dich, wurdeſt gemein und ſchlecht, wie Andere, und oft noch wohl ſchlechter als ſie. Darum wich dein Himmel von dir.

O Gott, mein Gott, du Schöpfer der Himmelswonnen im Erdenſtaube! auch ich war einſt ſelig. Und ich koſtete den Vorſchmack höherer Seligkeiten. Ach, wie einſt den erſten Menſchen, nach deinem Ebenbilde geſchaffen, giebſt Du mit unerſchöpflicher Huld jedem Menſchen noch heut ſein Paradies. Wie lange er's bewahren will, ſteht bei ihm. Er hat es, ſo lange er tugendhaft iſt, deinen Willen erfüllt, reines Herzens iſt, und das Göttliche in ſich nicht entweiht. Aber die finſtern, unreinen Begierden nach äuſſerm Glück vertreiben ihn

aus dem Eden — und er kann dich nicht mehr ſchauen. Sein Blick hängt gierig am Staube der Erdenwelt, gleich dem Blick des vernunftloſen Thieres, und richtet ſich nicht zum Himmliſchen empor, wie der ſoll, welcher geſchaffen ward nach deinem Ebenbilde.

Zum andernmale ward uns der Weg zum verlorenen Paradieſe wieder aufgethan, Welterbarmer, Heiland, Göttlicher, durch Dich und dein Wort! Warum verſchließen wir vor deiner Stimme unſer Ohr? Es iſt ja aller Menſchen einziges Streben, vollkommen glücklich zu ſein; ſchon in Kinder-, ſchon in Jünglingstagen gewährte uns der Zauber der Tugend den Vorſchmack der höchſten Seligkeit — warum verſtehen wir nicht, o Jeſus, deine Weisheit in dem Worte: Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen!

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Neunundzwanzigſter Sonntag, am 18 Juli 1813.

Wenn ich Ihn nur habe,
Wenn Er mein nur iſt,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts vom Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich Ihn nur habe,
Laß ich Alles gern,
Folg' an meinem Wanderſtabe
Treu geſinnt nur meinem Herrn.
Hingeſenkt im Schauen,
Kann mir vor dem Irdiſchen nicht grauen.

Wo ich Ihn nur habe,
Iſt mein Vaterland,
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbtheil in die Hand.
Längſt vermißte Brüder
Find' ich da in ſeinen Jüngern wieder.

Der Vorſchmack des Himmels.

Zweiter Theil.

Röm. 5, 8.

Ja, ich weiß, ich glaube und fühle es — fühle es in allen Begebenheiten meiner Tage, in allen Schickſalen meiner Miterſchaffenen, in allen Werken der prachtvollen Natur, dieſem hohen, ewigen Gottestempel: daß der Allliebende uns Kinder des Staubes zur Seligkeit gerufen hat; daß wir hienieden ſchon Vorgefühl himmliſcher Wonnen haben können; daß aber der Quell der Luſt wie der Quell unſerer Schmerzen nirgends als in unſerer eigenen Bruſt, in unſerer Vollkommenheit oder in unſern Fehlern wohnt.

Wie ſelig muß der Mann ſein, welcher in allen ſeinen Verhältniſſen ein vorwurfsfreies Herz hat; welcher ſich durch keinerlei Sorge allzuſehr das Gemüth betrüben läßt; welcher durch keinen aufwallenden Zorn, durch keine zu ungeſtüme Liebe ſich hinreiſſen läßt, mehr zu thun, als ſein ſollte! — In ſeiner Seele lebt jene hohe Ruhe, von welcher gewöhnliche Menſchen kaum eine dunkle Vorſtellung

haben, jene Ruhe, welche der wahre Friede Gottes iſt.

Haſt du jemals ſchon einen ſchönen Frühlingsmorgen einſam unter den Reizen der aufblühenden Natur verlebt? Wenn du dich da im Schatten ſtiller Gebüſche ergingſt, durch deren grüne Zweige der Glanz der Sonne mit Purpurwellen brach; wenn über die grünen Auen ein ſanfter Hauch des Morgenlüftchens floß, und die zahlloſe Fülle der Blumen ſchauerte, und der Thau am Halmen erglänzte, wie Freudenthränen, welche der Himmel geweint über die Herrlichkeit und Güte des Schöpfers, und der Bach vom Felſen, und der Strom in den Ufern, und der Wald am Hügel feierlich erbrauſete, und während hoch und tief die Lüfte erklangen vom wunderbaren Liede der Vögel — — o, wie war dir? Drang nie ein Strahl unausſprechlichen Entzückens durch deine Bruſt? Du athmeteſt tief auf; du ſchieneſt leichter zu ſein, als wäreſt du verklärt; du hätteſt deinen Geſang zu den Geſängen der Lüfte, deine Freudenthränen zu den Thränen des Himmels miſchen, dir die Fittige der Morgenröthe wünſchen mögen, um hoch im

unendlichen Blau über dir ſchweben, oder in die grüne Nacht der Wälder ſinken, oder dich im Duft unbekannter Fernen verlieren zu können; du hätteſt die ganze Welt mit deiner Liebe durchdringen mögen.

Lagſt du je auf der Höhe eines Berges, da die weite Landſchaft mit ihren Fluren und Hütten ſchweigend unter deinen Blicken ruhte? Wie ſchwieg auch alles in deiner Bruſt! Du vergaßeſt deine übrigen häuslichen Umſtände; keine Sorge beklemmte dich mehr, keine widrige Erinnerung ſtörte dich in der wohlthätigen Ruhe, keine Leidenſchaft wagte, mit gewohnten Stürmen den Frieden deiner Seele zu unterbrechen. Ja, dir ſprach eine leiſe Stimme! Mir wäre wohl, könnte ich ewig ſo ſein!

Siehe, das war ein flüchtiger Vorſchmack des Himmels, welcher zuweilen ſelbſt leidenſchaftlichen, unruhigen Gemüthern vergönnt iſt, damit ſie in ſich gehen zur erſten Selbſtbeſchauung und zum Nachſinnen über das Mittel, wie ſie ſolch einen ſtillen, ſeligen Zuſtand in ſich verewigen können. Siehe, das iſt der Friede Gottes, welcher den tugendhaften Weiſen, den wahren Jünger, die

ächte Jüngerin Jeſu immerdar erfüllt und über des Lebens Mühſeligkeiten erhebt. Du warſt glücklich, weil du dich in jenen Augenblicken ſelbſt vergeſſen lernteſt, frei warſt von irdiſchen Begierden, die eben ſo ſchnell dir die heilige Ruhe entriſſen, als du wieder in deine Hütte trateſt.

Wehe dem armen Menſchen, der, um des Lebens einmal recht froh zu werden, ſich ſelbſt vergeſſen muß! Es iſt dies ein Beweis, daß er entweder mancherlei Schuld auf ſeinem Herzen hat, mancherlei Sorgen und Noth, die er ſich aus Eitelkeit, Leichtſinn, Geldbegier und andern unreinen Neigungen zugezogen hat, oder daß er, was er thut und beſitzt, nicht mit Weisheit thut und beſitzt, ſondern ſich von hundert kleinen Sorgen verzehren läßt, die doch nicht helfen, und ſich Kummer macht, den er am Ende oft ſelbſt überflüſſig findet.

Der würdige, innige Jünger Jeſu hat wohl nie Urſache, ſich ſelbſt vergeſſen zu müſſen, um heiter zu ſein von Grund der Seele. Vielmehr, das erſt macht ihn ſelig, wenn er ſeinen innern Zuſtand überſieht und ſein Verhältniß zum Vater

des Lebens. Der Tag kann Gewitterſturm bringen, aber ſeine Zukunft lächelt ihm deſto fröhlicher. Er iſt mit Gott; Gott iſt mit ihm. Vornehm oder gering, reich oder arm, geprieſen oder verläſtert, hoch oder niedrig, es kann ihm gleich gelten. Denn der Quell ſeiner Glückſeligkeit liegt nicht drauſſen, ſondern iſt in ſeinem Gemüth. Und er iſt mit Gott, und Gott mit ihm. Und ſelig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen, ſchon hier im Vorgefühl höherer Seligkeiten.

Faſt jedes menſchliche Lebensalter hat ſeine Himmelsſtunden, in denen der Sterbliche ſich unwillkührlich über ſich ſelbſt hinweggerückt ſieht und fühlt; nicht was wir haben und erwerben, nicht was wir eſſen und trinken, nicht wie unſere Kleider ſind, nicht was die Menſchen von uns denken, macht vollkommen glücklich, ſondern ein reines Herz.

Warſt du Augenzeuge, oder haſt du geleſen oder gehört, wie eine verfolgte Unſchuld einmal errettet worden ſei? wie irgend ein verdienſtvoller, wohlthätiger Mann lange verkannt und mit aller Schmach von ſeinen Feinden belegt wurde, bis

endlich jedermann das Unrecht einſah, was ihm geſchehen, und jeder nun ſeine Leiden bedauerte und zu vergelten ſuchte? — Erinnerſt du dich, wie der Triumph der lange unterdrückten Unſchuld dein eigenes Gemüth erhob; wie dich eine ſtille Luſt ergriff, als wäreſt du ſelbſt gerechtfertigt worden; wie dir das Glück der endlich belohnten Tugend Thränen ſtummer Freude in die Augen lockte? — Siehe, du theilteſt in Gedanken den Vorſchmack des Himmels mit dem Gerechtfertigten. Es war dein eigener Tugendſinn, der dich begeiſterte. Es regten ſich in dir laut deine Anlagen zur wahren Glückſeligkeit; die Quellen deines Heils begannen zu ſprudeln — o warum warfeſt du dieſe Quellen wieder mit dem Schutte ſchlechterer Begierden und Sorgen zu, daß ſie verſiegen mußten? Warum erhobſt du dich nicht gewaltſam über alle künftige niedrigere Geſinnungen hinweg, und beſchloſſeſt nicht, der hohe heilige Menſch zu bleiben, der du für einen Augenblick in jenen Rührungen geweſen warſt?

Die Kindheit hat ihr Eden. Die Tage der ſpätern Jugend haben ihre Paradiesesſtunden. Aber

auch im beſtandenen Alter blitzt dem Sterblichen oft durch den Staub des Alltagslebens ein Strahl an, wie aus beſſern Welten. Die Vorſehung läßt ihn von Zeit zu Zeit den Vorſchmack des Himmels genießen, um ihn zu reizen, dem allein nachzueilen, was ſolchen verewigen kann.

Weißt du, was die Freude einer Mutter iſt, wenn ihr Kind in ſchöner Holdſeligkeit aufblühend vor ihr ſteht und lächelt, und mit dieſem Lächeln alle Gefühle ihres Buſens entzündet? Wenn ſie ſich ſtumm und voll heiliger Liebe zitternd niederbeugt zu dem Engel ihres Lebens, und mit ihrem Kuſſe die reine Seele des Engels in ſich hinüberziehen möchte? — — Weißt du, was das Entzücken eines Vaters iſt, wenn er zum erſtenmal den Neugeborenen erblickt, der ihm das Leben dankt; wenn ihm zum erſtenmal der Säugling lächeln will; wenn das freudige Kind die erſten Worte ſtammelt; wenn er es in Geſundheit, Fleiß und Tugend erblühen ſieht? — — O, dieſe Wonnen bezahlſt du ihm in dem himmelvollen Augenblicke mit allen Reichthümern der Erde nicht; und die Mutter empfindet es tief und ſpricht: nehmt mir Alles,

ich bin dennoch ſelig. Königinnen können elend ſein, und Bettlerinnen doch ſelig!

Siehe, das iſt ein Anklang der reinern Saite des Herzens — ach warum laſſen wir dieſe Saite ſo oft wieder verſtummen? Was zieht uns denn alle mit ſo unwiderſtehbarer Gewalt zu der ſchönen Kinderwelt hin? Was iſt denn für eine unſichtbare Macht, die beim Anblick eines Kindes ſelbſt den Barbaren rührt, und das Herz des Fremdlings feſſeln kann? Es iſt die argloſe Sicherheit, die heitere Unſchuld, die freundliche Anmuth in dem kindlichen Weſen, was uns entzückt. Es iſt das unbefleckte, reine Gemüth dieſer Engelsnatur; es ſind die dunkeln Hoffnungen von einer herrlichen Zukunft des Kindes, und wie es — wenn es im ſpätern Alter ohne Sünden in dieſen Tugenden da ſtände — die Liebe der Welt werden würde. Wir verehren in ihm die unentweihte Heiligkeit des Herzens, welches noch keine Ahnung vom Böſen hat. Es iſt nicht das Aeuſſere, nicht Fleiſch und Blut, was unſer hohes Wohlgefallen erregt, ſondern das Reine, Himmliſche, Gute, was uns aus dem unbefangenen Blick, aus den hellen Mienen

des Kindes anſtrahlt. Es iſt unſer eigenes, angeborenes Tugendgefühl, was uns begeiſtert, ohne daß wir es ahnen. Wir werden im Umgang mit den frommen Kleinen frömmer, edler, weiſer; wir ſcheuen uns, mit unſern Fehlern vor ihnen zu ſtehen, und wer dieſe nicht ganz auszutilgen Muth hat, verbirgt ſie wenigſtens vor ihnen. Wahrlich, wir können im Umgang mit Kindern mehr lernen, beſſer und weiſer werden, als oft mit den weiſeſten Leuten unſerer Bekanntſchaft. Laſſet die Kindlein zu mir kommen, ſprach Jeſus, denn ihrer iſt das Himmelreich.

So iſt es denn aus allen Erfahrungen aller Lebensalter erwieſen und offenbar, daß die allergrößte Glückſeligkeit, deren der Menſch je fähig iſt, nicht daher ſtammt, daß er viel habe oder ſei, ſondern daß er ein reines Herz trage. In den Augenblicken des unnennbarſten Entzückens iſt auch immer ſein ganzes Tugendgefühl am ſtärkſten erregt. Da iſt er gut; da iſt er frei von Eigennutz, Bosheit, falſchem Weſen und unreinen Begierden. Da theilt er gern mit; da möchte er

die ganze Welt beglücken; da verzeiht er ſeinen Todfeinden, und umfaßt mit Liebe die ganze Welt.

Das iſt die Macht der Tugend; das iſt das Zeugniß von der Wahrheit der Verheißung Jeſu: Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen!

Sei reines Herzens, und du haſt alle Quellen der Seligkeit in dir aufgeſchloſſen, und wirſt den Vorſchmack des Himmels empfinden, der dir nur dann und wann in den beſſern Stunden deines Daſeins zu Theil geworden iſt. Es waren aber nur darum deine beſſern Stunden, weil du in ihnen der beſſere Menſch geworden biſt. Warum bleibſt du nicht immer, wie du damals warſt? Warum fielſt du von dir ſelber ab?

Du fielſt ab von dir, weil du wieder den äuſſern Dingen zufielſt, von denen du Freuden erwarteteſt, die ſie niemals gewähren können. Du wurdeſt dir ſelber treulos, weil du nicht dir, ſondern andern Dingen angehören wollteſt, welche ſchlechterdings zu deiner Gemüthsruhe nichts bei-

tragen können. Du ergabſt dich unmäßigen Sorgen für äuſſerliche Umſtände, ohne dich zu erinnern, daß dein innerlicher Zuſtand die Hauptſache des Lebens ſei, und daß, wenn dieſer Umſtand übel ſteht, alle Ehre von auſſen, alles Geld, alle Bequemlichkeit, alle Leckerbiſſen, alle Herrlichkeit für dich freuden- und hülflos ſei. Du opferteſt, einem Wahnſinnigen gleich, das Leben hin für den Tod, den Frieden der Seele für die Unruhe, die Heiterkeit für den Verluſt, das Bewußtſein der Unſchuld für Gewiſſensvorwürfe, den Stolz der Freiheit für die Schmach der Abhängigkeit, die Furchtloſigkeit für Angſt und Beſorgniſſe. Du beteteſt vielleicht oft: Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz, und gieb mir deinen guten heiligen Geiſt! Aber bald nach dem Gebete zürnteſt du wieder dem Bruder, betrogſt du heuchleriſch einen Argloſen, ließeſt du wieder einen Leidenden ungetröſtet von dir gehen, ſuchteſt du wieder Geld mit Recht und Unrecht zuſammenzuſcharren, erfüllte der Neid dich mit Haß und Galle.

Und was haſt du endlich mit deinen bisherigen Unruhen erworben? — Vielleicht einen ſiechen

Leib, der dir wenig Luſt an dem übrigen läßt, was du haſt? Vielleicht etwas mehr Vermögen und Gut, als ſonſt, und doch vielleicht weniger Freude, denn ehemals, da du weniger beſaßeſt; vielleicht eine Ehrenſtelle, die dich der Bosheit gehäſſiger Neider und vielen Verantwortlichkeiten und Sorgen ausliefert. Iſt dies Vorſchmack des Himmels? Iſt es mit den Seligkeiten zu vergleichen, die du in gewiſſen beſſern Stunden fühlteſt, da du das alles nicht, aber ein reines Herz, ein freies, furchtloſes Gemüth hatteſt?

Wer in ſich ſelbſt recht glücklich iſt, dem gelüſtet nach nichts Anderm mehr, als daß es immerdar bleiben könne, wie es jetzt ſei. Machen äuſſere Umſtände den Menſchen glücklich, warum fodert er, wenn er am vermeinten Ziele ſteht, etwas Anderes, etwas Beſſeres? Warum läuft er immerdar einem Glücke nach, wie das Kind den glänzenden Farben des Regenbogens, und ereilt es doch nie?

Stehe ſtill, Wanderer! Gedenke deiner Paradiesesſtunden im Leben, und wodurch du ſie empfingſt. Nicht dein Kleid, dein Rang, deine Speiſe,

dein Trank gaben dir den Himmel, ſondern dein reines Herz. Du warſt der beſſere Menſch in jenen Stunden, darum war Alles um dich her beſſer. Laß ab von den falſchen Mitteln, und wähle das Einzige wieder, was dich in deinen Himmel zurückführt.

Lebe in Gott mit kindlichem Gemüth. Laß dich niemals von den Sorgen um äuſſere Verhältniſſe zu ſehr einnehmen. Thue deine Pflicht, bewahre ein vorwurfsloſes Gewiſſen; in allem Uebrigen vertraue dem, der für uns alle am beſten ſorgt. — Rotte deine fehlerhaften Neigungen, deine unreinen Triebe aus; du haſt ſie nicht als Kind gehabt, darum warſt du damals glücklicher, als du heute biſt. Verwirf von dir zuallererſt die Wünſche, welche dir am meiſten Unruhe machen; reiſſe dich durch anhaltende Uebung zuerſt von denjenigen Fehlern deiner Gemüths- und Handlungsart los, die dir den meiſten Verdruß ſtiften. Der Menſch vermag viel, unglaublich viel über ſich, wenn er ernſt will. Thue dir ſelbſt wenig zu gut; aber jeden Tag denke, wie du einem Andern Gutes

thun willſt. Fodere, was dir recht iſt; aber auch im Kleinſten thue keinem Andern ein Unrecht. Und daß du immer beſſer werdeſt, lerne Jeſu Sinn und Willen verſtehen. Das iſt die höchſte Weisheit, das der Heimweg in dein verlorenes Paradies. Dort findeſt du deinen Gott wieder, und in den ſchrecklichſten Lagen des Lebens eine Heiterkeit und Ruhe, eine innere Seligkeit, die dir kein Sterblicher entreiſſen kann. Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen!

Ja, du ewiges Erbarmen, du Liebe ohne Aufhören, Weltenvater, mein Vater! wenn ich Dich nur habe, iſt alles Andere, was das Leben bringt, nur ſchattenhaftes Gaukelſpiel. Wenn ich Dich nur habe, gehe ich mit Zuverſicht durch helle und dunkle Stunden, und finde meinen Weg, und zage nicht, ob Noth oder Tod mir drohen. Wenn ich Dich nur habe, bin ich reich genug, mag mir auch immerhin, was Andere köſtlich nennen, fehlen; ſtehe ich wohl hoch genug, mag mich die Welt auch noch ſo ſehr verſchmähen; fühle ich mich ſtark genug, und mögen Tauſende ſich zu meinem Un-

tergang verſchwören; bin ich geborgen, mag ich auch Schiffbruch leiden und all mein Hab und Gut verlieren. Wenn ich Dich nur habe, entreißt mir ſelbſt der Tod nicht meine Freuden; und nimmt er von meinem blutenden Herzen alle die theuern Seelen, die ich liebe — er, ach er iſt dein Engel, er bringt ſie nur zu Dir, daß ich ſie wiederfinde in deinem Liebesarm. Wenn ich Dich nur habe, iſt Alles mein! Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Dreißigſter Sonntag, am 25 Juli 1813.

Uns ſtrahlt das Licht der Ewigkeit,
Uns ſtrahlet Gottes Licht,
Das durch die bange Nacht der Zeit
Höchſt herrlich ſieghaft bricht.

Religion geht uns voran,
Beleuchtet unſern Pfad,
Und macht glückſelig jedermann,
Der ſie zum Leitſtern hat.

Des Lebens beſte Luſt iſt Müh,
Der Erde Gold iſt Staub;
Was noch ſo herrlich blühet hie,
Wird eines Grabes Raub.

Religion allein verklärt
Das Irdiſche mit Glanz;
Sie giebt dem Staube höhern Werth,
Der Freude erſt den Kranz.

Um Erd' und Himmel knüpfet ſie
Ein wundervolles Band;
Ein Eden blüht durch ſie uns hie,
Und dort ein Vaterland.

Ueber den Werth religiöſer Feierlichkeiten im bürgerlichen und häuslichen Leben.

Pſalm 100, 1—5.

Schon in den Urzeiten der Menſchheit war es, ſelbſt bei rohen, unwiſſenden Völkern, ein ehrwürdiger Brauch, daß ſie ihre wichtigſten Unternehmungen mit irgend einer gottesdienſtlichen Feſtlichkeit begannen und endeten, und ſelbſt keinen allgemeinen Freudentag begehen mochten, ohne vorangehende Verehrung des höchſten Weſens. Aller Anfang mit Gott! ſagt das edle Sprichwort der Völker früher und ſpäter Zeiten.

Es loderten von den Altären dem höchſten Weſen Opferflammen. Noah, nach den Schrecken der Sündfluth, verſammelte die wenigen Geretteten um ſich, und die erſte That auf der abgetrockneten Erde ward ein feierlicher Dank, dem Erbarmer dargebracht. Moſes und Aron erhoben durch mancherlei gottesdienſtliche Feſte den in der ägyptiſchen Sklaverei niedergedrückten Geiſt Iſraels wieder zu ſeiner Kraft und Würde. David ſang in königlicher Pracht dem Gott der Götter ſeine Pſalmen.

Der Heide beginnt ſein Tagewerk nicht, ohne vorher dem Himmel ſein Opfer geweiht zu haben. Der Verehrer Mahomeds wendet ſein Antlitz gegen Morgen, wirft ſich demuthsvoll auf die Kniee, und berührt mit ſeiner Stirn den Staub des Bodens und betet.

Und die Chriſten, was thun ſie?

Jeſus, der göttliche Offenbarer ihres Glaubens, verknüpfte jede wichtige Handlung ſeines Lebens mit einer bedeutungsvollen religiöſen Feierlichkeit. Lange wohnte er in ſtiller Dunkelheit, ſich auf ſein großes Lehramt vorbereitend. Und als er es begonnen, war die Feierlichkeit der Taufe gleichſam die Weihe, welche er von der Erde und vom Himmel in des Jordans Wellen empfing — dann muthvoll auf den ewigen Vater in den Höhen blickend trat er in die dornenreiche Laufbahn ſeines Erlöſungswerkes ein. Er lehrte, duldete, bis die Stunde kam, da er für die Sünden der Welt auf Golgatha bluten ſollte. Es kam der Abend, da er zum letztenmal im vertrauten Kreiſe ſeiner Jünger ſaß — es kam der Augenblick, da er ſein großes Lehramt enden mußte. Es geſchah mit religiöſer

Feierlichkeit durch Stiftung des heiligen Nachtmahls zum Gedächtniß ſeines Welterlöſertodes.

Und die Chriſten, was thun ſie?

Die Jünger des Göttlichen folgten treu dem Beiſpiel des Lebensheilandes. Die Ordnungen der Taufe und des Nachtmahls, wie ſie dieſelben von ihm empfangen hatten, wurden beibehalten; Jahrhunderte lang nach ſeiner Vollendung mit gleicher Inbrunſt gefeiert; manche andere heilige Handlungen beigefügt. Nirgends ward ein öffentlicher Freudentag, nirgends ein großer Trauertag begangen, ohne daß die erſten Bekenner des Herrn ihr andachtsvolles Auge zuerſt gegen ihn empor richteten. Er hatte ja verheißen: wo ihrer wenige in meinem Namen verſammelt ſind, da will ich mitten unter ihnen ſein.

Und die Chriſten unſerer Tage, was thun ſie?

Sie haben der Feſte genug — aber wo ſind die Herzen, welche ſie feiern? Sie haben kirchliche, ſie haben bürgerliche Feiertage — der wichtigſten Ereigniſſe genug in ihren Familienkreiſen: aber ſo tief in den Schlamm des Alltagslebens und der Sinnlichkeit iſt ein großer Theil der Menſchheit verſun-

ken, daß man ohne Andacht dazu tritt; die Verehrung des höchſten Weſens als Nebenſache anſieht, und nur nach der Luſtbarkeit lechzt.

Ihrer viele finden die religiöſen Feierlichkeiten bei bürgerlichen Feſten ſehr überflüſſig, und verachten ſie, als ein ſteifes, langweiliges Zeremoniel, deſſen man ſich entſchlagen ſollte. Andere geſtatten dieſelben allenfalls noch etwa, wie ſie vornehm meinen, um des Pöbels willen, oder um der alten Form willen, oder weil man doch der Kurzweil wegen noch ſeinen müßigen Witz daran üben könne.

Weit entfernt, die Geiſtesbeſchränktheit und Herzloſigkeit dieſer Verächter hochwürdiger und gemüthserhebender Handlungen zu verdammen, kann man nur ihre Kurzſicht und Armuth edlerer Gefühle beklagen. Ihr nicht wenige ſind theils durch den Leichtſinn ihrer eigenen Eltern und Erzieher auf einen falſchen Geſichtspunkt gerathen, aus welchem ſie den Gegenſtand im falſchen Licht erblicken; Andere haben ſich durch Leſung von ſeichten Schriften verführen laſſen; Andere, mit halben Kenntniſſen, unreifen Einſichten und mangelhafter Menſchenkunde, laſſen ſich beigehen, ſelbſt eigene Ur-

theile glänzen zu laſſen, und ſich groß zu dünken, wenn ſie über das Göttliche ſogar einen faden Einfall zu Tage bringen können.

Wozu dient aber, daß feierliche Handlungen des Lebens auf eine religiöſe Art begangen werden? — Wahrlich nicht, um ihnen mehr alterthümliches Anſehen zu geben, ihnen durch Vermehrung todter Formen mehr äuſſere Würde zu verleihen. O ihr Kinder des Staubes, wenn ihr ſpielen wollet, mißbrauchet nie das Heiligſte und Höchſte, was das Weltall hat, zu euerm Tand! Und iſt es auf bloße Ergötzlichkeit, auf Schmauſereien und Tänze abgeſehen, wozu wollet ihr die göttlichſten Gefühle des Herzens in Anſpruch nehmen?

Aber du, dem der Werth einer religiöſen Weihe bürgerlicher Feſte ſpotteswürdig und entbehrlich ſcheint, und frageſt: worin kann er beſtehen? — ich frage auch dich hinwieder: Welchen Werth hat dein ganzes Leben, ohne Religion? Wozu biſt du, wenn für dich keine Vorſehung, keine Ewigkeit, keine Vergeltung über den Sternen wohnt? Und was biſt du, ohne ſie? — Wahrlich, indem du jene Heiligthümer verlierſt, haſt du deinen

eigenen Werth verloren. Du lebſt, und dein Daſein wird für dich ſelbſt zum finſtern Räthſel. Du lebſt, aber kein höheres Leben, als das Vieh, ohne zu wiſſen, wie dieſes, woher, warum, wohin? Du lebſt, um dich zu kleiden, zu beherbergen, zu ſpeiſen, zu trinken und zu ſterben, und nicht mehr zu ſein. Iſt denn dies der Mühe werth, daß du das Licht der Welt erblickteſt, daß du deine Jugend unter Erlernung aller Vorkenntniſſe, deine Tage mit Arbeiten und Sorgen, dein Alter mit Mühſeligkeiten vollbrachteſt? Prangt dafür dein Geiſt mit einer weltüberſchauenden Vernunft; währt dafür dein Herz die unüberwindliche Ehrfurcht vor Tugend und Seelengröße; bewegen dich dafür in ernſten Stunden ſo tiefe Gefühle der Sehnſucht nach dem edlern Sein, und Ahnungen, die nicht im Gewühl des todten Lebens geſättigt werden können? — — Welchen Werth kann dein ganzes Daſein haben ohne Religion? Wäre es nicht oft beſſer, nie da geweſen zu ſein, als blos den Rang der höhern Thiere anzunehmen, und nach dem vergeblichen Wechſel von Freuden und Schmerzen aus der Reihe der Dinge wegzugehen und Andern Platz zu machen?

Was nun die Religion für das menſchliche Daſein überhaupt iſt, daß ſie demſelben nämlich erſt ſeine volle Bedeutung ertheilt; daß ſie das Irdiſche mit dem Himmliſchen, das Erſchaffene mit dem Schöpfer, die vorüberfliegenden Minuten mit dem, was ewig bleibt, vermählt; daß ſie dem Menſchengeiſte das höhere Leben giebt, deſſen er durch ſeine Sinne fähig iſt: das iſt die Religion auch für den einzelnen Lebenstag und für jede auſſerordentliche Handlung des Sterblichen.

Es iſt nicht die Schuld der chriſtlichen Kirche, daß du in ihren Feierlichkeiten nur das todte Auſſenwerk erblickſt; es iſt deines Leichtſinns Schuld, wenn du nie den Sinn und hohen Geiſt derſelben begriffeſt. Dein Spott wahrlich kann ſie nicht treffen, ſondern klagt dich ſelbſt vor der gebildetern Welt an.

Auf daß wir nie der höhern Beſtimmung vergeſſen, denen wir durch unſere Natur geweiht ſind, empfängt uns die Veredlerin unſers Daſeins ſchon an den Schwellen des Lebens, da wir in die Welt eintreten. Die heilige Taufe wird dem Säugling gegeben, und er damit von den beglückten Eltern dem Himmliſchen gewidmet, noch ehe er es kennt.

Ach, der Vater, wenn er den holden Säugling in der Wiege, und die Mutter, wenn ſie ihn an ihrer Bruſt erblickt, gedenken unter geheimen Thränen auch wohl der Sterbeſtunde des Lieblings.

In der Feier des Abendmahls Jeſu Chriſti wird der Bund des Getauften mit dem Himmel erneuert. Seine Geiſteskräfte haben ſich entwickelt. Er tritt ſelbſtdenkend und ſelbſthandelnd ins Leben, bald ſich ſelbſt und ſeinen Mühen überlaſſen — in der Gedächtnißfeier des Erlöſertodes Jeſu ſoll ſein Muth erſtarken, als Chriſt und Weiſer durch Freud und Leid jedem Verhängniß entgegenzugehen. So winkt abermals die Religion dem Sterblichen bei einem der wichtigſten Abſchnitte ſeines Lebenslaufes empor zu dem, was droben iſt, und mahnt ihn, daß er unter des Tages Laſt und Hitze, unter den Ausſchweifungen, den Sorgen und Zerſtreuungen eingedenk bleibe, er habe höhern Beruf in ſich, als blos für den Tand der Erdenwelt.

Liebende ſtehen vor Gottes Altare, und geloben dem Allgenwärtigen die ewige Treue ihrer Herzen. Auch Thiere und Pflanzen begatten ſich; aber Menſchen vermählen ihre Seelen, ihre Gefühle, ihre Schickſale, alle ihre Sorgen, ihre letzten Seufzer.

Vielleicht wäre zu ſolcher Verbindung eine einfache bürgerliche Handlung vor der Obrigkeit hinlänglich, wie bei vielen andern Verträgen der Fall iſt. Aber hier iſt nicht ein bloſer Vertrag um Rechtſame und Eigenthum, es iſt ein Vertrag der Gemüther, ein Bündniß der Geiſter, der nur durch Tugenden beſteht. Darum verklärt ihn die Religion mit ihrem Glanze, daß auch in dieſem Ereigniß der Menſch ſich über das gemeine Thieriſche erhebe, ſich ſeines göttlichen Urſprungs bewußt bleibe.

Und bis zum Sterbebett und bis zum Grabe iſt Religion die treue Begleiterin. Unter feierlichen Einſegnungen und Gebeten, mit dem Gedanken an den Allerbarmer, entſchlummert der müde Menſch, ſcheidet von ſeiner abgeworfenen Hülle, ſchwebt in das Geheimniß des neuen Lebens hinüber.

Wenn wir nun nicht läugnen dürfen, daß ohne Religion unſer Leben ein bedeutungsloſes thieriſches Athmen wäre; wenn wir bekennen müſſen, daß jene heiligen Feierlichkeiten bei den wichtigſten Anläßen unſers Lebens unſer Gemüth oft tief rührten, höhere Geſinnungen wach riefen, und dem, was mit uns vorging, Würde und bleibendes Gedächtniß gaben: ſo werden wir auch gern erkennen, daß große Er-

eigniſſe in unſerm häuslichen Leben, Bürgerfeſte, ſelbſt Tage allgemeiner öffentlicher Freude nicht würdiger beginnen können, als wenn ſie mit dem Ernſt des Gottesdienſtes angehoben werden.

Religiöſe Feierlichkeiten geben jedem Feſte erſt ſeine wahre Weihe und Bedeutſamkeit. Es iſt ein elender Freudentag, da man für den Genuß der Sinne ſorgt und das Gemüth ohne Nahrung läßt. So hat auch das Thier ſeinen Sabbath eben ſo oft, als es ſeinen Hunger ſtillt. Aber indem ſich gleichſam der Schimmer des Göttlichen über die ganze Freude des Tages verbreitet, leben wir ein höheres Leben an ihm. Es wird der Seele gegenwärtiger, was der Zweck des Feſtes ſei, und er kann dem Auge nie verſchwinden. Es ſoll ein Tag der Freude ſein, aber dem hohen Geber der Luſt ward von dankbaren Herzen das erſte Opfer der Erkenntlichkeit dargebracht. Und indem der andachtsvolle Geiſt vom Throne des Höchſten, des Schöpfers aller Seligkeit, zur Erde zurückgekehrt, bringt er gleichſam etwas Himmliſches in die Luſt, welche ſeinen Sinnen bereitet wird. Aller Anfang mit Gott, ſo wird auch, was von Staub entſpringt, geheiligt.

Religiöſe Feierlichkeiten ſtimmen das Gemüth, jedes Feſt in ſeiner wahren Würde zu begehen. Sie erwecken, ehe man ſich dem Strom der Freude überläßt, zum ſtillen Ernſt, zur ruhigen Ueberlegung deſſen, was geſchehen ſoll. Sie entbinden in uns heilige Entſchließungen, daß wir uns Gottes und des Tages, den er verlieh, nicht durch Selbſtvergeſſung und Uebermaas im Guten unwürdig machen. Die Religion Jeſu iſt keine Störerin menſchlichen Frohſinns. Chriſtus ſelbſt war in der Mitte der Glücklichen und mehrte ihre Freuden. Die heilige Schrift ermahnt uns, mit den Fröhlichen des kurzen Daſeins froh zu werden. Aber Weisheit gebietet, daß wir, als höhere Weſen, die Freude beherrſchen, nicht daß ſie uns beherrſchen ſoll; gebietet mit Beſonnenheit, ſelbſt im Gewühl der Luſt, unſerer mächtig zu bleiben, auf daß die Wonne nicht zum Quell langer Schmerzen, fruchtloſer Reue entarte.

Nirgends ſo ſehr, als bei feſtlichen Anläßen und öffentlichen, gemeinſchaftlichen Ergötzungen iſt der Menſch und ſeine Tugend in Gefahr. Leicht betäubt auch ſelbſt den erfahrenern Mann das Vergnügen,

und die Gewalt des allgemeinen Beiſpiels reißt ihn mit ſich dahin. Bald iſt die zarte Grenzlinie des Anſtändigen, bald dann auch die des Pflichtmäßigen überſchritten. Die berauſchten Sinne überlärmen das edlere Gefühl; die Leidenſchaften leben allein; der unſchuldige Scherz geht in fehlerhaften Muthwillen, der Muthwille bald in Ausgelaſſenheit, die Ausgelaſſenheit in ſinnloſe Ausſchweifungen, und dieſe oft — in Verbrechen über.

Wie mancher Feſttag ward ſchon der Todestag einer Unſchuld! Wie mancher Feſttag ſchon der letzte Tag einer alten Freundſchaft, oder eines guten Namens, oder einer blühenden Geſundheit, oder eines reinen Gewiſſens!

Darum eröffne Religion und ihre ernſte Feierlichkeit den Tag des Feſtes. Sie erſcheine jedesmal als ein liebender, warnender Engel, daß ſie die Freude der Glücklichen mäßige und die Vergiftung des Wonnekelchs abwehre.

Religiöſe Feierlichkeiten vereinigen die Herzen zu herzlicherm Genuß eines Feſtes. Ohne Liebe iſt keine wahre Freude.

Fremdlinge können zuſammentreten und ſich berauſchen; aber Freunde genießen im gemeinſchaftlichen Glück ein zarteres Vergnügen. Sie ſchließen einander feſter an die Bruſt, und im heitern Geſpräch gedenken ſie der Tage der Schrecken und Kümmerniſſe gern, in denen ſie auch einſt treulich verbunden den Kampf beſtanden; gedenken der ſchwarzen Stunden, die noch kommen mögen, und ihre Liebe ſchwört, ſich auch dann nicht zu verlaſſen.

Die feierliche Andacht im Tempel verſammelt die Genoſſen des Feſtes vor Gott. Da ſtehen ſie mit dem Gefühl: Wir ſind alle des ewigen Vaters Kinder; alle Brüder, die für einander leben und ſterben ſollen! — Schon dieſer Gedanke vereinigt die Getrennten, giebt Vertrauen unter den Unbekannten, flößt freundſchaftliche Geſinnungen auch gegen den Gleichgültigen ein. Die Gemeinde der Chriſten und Bürger nährt in ſich nur eine einzige große Familie, welche beſtimmt iſt, gemeinſchaftlich des Lebens Wohl und Weh zu tragen. Der Niedrige iſt für den Hohen, der Reiche für den Armen vorhanden. Einer war und bleibt dem

Andern unentbehrlich; Einer führt den Andern zur Freude; Einer begleitet den Andern früher oder ſpäter zum Grabe; — Erinnerungen, wie dieſe, ſchließen die Herzen enger zuſammen, machen ihnen die Feier des Tages werther, herzlicher, heiliger. Das vermag kein anderes Mittel, kein Geräuſch, kein Pomp, kein todter Glanz. Du nur, Religion meines Jeſu, Beſeligerin des Menſchengeſchlechts, nur du vermagſt es durch den ſtillen, wunderbaren Zauber, welchen du über alle Herzen übſt, welche nicht ſchon ganz den Gefühlen des Menſchlichen verſchloſſen ſind. Durch dich wird der Staubgeborene, er weine im Schmerz oder lächle in der Luſt, ſeiner Schöpfung würdig, und verjüngt er ſich zum Ebenbilde Gottes. Du ziehſt den Himmel zur Erde nieder, und verklärſt, was irrdiſch iſt, durch das Göttliche, wie die Begeiſterung einer ſchönen Seele ihren Leib verklärt.

Darum, Jünger, Jüngerinnen des Heilandes, des Göttlichen, weihet die ſchönern Tage des Lebens durch Andacht und Anbetung ein, und heiliget die Wonne, welche ihr genießet, mit der Herrlichkeit

eures Glaubens. Und alſo dienet dem Herrn mit Freuden, kommt vor ſein Angeſicht mit Frohlocken. Gehet zu ſeinen Thoren ein mit Danken, zu ſeinen Vorhöfen mit Loben. Danket ihm, lobet ſeinen Namen. Denn der Herr iſt freundlich, und ſeine Gnade währt ewiglich, und ſeine Wahrheit für und für. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Einunddreißigſter Sonntag, am 1 Auguſt 1813.

O Blut der Heiligung vergoſſen
In Strömen, die vom Kreuze floſſen,
Beweiſe deine Kraft an mir!
O Wort des Sohns, du Quell des Lebens,
Erſchalle nicht vom Kreuz vergebens,
Ich will mich heiligen in Dir.
Du Geiſt der Heiligkeit,
Begeiſtre mich!
Du Hauch himmliſcher Zärtlichkeit,
Durchwehe mich!
Kraft Gottes,
Stärke mich!
Daß ich von Sünden frei zu Gott erhoben werde.
Von dieſer Erde.

Das Evangelium, eine Kraft Gottes.

Erſter Theil.

Röm. 1, 16.

Nicht alle, die zur chriſtlichen Kirche gehören, gehören zum chriſtlichen Glauben. — Wem wäre

dieſe Erfahrung unbekannt? Und auch wohl mancher, welcher dieſe Zeilen lieſet, wird in ſich geh'n und denken: „Ich gehöre allerdings zur chriſtlichen Kirche, aber wohl ebenfalls nicht zum chriſtlichen Glauben! ich ſelbſt bin mit mir noch nicht ganz einig, was ich mir unter dieſem Glauben denken muß, und wie er auf mein ganzes Weſen zu meiner anhaltenden Beruhigung und Seligkeit wirken könne? Ich ſchwanke noch immer, und oft wider meinen Willen, in allerlei Zweifeln, die ſich mir von ſelbſt aufdringen. Ich ſehne mich nach Licht, und bleibe in ewigen Dämmerungen. Ich ſuche im Stillen nach dem Beſſeren, und kann es doch nicht ergreifen. Auch mag ich mich Niemand gern in dieſen Sachen offenbaren; denn es kann mir Niemand helfen, wenn ich mir nicht durch eigne Kraft des Nachdenkens und Forſchens helfen kann. Zudem muß ich wohl noch beſorgen, wenn ich einem Andern meinen unangenehmen Gemüthszuſtand offenbare, daß ich verkannt werde. Ich möchte es meinem beſten Freund nicht ſagen, aus Furcht, ſeine Achtung könnte ſich gegen mich verringern. Denn man liebt und traut nur denjenigen vollkommen, von welchem man glaubt, daß er eine gewiſſe Entſchloſſenheit und Stärke der

Denkart habe, in keinem Dinge wanke, am wenigſten in ſeinen höchſten Angelegenheiten.“

So denkt mancher. Und das Evangelium liegt todt vor ihm; und die Freude des Lebens, die wahre, reine Freude am Daſeyn weicht aus ſeiner Bruſt; und die herrliche Welt, das glänzende All göttlicher Schöpfungswunder, ſchwebt vor ihm, wie ein finſteres Räthſel.

O mein zagender, unglücklicher Freund, wie betraure ich deine heimliche Krankheit! denn Krankheit der Seele iſt doch dein Gemüthszuſtand, ſo wie Widerſpruch und unnatürliche Verwirrung der Kräfte und Säfte zur Krankheit des Leibes wird. Wer kann dir helfen, wenn du dir nicht ſelber helfen kannſt.

Aber laß uns verſuchen, ob nicht der Urſprung deiner heimlichen Noth zu entdecken iſt? haſt du ihn gefunden: ſo findeſt du das ſicherſte Heilmittel dann vermöge deiner Urtheilskraft vielleicht deſto ſchneller.

Vieles, was du als Kind erfuhrſt und lernteſt, haſt du bei reifern Jahren, als mangelhaft, von dir geworfen. Aber es hatte dich ehemals zufrieden geſtellt; was du ſeitdem erfahren und gelernt,

will dir nicht genügen. Du möchteſt den Kindheitsfrieden wieder heimrufen in deine Bruſt, und deine ſeitdem gewachſenen Kenntniſſe hindern dich doch daran.

Vieles, was dir die Kirche ſagte, ſcheint dir zwar für das Allgemeine ſehr zweckmäßig und noththuend; aber es ſagt deinem Verſtand, deiner Erkenntniß nicht zu. Es ſtreitet mit deinen übrigen Einſichten. Du ſtehſt oft im Tempel Gottes unter den Chriſten, ſiehſt ihre Sakramente, hörſt die Vorträge des heiligen Wortes — es iſt auch an dich gerichtet: aber dir iſt zu Muthe, als ob du nicht in dieſen Tempel hinein gehörteſt, ſondern zu einer ganz andern Religion.

Wie aber haſt du ſeither nach der ſeligmachenden Wahrheit geſucht? Vielleicht lag da der Grundfehler deines Uebels, daß du ganz falſche Mittel anwandteſt, dir Beruhigung zu verſchaffen.

Der Menſch iſt von Natur ein Ganzes; nichts Inſichgetrenntes. Und will der Menſch die Natur begreifen, ſich ſelbſt, die Gottheit, ſein Daſeyn, ſeine Beſtimmung, ſein Leben hier und künftig: ſo muß er's nicht mit getrenntem Gemüth verrichten.

Vielleicht willſt du das, was an ſich unendlich

iſt, bloß mit deinem Verſtande meſſen und erkennen. Darinn fehlteſt du. Biſt du nicht zufrieden, daß der, welcher dich ſchuf, den Begriff der Unendlichkeit in dein Ich legte? Wenn wäreſt du ohne dieſe höhere Gottesoffenbarung nur zu dem großen Gedanken gekommen? Gott hat ſich in dir ſelbſt offenbart. Staub, warum, ſtatt dieſe Offenbarung zu ehren, willſt du ſie beklügeln und bezweifeln? Und doch ſind deine Zweifel umſonſt. Die Wahrheit bleibt ewig in dir laut und ruft: ſo iſt's! — obgleich du immerdar einſeitig mit dem bloßen Verſtande zu grübeln und zu meſſen fortfährſt. — Laß das in dir walten, was der Geiſt geoffenbart hat, und verſuche nicht das Unmögliche, haſche nicht muthwillig nach Widerſprüchen. Mit Eigenſinn Zweifel verſuchen, macht endlich das Zweifeln zur Gewohnheit, zur Sucht und Leidenſchaft. Man kann zuletzt dahin gerathen, daß man die Albernheit ſeiner Zweifel ſelbſt einſieht, und doch immer wieder unwillkührlich denkt: es könnte aber doch wohl anders ſeyn. Da iſt das Zweifeln ſchon zur Sucht geworden, die ſich nicht ſo leicht abſtreiten läßt. Was du für Hellſinn, Vorurtheilloſigkeit und Geiſteskraft hältſt, iſt wirkliche Seelenkrankheit.

Um Gott, um dich ſelbſt, um die Verknüpfung deines Hierſeyns mit einem künftigen Seyn zu begreifen, müßteſt du ſelbſt Gott ſeyn. Begnüge dich mit den erſten Offenbarungen, welche dir der in den Geiſt legte, der dich nicht vergebens ſchuf; glaub' und handle froh auf dieſe hin. Gleiche nicht dem Kinde, welches aus Begierde, den ſchönen Inhalt von Büchern zu leſen, das langweilige Erlernen der erſten Buchſtaben verachtet, und nicht dieſe wiſſen will, ſondern den ganzen Inhalt des zu leſenden Buchs. — Wir haben aber hienieden den erſten Buchſtaben empfangen, der uns zum Leſen des großen, göttlichen Alls vorbereitet. Begreif ihn im kindlichen Glauben. Du biſt nicht vergebens geſchaffen, und kein Zufall warf den Begriff von Ewigkeit in die Welt. Es kömmt der Tag, der dir den zweiten Buchſtaben entſchleiert. — Handle, glaube muthig darauf hin — er kömmt vielleicht dir ſchon vor deinem Tode.

Das entgegengeſetzte Uebel von der Krankheit, mit der Einbildungskraft das Unendliche durchfliegen, oder mit dem eingeengten Verſtande das Höchſte ermeſſen zu wollen — was endlich nothwendig zur Zweifelſucht entarten muß — iſt: wenn der Menſch ſeine Religion in bloße blinde, ſchwärmeriſche Gefühle

ſetzt, und wähnt, vermöge beſtändigen Betens, beſtändigen Selbſtbeſchauens, beſtändiger Herzenszerknirſchung in das Allerheiligſte einzudringen. — Er findet ſich hier abermals im Widerſpruch mit ſeiner eigenen Natur und der Welt. Er ſehnt ſich nach Ruhe, nach innerer Seligkeit, nach Vereinigung mit Gott, und findet ſie nicht. Denn er bemerkt zu ſeiner Betrübniß, daß ſeine Andacht nicht immer die Innbrunſt hat, die er ihr wünſcht; daß ſeine Gefühle oft wider ſeinen Willen erkalten; daß er ſich ſelbſt oft keinen einzigen Tag gleich ſei. Darüber erſchrickt er. Er verliert mehr Ruhe, als er findet. Er fängt an, an ſeiner eignen Seligkeit zu zweifeln, und daß er je zur Gnade gelangen könne. Er hält ſich für verſtoßen von Gott; für allzuirdiſch und unwürdig. Seine Reue wird wieder inniger; ſein Gebet feuriger; ſeine Andacht ſtärker, und dann nach einigen Tagen ſinkt er in die nämliche Kälte zurück, und wird muthloſer an ſeinem Heil, als er jemals geweſen. Er ergiebt ſich bangen Zweifeln an Gottes Huld und Barmherzigkeit.

Der Unglückliche! — er iſt es durch ſich ſelbſt. Er iſt es, daß er die Macht der Religion in bloßen Gefühlen ſucht, und mit getrennten Kräften, nicht

auch im ruhigen Nachdenken über ſich, über ſeine gebrechliche Natur, über den Gang des Lebens. Dann würde er erkennen, daß man unmöglich zu allen Zeiten gleich geſtimmt ſeyn könne; daß der Menſch ſeine eignen Empfindungen und deren Lebhaftigkeit nicht immer in ſeiner Gewalt habe; daß körperliche Umſtände den meiſten Einfluß auf unſre frohe oder traurige Stimmung, auf unſern Ernſt oder unſre Zerſtreuung haben; daß Gott ſelbſt dies alſo in uns mit hoher Weisheit angeordnet hat; daß Chriſtus Jeſus ſelbſt nie von ſeinen Jüngern ſolch einen Gemüthszuſtand forderte, ſondern laut, feierlich erklärte, nicht lange Gebete, nicht ewiges Seufzen ſei ihm angenehm; nicht die welche da rufen: Herr! Herr! ſondern welche den Willen thun des Vaters im Himmel, die ſeinen Gott lieb'; die erkenne er als ſeine Kinder. Was der Wille des Vaters im Himmel iſt: Liebe deinen Nächſten, als dich ſelbſt, vermehre die Glückſeligkeit derer, die dich umgeben, durch freundliche Worte und freundliche Thaten; Gott aber liebe über Alles!

Zweifler in jeder Geſtalt! dein Zuſtand iſt ein Zuſtand ſtiller Pein. Warum entfliehſt du ihr nicht?

Hüte dich deinen Zweifeln länger nachzuhängen, denn was dir zur Gewohnheit wird, hält dich nachher nur um ſo feſter. — Zweifler jeder Geſtalt, rette dich, rette deine Seele, dein Lebensglück — ja dein Ewiges!

Du fragſt: „aber wie? Denn eben meine Rettung ſuch' ich. Meine innere Ruhe wünſch' ich. Wo find' ich ſie?“

Ich antworte: In dir und in der wahren Weisheit.

Du fragſt: „Und wie gewinne ich die wahre Weisheit? Denn ſie eben iſt's, die ich ſuche und zu der ich nicht gelangen kann.“

Ich antworte: Du findeſt ſie, aber nicht auf dem bisherigen Wege. Ein Beweis, daß du irrteſt, iſt, daß du unglücklicher geworden biſt in dir, als du wärſt, ehe du dieſen Weg betrateſt. Du gerietheſt mit dir ſelbſt, mit deinen eignen Kräften in Zwieſpalt, darum ſcheinſt du in Zwieſpalt mit Gott und dem Leben zu ſeyn. Die wahre Religion wird von ſelbſt wieder in dein Herz den Einzug halten, wenn du nicht mehr einſeitig nach dem ſtrebſt, was dir Noth iſt. — Siehe, es iſt eine große Wahrheit in den Worten des weiſen Apoſtels Paulus: „Ich

ſchäme mich des Evangelii von Jeſu Chriſto nicht, denn es iſt eine Kraft Gottes, die da ſelig macht alle, die daran glauben.“ Röm. 1, 16. — Es liegt darin eine Wahrheit, welche du bisher vielleicht nie in ihrer ganzen Fülle erkannteſt.

Aber vor allen Dingen, auf daß das Evangelium von Chriſto als eine Gotteskraft in dir laut werde und wirke, unterſuche, was brachte dich in den gegenwärtigen Zuſtand von unruhigen Zweifeln? — Dieſe Urſachen entferne. Gehöre dir erſt ſelbſt wieder an. Werde geſund. Denn dein Gemüthszuſtand iſt eine Krankheit der Seele, und anders nichts.

Oft iſt dieſe Urſach eine Unpäßlichkeit des Körpers, ein Verderbniß der Säfte, eine Erſchlaffung unſrer innern Theile. Dadurch entſteht anfangs Mißmuth, Unruhe, mürriſches Weſen, ohne daß man oft äußere Veranlaſſungen dazu hätte. Aber ſtatt den Fehler in ſich ſelbſt zu vermuthen, ſucht man die Urſachen der eignen Unbehaglichkeit dann gern in Umſtänden außer ſich. Wenn in ſolchem Zuſtande unglücklicherweiſe aber der Geiſt ſich zu einer beſondern Thätigkeit geneigt fühlt, und ſich, ſei es aus Bedürfniß der Beruhigung, oder überhaupt nur aus Bedürfniß einer ſtillen Selbſtbeſchäftigung,

vorzüglich mit Angelegenheiten der Religion einläßt: ſo trägt der Menſch oft ſeine Unruhe, ſeine Unbehaglichkeit auch in dieſe hinüber. Er neigt ſich entweder zur Grübelei oder zur ſtillen Schwärmerei, und wird durch beides zur Zweifelſucht verführt. Der kränkelnde Körper wirkt allezeit nachtheilig auf den Geiſt. Auch das Gemüth kränkelt. Während ein Anderer in ſolcher Lage mit allen Dingen und allen Menſchen um ſich her unzufrieden wird, trägt derjenige, der ſich vorzüglich mit religiöſen Sachen beſchäftiget, ſeine Unzufriedenheit in dieſe hinüber. Nichts iſt ihm ganz genügend; dem einen nicht die Andacht, die Inbrunſt, die Zerknirſchung des Herzens; dem Andern nicht die Wahrheit, das Licht, die Natur, die Offenbarung. Beide verzweifeln zuletzt aus gleichen Urſachen von ganz verſchiedenen Seiten und über ganz verſchiedene Gegenſtände.

Prüfe, ob du körperlich von Uebeln frei ſeieſt? Ob du durchgehends heitern Lebensmuth fühlſt, wie ehemals? Ob du geneigt biſt zu einem ſtillen, gleichmäßigen Frohſinn? — Fehlt dir dieſes: o dann glaube mit Zuverſicht, der Grund deiner Verſtimmung, deiner Zweifelſucht, deiner Unruhe liegt nicht in dem, was die Religion angeht: ſondern in einer

körperlichen Unordnung. Durch ſie leidet auch deine Seele. Zieh einen Arzt zu Rath. Meide die Einſamkeit und ſuche angenehme, zerſtreuende Geſellſchaft von Freunden und Freundinnen; zwinge dich ſelbſt, ſo ſchwer dir's auch im Anfang werden mag, nie an das zu denken, was dich in religiöſer Hinſicht zu betrüben ſcheint. Dein Leib kränkelt, nur darum leidet auch deine Seele mit. Stelle den Umlauf deiner Säfte durch tägliche Bewegung her, denn oft bewirkt eine allzuſitzende Lebensart, ein langes Verſchloſſenſein in Zimmern, oder ein Mangel gehöriger Verdauung, eine Unregelmäßigkeit in der Nahrung das Grundübel, welches, wie ein feines Gift, auch die Seele beſchleicht, die Empfindungen trübet, die Anſichten irdiſcher und göttlicher Dinge verwirret.

Oder — prüfe, ob dich das Leſen gewiſſer Schriften, in die Quaal des Zweifels leitete, oder ob die Urtheile und Vorſtellungsarten deiner Bekannten und Freunde nachtheilig auf dich wirkten, daß dein Geiſt, deine eigene Urtheilskraft ganz davon befangen ward? — In dieſem Falle ſtelle erſt die ganze Unbefangenheit deines Gemüths wieder her; mache dich von den traurigen Vorſtellungen gewaltſam los, die dich unglücklich machen. Denn eben darum, weil ſie dir keine

Beruhigung gewähren, ſind ſie nicht göttlicher Natur, ſind ſie nicht wahr. Denn die Lehre von Jeſu iſt eine Kraft Gottes ſelig zu machen, nicht aber in ſtille Verzweiflung zu verſetzen. Menſchenirrthum allein kann uns Elend geben. Entſchlage dich, Zweifler, wenn dein Heil dir lieb, deine Seligkei auf Erden dir theuer iſt, entſchlage dich plötzlich aller ſpitzfindigen Fragen und Forſchungen. Laß ſie einſtweilen auf ſich beruhen. Meide die Einſamkeit. Zerſtreue dich unter nützlichen Arbeiten. Söhne dich mit der Welt, mit der Natur aus, wie ſie dir ehemals erſchien. Handle edel, menſchenfreundlich, mit aller Aufopferung für das was gut und recht iſt — und dann, für das Uebrige, was du nicht weißt, aber doch ahneſt, doch wünſcheſt, laß den walten, der dich in dies wunderbare Weltenall rief, und der für das Glück auch des kleinſten Wurmes in der Wüſte ſorgt, und für den ewigen Gang der Geſtirne, die ſich regen in wunderbarer Ordnung, ohne daß du darum weißt. — Forſche und grüble nicht weiter. Laß, worüber dir Zweifel werden wollen, ruhigen Sinns dahin geſtellt ſein. Denke an dieſe Gegenſtände nie ernſthaft. Denn deine Urtheilskraft hat nun einmal ſchon eine falſche Richtung, dein Gemüth

eine nachtheilige, einſeitige Stimmung empfangen. Dein Forſchen, wie du es jetzt treibſt, iſt dennoch eitel. Es führt dich dennoch immer zu derſelben troſtloſen Stelle hin, von der du ausgingſt. Laß ein Jahr und mehr an dir vorübergehen. Wandle nur vor dem allgegenwärtigen Gott, und ſei fromm. Dann, — dann wirſt du einſt unerwartet einen Tag erleben, da deine Seele von ihrer Krankheit geneſen, frei, unbefangen, Gott, Ewigkeit und Leben in ganz anderm Licht erblicken wird — ein Tag, da das Evangelium in dir zur tiefwirkenden Gotteskraft wird.

Und du, der du in kummervollen Seufzern und Gebeten an deiner eigenen Seligkeit, an aller Theilnahme an der Erlöſung, an Gottes Gnade verzweifelſt, der du dich ſelbſt unwürdig hälſt der Barmherzigkeit des Herrn — prüfe, ſeit wann dich dieſer troſtloſe Glaube ergriffen hat. Haben dich Bücher, in ſo frommen Sinn ſie auch geſchrieben ſein mögen, haben dich Predigten, in ſo guter Abſicht ſie auch gehalten worden ſeyn mögen, zu dieſem kummervollen Glauben gebracht — o dieſer Glaube iſt falſch! Denn wäre er wahr, ſo würde er dich beſeligen. Das Evangelium iſt eine Kraft Gottes ſelig zu ma-

chen alle, die daran glauben, ſelig hier und dort. Es iſt eine Kraft Gottes, uns über die Leiden dieſes Lebens zu erhöhen, nicht aber in noch größere Leiden zu ſtürzen. Meide das Leſen ſolcher Schriften, die dein Gemüth verfinſtern. Sie ſind Menſchenworte. Glaube nicht dem Menſchen, denn er kann irren. Glaube dem allein, durch welchen uns Gott zur Seligkeit berufen hat, Jeſu Chriſto. Er aber ſpricht: ich bin das Licht und das Leben, wer an mich glaubt und meine Gebote hält, der wird das Leben haben. Das aber iſt der Hauptſatz aller Gebote: Liebe Gott über Alles, deinen Nächſten als dich ſelbſt!

Erheitere dich. Meide den Umgang trübſinniger Sektirer, welche lehren: daß ſie näher mit Jeſu verwandt ſeien, als andere Menſchen, die nicht zu ihnen gehören. Gehöre wieder dem Leben, dem frohen Muthe an, deinen Freunden, deinen Freundinnen, deinen häuslichen Geſchäften. Und warlich, der die Blume in der Wüſte nicht vergißt, der wird auch dich nicht vergeſſen, nicht verſäumen. Leb' und handle nach Jeſu Lehren, wie er ſie in der Bergpredigt dem ganzen Volke, in der Einſamkeit ſeinen Jüngern gab. Nicht nach deinen Seufzern,

Gebeten, frommen Empfindungen — nicht an dem Herr! Herr! wird er dich erkennen, ſondern an deinen Werken, an deinen Früchten. — Und indem du harmlos um alles andre, nur den Willen thuſt deines Vaters im Himmel, wird auch dir unerwartet ein ſchöner Tag anbrechen, da du, wie von einem ſchönen Traum erwacht, in dir das Evangelium von Chriſto als eine Kraft Gottes fühlſt, dich ſelig zu machen.

Ja, Welterlöſer, du haſt auch mich erlöſet! Dein Blut vom Kreuz floß auch für mich, wenn ich die Wahrheit und das rechte Leben ergreifen würde, wie du in deinen Lehren dargeboten. Evangelium, von Jeſu, Himmelsbotſchaft, Offenbarung des Allerhöchſten in mir, wirke denn als Gotteskraft durch mein ganzes Weſen, daß es ſich läutere von allen Unreinigkeiten und Fehlern; daß ich, frei von Zweifeln und eiteln Grübeleien, göttlich handle und wandle, um ſelig zu werden. Nur dies Eine iſt Noth! Und Chriſtum lieb haben; das heißt, in ſeinem liebenden, himmliſchen Sinn lieben und handeln, ſegnen und beglücken, iſt beſſer denn alles Wiſſen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Zweiunddreißigſter Sonntag, am 8 Auguſt 1813.

Kraft Gottes, Evangelium!
Du hoher Seelen höchſter Ruhm.
Durch dich geſtärkt ſieht jedermann
Den Sturm der Welt mit Ruhe an.

Kraft Gottes, Evangelium!
Du wandelſt uns das Leben um,
Verkläreſt uns den Staub der Zeit
In wunderbarer Göttlichkeit.

Kraft Gottes, Evangelium!
Du führeſt uns zum Heiligthum,
Wo Gott hoch über Sternen thront,
Wo Seligkeit und Liebe wohnt.

Kraft Gottes, Evangelium!
O werde du mein Eigenthum;
Frei bin ich dann, und gut und rein,
Und würdig, Gottes Kind zu ſeyn.

Das Evangelium und Kraft Gottes.

Zweiter Theil.

1. Kor. 4, 20.

Warum verzagen ſo viele gute Menſchen an ihrer eignen Religion, und daß ſie ihnen nicht jene Freude gewährt, welche Glücklichere in ihr gefunden haben? Warum treten ihrer ſo viele muthlos zurück, ehe ſie ſich in ihrem Glauben vollenden, und Chriſten werden ganz in Jeſu Chriſti, des göttlich Weiſen, Sinn? Warum wenden ſich ihrer ſo viele von religiöſen Gegenſtänden hinweg, wohin ſie doch immerdar von ihrer eignen innern Sehnſucht gerufen werden, und denken: Jeder Menſch hat ſeinen eigenen Geiſt. Was Andern taugt, das taugt mir nicht. Es giebt nichts, was allen gleichwohlthuend zuſagt, was für alle gleicherhebend und beglückend iſt. Ich muß mir meinen Glauben ſelber bauen.

Wie? kannſt du zweifeln, daß es hohe, ſeligmachende Wahrheiten gebe, welche zu allen Zeiten, in allen Ländern des Erdballs fürdie geſammte Menſchheit gleich unbeſtreitbar werthvoll ſind? Kannſt du zweifeln, wenn dir dein eigenes Bewußtſeyn, vereint mit der ganzen Weltgeſchichte, widerſpricht? —

Wohl mag es vielerlei Völker, vielerlei Sprachen, vielerlei Geſeze und ſogar vielerlei Kirchen geben: aber es giebt nur eine alleinſeligmachende Religion! — — Haben nicht alle Nationen nur einen Gott, den ſie im Staube anbeten, ſo verſchieden auch all' ihre Vorſtellungen von dem höchſten Weſen ſeyn mögen? — Haben nicht alle eine Sehnſucht, eine Hoffnung zur Ewigkeit und Vergeltung des Guten und Böſen nach dem Tode, ſo verſchieden auch ihre Meinungen von dem Zuſtande der Seelen jenſeits des Grabes ſeyn mögen? — Haben nicht alle ein ewiges und ein gleiches Geſetz in ihrer Bruſt, das Geſetz der Gerechtigkeit und Liebe, das Geſetz aus welchem alle Tugend, aller Abſcheu vor Verbrechen ſtammet; das Geſetz, welches Jeſus in den Worten ausſprach: Was du willſt, das dir die Leute thun ſollen, das thu' du ihnen auch? — Warum weigerſt du dich mit Petrus zu ſprechen: Auch ich erfahr es mit der Wahrheit, daß Gott die Perſon nicht anſieht; ſondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der iſt ihm angenehm!" Apoſt. Geſch. 10, 34. 35.

Warum weigerſt du dich andere Chriſten, weil

ſie in ihren beſondern Vorſtellungen von der deinigen abweichen, für nicht ſo vollkommene und weiſe Chriſten zu halten, als du biſt? oder warum dünkſt du dich erhabener, als ſie, weil ſie weniger kenntniß- und einſichtsvoll ſind, als vielleicht du, und Gott nach ihren eingeſchränkteren Begriffen in der Einfalt und Demuth ihres Herzens verehren? Nicht das Wiſſen macht den Chriſten, ſondern die Liebe Jeſu Chriſti, die Liebe, mit der er, der Heilige, die Menſchen geliebt hat, mit der auch wir ſie lieben ſollen, dieſe macht den Chriſten. Denn das Reich Gottes ſtehet nicht in Worten, ſondern in der Kraft. Kor. 4, 20.

Es liegt in dieſem Ausſpruch der heiligen Schrift ein tiefer Sinn. Es iſt dem Chriſten würdig, ihn ganz zu durchdringen; und hinwieder ſich ſelbſt mit ihm zu durchdringen. Das göttliche Wort übt dann erſt ſeine Kraft über des Menſchen Geiſt und ganzes Gemüth, wenn wir es in uns zu einer lebendigen Erkenntniß gebracht haben. Denn dunkle Vorſtellungen verſchwinden bald wieder ins Dunkle; nur was wohl begriffen und verſtanden worden iſt, bleibt im Gedächtniß treu.

Das Reich Gottes ſtehet nicht in Worten, ſondern in Kraft. — Was iſt das Reich Gottes?

Der beſte Erklärer iſt derjenige, welcher ſich dieſer Bezeichnung bedient, nämlich Paulus der Apoſtel. Das Reich Gottes iſt das Evangelium, welches Chriſtus Jeſus gebracht hat, um die Sünder ſelig zu machen. Das Evangelium iſt, ſagt Paulus, eine Kraft Gottes die da ſelig macht alle, die daran glauben. Röm. 1, 16. Das Wort vom Kreuz iſt zwar eine Thorheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir ſelig werden, iſt es eine Gotteskraft. 1 Kor. 1, 18.

Die Verkündigung des Heils alſo, welche uns der Welterlöſer gegeben, und die Lehren, welche er ertheilte, durch deren Befolgung allein wir ſolchen Heils theilhaftig werden können, mit einem Worte, das Evangelium vom göttlichen Sohne — dies iſt das Reich Gottes. Denn dieſes erhebt die Sterblichen über das Ungemach dieſes Lebens, über den Tand und Staub dieſer Erde, über die gemeinen, thieriſchen Lüſten empor zum Göttlichen. Die Religion Jeſu gründet auf dem weiten Erdenrund, in allen Ländern und Reichen, aus allen Völkern ein neues Reich; kein irdiſches, ſondern ein Reich der Geiſter, deſſen Fürſt und Vater der höchſte Geiſt iſt. Die Religion Jeſu, oder der Glaube an ihn und

die Vollbringung ſeines Wortes ſtellt die Urverbrüderung aller Menſchen wieder her, indem ſie das Göttliche, was im Menſchen wohnt, entzündet, alle zur Unſterblichkeit Berufene in Gemeinſchaft mit Gott dem Vater aller ſetzt.

Das Reich Gottes iſt das Reich des ewigen Friedens, der ewigen Liebe, des ewigen Glücks. Es iſt unvergänglich, wie ſeine Bewohner, die zum ewigen Leben erkorenen Geiſter. Es beginnt auf Erden, es dehnet ſich über die Gräber der Todten hinweg in das Jenſeits künftiger Welten. Die Unvollendeten hier im Staube, wie die vollendeten Gerechten drüben, werden alle von dieſem Reich umſchlungen und vereint. Alle ſtehen hier und drüben vor Gott, als ſeine Kinder; und die erhabenen Weſen, Kräfte, Engel, ſind nur früher verklärte Brüder der Menſchen. Darum wird das Evangelium, oder das Reich Gottes, in der heiligen Schrift und von Chriſto ſelbſt, auch vielmal das Himmelreich genannt. Dieſer Ausdruck iſt noch lebendiger. Er ſagt zu gleicher Zeit, es ſeie ein Reich himmliſcher, heiliger Geſinnungen; es ſei ein Reich himmliſcher, unausſprechlicher Beſeligungen; es ſei ein Reich, das nicht für das Erdenleben gegründet worden, ſondern mit

und in dem Himmel dauert, und mit unvergänglicher Herrlichkeit lohnt.

Dies iſt das Reich Gottes, welches aber, wie Paulus lehrt, nicht ſtehet in Worten!

Aber was iſt bisher vielen das Evangelium, das Chriſtenthum, die Religion geweſen? — Ihr Gottesreich beſtand in Worten. Sie haderten über allerlei Meinungen. Sie ſuchten in der heiligen Schrift allerlei Auslegungen und Bedeutungen. Sie machten allerlei Glaubensbekenntniſſe. Sie ſtritten um die unergründlichen Geheimniſſe der Gottheit und der Geſchichte Jeſu Chriſti. Sie ſonderten ſich von einander ab; trennten ſich in Partheien; verdammten ſich gegenſeitig; verwüſteten das Gottesreich mit Zorn, Haß und Rache, und den entehrendſten Verbrechen und Greueln. Dahin führt das Wort, wenn ihm der Geiſt mangelt. Der Buchſtaben tödtet, der Geiſt macht lebendig.

Es beſtehet das Reich Gottes nicht in Worten, nicht in Zweifeln und Grübeln und Klügeln über die wichtigen Wahrheiten, oder über das, was nie der beſchränkte Menſchengeiſt ergründen kann. Der hat Chriſtum noch nicht begriffen, wer den Vorzug ſeiner Religion in todten Formeln, in langen und

kunſtvoll zuſammengeſetzten Glaubensbekenntniſſen, in ſinnreichern und gelehrtern Vorſtellungen ſucht und zu finden vermeint. Mannigfaltig, wie alle von Gott geſchaffene Weſen, ſind auch die Gemüthskräfte der Menſchen. Dieſe Mannigfaltigkeit iſt des ewigen Vaters Geſetz in der Schöpfung. Der eine hat mehr Scharfſinn, der andere mehr Einbildungskraft, der eine mehr Gefühl, der andere mehr ruhige Ueberlegung, der eine mehr Urtheilskraft, der andere mehr Erfahrung. Indem der Schöpfer nun ſeine Gaben alle ungleich vertheilte, damit einer dem andern diene, durch das, was er empfangen hat: ſollen wir uns deswegen rühmen, und den andern verachten oder gar verfolgen, weil er, vermöge der ihm verliehenen Naturgaben nicht mit uns in Worten und Vorſtellungen überein kommen kann? — Nimmermehr; das Reich Gottes ſtehet nicht in Worten. Nur **der** irrt, welcher von andern Vorſtellungen und Worte vernimmt, die er mit ſeiner Art zu ſeyn, nicht in Harmonie bringen kann, alſo, daß er mit ſich ſelber in Zwietracht verfällt.

Das Reich Gottes ſtehet nicht in Worten; nicht im Wortmachen; nicht im langen und vielen Gebettreiben; nicht im fortwährenden Laufen zur

Kirche; nicht im äußerlichen Andachtſchein; nicht im Ableſen und Auswendiglernen von frommen Sprüchen, Liedern, Gebetsformeln — das alles fordert unſer Heiland nicht. Aber er kannte der Menſchen Verirrlichkeit. Er warnte davor ſeine Jünger und alles Volk, das an ihn glaubte. Ein Seufzer des bußfertigen Zöllners galt ihm mehr, als die ſtundenlangen Andachten der gern fromm ſeyn wollenden Phariſäer. Wenn du beteſt, ſprach er: ſo geh' in dein Kämmerlein und ſchließ die Thür zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen! und dein Vater, der in das Verborgene ſiehet, wird dirs vergelten öffentlich. Und wenn du beteſt, ſollſt du nicht viel plappern, wie die Heiden, denn ſie meinen, ſie werden erhört, wenn ſie viele Worte machen! Ev. Matth. 6, 6. 7.

Alſo ſprach Chriſtus, der göttliche Sohn, der Stifter des göttlichen Reichs. — Wehe, und doch wie vielen, oft nur durch Beiſpiel oder Gewohnheit Verführten, iſt ihre Religion nichts, denn eine Wortmacherei? ein beſtändiges, ſtrenges Beobachten äußerlicher kirchlicher Gebräuche; ein Verſäumen höherer Pflichten, um ſich nur ſo oft, als möglich, in den Kirchen zu zeigen; ein fleißiges Beſuchen ſogenannter

Betſtunden, um da, oft mit ſehr erloſchener Andacht, oft mit unreinen Gefühlen des Haſſes und Neides, lange Gebete und viele Worte zu machen; ein Rennen zu Meſſen und Wallfahrten, um da mit langen Gebeten den Himmel zu verdienen, den ſie im häuslichen und bürgerlichen Leben durch Ueppigkeit, Schadenfreude, Unkeuſchheit, Eigennutz und mancherlei ungottſeligen Wandel von ſich entfernen! — Irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten! — Nicht an ihren Worten, an ihrem andachtsvollen Aeußeren, nein, an ihren Werken, an den Früchten ihres Glaubens ſollt ihr ſie erkennen.

Denn das Reich Gottes ſtehet nicht in Worten, ſondern in der Kraft. — Wer Ohren hat zu hören, der höre.

Es iſt aber keine Kraft, wo nicht dieſelbe durch Thaten gezeigt wird. Darum ſpricht die heilige Schrift: ſeid aber Thäter des Wortes und nicht Hörer allein, damit ihr euch nicht ſelbſt betrüget. Was hilft es, lieben Brüder, ſo Jemand ſagt, er habe den Glauben und hat doch die Werke nicht? Kann auch der Glaube allein ſelig machen? Der Glaube, wenn er nicht Werke hat, iſt

todt an ihm ſelber. Du glaubſt, daß ein einiger Gott ſei. Du thuſt wohl daran; die Teufel glauben es auch und zittern. Willſt du aber wiſſen, du eitler Menſch, daß der Glaube ohne Werke todt ſei? Jac. 1, 22. 2, 14. 17. 19. 20.

Laſſen wir uns alſo nicht irre machen durch diejenigen, welche glauben, wenn ſie viel Worte machen und behaupten, ſie haben den Glauben und das Verdienſt Jeſu, und verkünden ihren Glauben, — treiben aber in der Stille Wucher und die Werke des Geitzes; übervortheilen ihre Nebenmenſchen; verdammen ſie als Weltkinder; entehren ſie mit Verdächtigungen; helfen nur denen, die mit ihnen gemeine Sache treiben; haſſen die, welche nicht ſo denken, wie ſie; — o wahrlich ihrer iſt nicht das Himmelreich, denn in ihnen wohnet nicht die Liebe Jeſu gegen alle Menſchen, nicht der hohe Geiſt des Allerbarmer, der auch für die Sünder ſtarb.

Laſſen wir uns nicht irre machen durch die, welche ſelten in den Kirchen, bei den Sacramenten, in den häuslichen Betſtunden und frommen Zuſammenkünften, bei Wallfahrten und Meſſen fehlen, — aber in ihrem Herzen Böſes treiben; mit ihren Füßen nach Ruhm und Auszeichnung laufen; mit

ihren Augen nach verbotenen Früchten gelüſten; mit ihren Lippen ſpotten und andere Menſchen verkleinern; mit ihren Händen lieber nehmen, als geben — — ihrer iſt nicht das Himmelreich! — In ihren ſchlechten Werken zeigen ſie ihren ſchlechten Glauben. Denn das Reich Gottes ſtehet nicht in Worten, ſondern in der Kraft!

Laſſen wir uns nicht irre machen durch diejenigen, welche mehr von Gott und göttlichen Dingen, mehr von Jeſu Chriſto und ſeiner Perſon, mehr vom Zuſtand und Schickſal der Seelen nach dem Tode, als wir zu wiſſen glauben. — — Denn das Evangelium iſt keine dunkle Wiſſenſchaft, ſondern voll göttlicher Wahrheit, einleuchtend jeglichem Verſtande und mit ihren Schätzen ſelbſt nicht dem Kinde verſchloſſen. Das Evangelium von Chriſto ſoll uns nicht gelehrter machen, und reicher an Wiſſenſchaft aller Art, die für dieſes Leben nützlich iſt, gleich andern Wiſſenſchaften, Künſten und Handwerken; das Evangelium ſtehet nicht in Worten, ſondern es iſt eine Kraft Gottes, welche ſelig macht, alle die daran glauben.

So wie die ächte Jeſusreligion von Seiten des Menſchen nicht bloß in einem Glaubensbekenntniß,

in Worten, in Zeremonien beſteht, ſondern in Kraft, das heißt in Werken der Frömmigkeit, in gottgefälligen Thaten: ſo iſt das Evangelium wieder von Seiten Gottes eine himmliſche, ſeelerhebende Wirkung auf uns, eine Kraft Gottes, die unſer ganzes Inneres, unſere Gedanken und Gefühle durchdringt und beſeligt.

Wer im Sinne Jeſu denkt und handelt, der lebt in Jeſu; dem wird ſein Evangelium zur wunderbaren Gotteskraft, durch welche er mächtig iſt zu allem Guten, Großen und Heiligen. Den ſtärkt die Heiligkeit ſeines Bewußtſeyns auf allen Wegen, in allen Unternehmungen. Der fürchtet keine Unfälle; denn er iſt mit Gott, und wandelt auf Erden ſchon im Gottesreiche. Der fürchtet in dem, was er Gutes leiſten will, keine Gefahren, keine Hinderniſſe: denn Gott iſt durch ihn mächtig, und die geringſten Mittel ſind groß genug, das Nützlichſte und Heilſamſte zu vollbringen, ſo ſchwer es auch anfangs ausführbar zu ſeyn ſcheint. Der fürchtet keine Menſchen; ſondern groß durch ein unentweihtes Gewiſſen, mit dem er froh da ſteht vor dem allgegenwärtigen Gott, tritt er unverzagt jedem, auch ſeinem Feinde, auch dem Mächtigſten, unter die Augen. Der fürchtet keine

Schickſale; denn welche ihn auch, gleich andern Menſchen, treffen können: er empfindet in ſich eine Gotteskraft, vor welcher alle Verhängniſſe ſchwach werden. Der Glaube überwindet alles. Was ihm die Wirklichkeit raubt, giebt ihm die Hoffnung wieder; was ihm das Leben nimmt, beut ihm die Ewigkeit wieder dar.

Und ausgerüſtet mit dieſer Gotteskraft, welche die Religion dem Menſchen verleiht, beſtreitet er ſiegreich die Tücke des wankelmüthigen Glücks. Man entreiße ihm Wohlſtand, Bequemlichkeit, Anſehn, Ehrenſtellen und was die Erde Angenehmes gewähren kann: er trägt einen ganzen Himmel in ſeiner Bruſt, die Zufriedenheit mit dem, was Gott gethan; die Zuverſicht auf den Vater; das Bewußtſeyn eigener Unſchuld; das hohe Gefühl innerer Heiligung durch Jeſum.

Dieſe Gotteskraft des Evangeliums richtet ihn in der ſchweren Leidensſtunde auf, während andere von gleichen Stürmen, die ihn trafen, hoffnungslos niedergeſchmettert wurden. Sie zeigt ſeinem Geiſte noch ein Licht durch den umwölkten Himmel, während andern der letzte, tröſtende Stern längſt verſchwunden iſt. Sie geſtaltet für ihn das ganze Leben, das ganze

Weltall neu; ſie verklärt ihm ſelbſt das Irdiſche. Das Alltägliche, was ihn umgiebt, wird bedeutungsvoll. Die ſtumme Natur redet zu ſeinem Herzen, wie mit Geiſterzungen. Der blinde Zufall verwandelt ſich in unverkennbare Spur höherer Ordnungen, voll unendlicher Weisheit; der Schmerz in einen Quell innerer Glückſeligkeit und größeren Heiligung; die Erde in einen Vorhof zum Heiligthum der Ewigkeit; das Weltall in ein unendliches Vaterhaus, darin viele Wohnungen ſind; den Tod in einen Boten des beſſern Lebens, in einen Engel der Lieb' und Befreiung; das Abſterben der Geliebten, in eine feſtere Verknüpfung unſerer Seele mit dem Jenſeits.

Das iſt die Macht des Evangeliums, daß ſie einen neuen Himmel und eine neue Erde hervorbringt, und der Menſch durch ſie gleichſam wiedergeboren wird. Durch ſie wird unſer Leben zu einem Leben in dem Herrn, wie unſer Sterben zu einem Sterben in dem Herrn.

Wie nun die Religion unſer ganzes Leben und Weben, unſer Haben und Seyn, unſere Vergangenheiten und Hoffnungen vergöttlicht: ſo muß auch die Religion von uns aus nicht einſeitig ſich gegen die Welt äußern. Sie muß aus unſern Sinnen und Gefühlen, aus unſern Gedanken und Thaten, aus unſern Erinnerungen und Entwürfen gleich mächtig hervorleuchten. Das Evangelium iſt keine todte Vernunftreligion, ſondern lebendig im Glauben des Gemüths, in Empfindung und Frucht der Werke. Es

iſt keine bloße Gefühlsreligion, voll ſinnlicher Anhänglichkeit zu Jeſum, voll Innbrunſt und Gebet: ſondern ſie iſt heiter, wie das Licht der von Gott gegebenen Vernunft, zu allem erweckend, was wahr, recht, gut und nützlich, was vor Gott und Menſchen angenehm iſt. Es iſt keine bloße Werkheiligkeit, die ſich begnügt, kein Uebels zu thun, überall das Gute zu ſtiften, und rechtſchaffen in allen Thaten und Worten zu ſeyn: ſondern ein inniges Glauben des uns geoffenbarten Heiligthums, ein Lieben Gottes und der Menſchheit, ein kindliches, zuverſichtliches, ruhiges Hoffen der Ewigkeit. Iſt nicht unſer geſammtes Weſen von den Flammen des Evangeliums erwärmt: ſo ſind wir noch nicht dem Gottesreich ganz angehörig.

O Evangelium, Himmelsbotſchaft! meines Jeſu Gabe! o Kraft Gottes, Macht der Heiligung, durchſtröme, ſtärke, erhebe mich! — Und du Vater im Himmel, der du deinen Sohn ſandteſt, die ſündige Welt zu retten, laß mich die Wirkungen deines heiligen Geiſtes gnadenvoll empfinden. Denn Du biſt mein Glaube, mein Lieben, mein Hoffen. Heiligung durch das Evangelium iſt meine Sehnſucht! Sie ſei es ewig. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Dreiunddreißigſter Sonntag, am 15 Auguſt 1813.

Würden alle Zungen ſchweigen,
Würd' ich doch, mein Gott, dich ſeh'n.
Sonne, Mond und Sterne zeugen:
Und es zeugen Thal und Höh'n.
Würden Erd' und Himmel ſchweigen,
Meine Seele würde zeugen.

In des Sommers goldnen Tagen,
Aus des Waldes grüner Nacht,
Von des Blitzes Flammenregen,
In der Nächte Sternenpracht,
In der Wetterſtürme Grimme,
Vater, tönt mir deine Stimme.

Ja auf allen meinen Wegen
Vater, Vater, hör' ich dich:
„Ach, warum, für ſoviel Segen,
„Sterblicher, verfolgſt du mich?"
Nein, ich kehre zu dir wieder,
Falle reuig weinend nieder.

Gottes Stimme an des Menſchen Herz.

Apoſt. Geſch. 22, 7.

Jedem Bibelleſer — jedem Freunde der Geſchichte der chriſtlichen Religion, zumal ihrer Anfänge — liegt etwas Wunderbar-Schreckliches in dem Ereigniſſe, welches einſt dem Apoſtel Paulus begegnete. Oft las ich dieſe bedeutungsreiche Begebenheit mit ſchweigendem Nachdenken; nie, ohne daß ſie mich erſchütterte, und an die Gewalt der Vorſehung mahnte.

In den Tagen, da Paulus, noch Saul genannt, einer der erbitterſten Verfolger der Chriſten war, übertraf ihn kaum einer von den Juden an Thätigkeit, die neue Lehre auszurotten. Er ſelbſt drang überall in die Verſammlungen der Chriſten, ſo geheim dieſelben auch waren, um ihre Mitglieder zu entdecken, zu verrathen, auszuliefern an die Peiniger. Er ſelbſt nahm gefangen, die an Jeſum glaubten, und mißhandelte ſie. Und da des frommen Stephanus Blut, das Blut des erſten Zeugen, vergoſſen ward, ſtand auch Saul daneben, hatte Wohlgefallen am Tode dieſes Unſchuldigen, und verwahrte denen die Kleider, die ihn tödeten.

Alles, was Saul wider die Chriſten that, das that er in voller Ueberzeugung, recht zu thun. Er ſah in ihnen nichts, als Abtrünnige von der alten Religion; Menſchen, welche Moſen und die Propheten verläugneten; Zertreter des von Jehova auf Sinai gegebenen Geſetzes; Schwärmer und Neuerungsſüchtige.

Und eines Tages, als er in der Abſicht nach Damaskus reiſete, die dort entdeckten und in Gefangenſchaft ſchmachtenden Anhänger Jeſu abzuholen und gefeſſelt nach Jeruſalem vor Gericht zu führen, und er nicht mehr weit von Damaskus war, ſtrömte am hellen Mittag ein gewaltiges Licht über ihn aus, daß er betäubt und geblendet zur Erde niederſtürzte. Auch andere waren mit ihm; aber nur ihn traf die Klarheit ſo mächtig, daß er des Geſichts beraubt wurde. Und er hörte eine Stimme: Saul, Saul, warum verfolgeſt du mich?

Dieſe Erſcheinung entſchied über die ganze Richtung ſeines Lebens. Er änderte ſeinen Sinn. Er erkannte die Göttlichkeit Jeſu, des Erlöſers, den er verfolgt hatte, und wurde von derſelben Stunde deſſen treueſter Anhänger. Die Verfolgungen, welche er noch vor kurzem andern zubereitet hatte, ließ

er nun willig über ſich ſelbſt ergehen. Die Mis- handlungen, die Ketten, die Kerker, welche er vorher um Jeſu willen andern gegeben, litt er nun um Jeſu willen an ſich ſelbſt. Er ließ ſich taufen; behielt nichts von ſeinem vorigen Zuſtande, legte ſelbſt den Namen ab, unter welchem er den erſten Chriſten ſo furchtbar geworden war, und nannte ſich Paulus.

Und wie Paulus, ſo hört noch heut jeder Menſch die Stimme der Gottheit. Es hört ſie ein jeder lauter oder leiſer oft in den entſcheidendſten Augen- blicken ſeines Lebens, wie ſie ſpricht: Warum verfolgeſt du mich?

Wie Paulus, hat auch wohl jeder erwachſene Menſch, irgend einen großen Wunſch, welchen er mit Eifer, oft mit heftiger Leidenſchaft erfüllt ſehen will. Dafür ſtrengt er alle ſeine Kräfte an. Nicht immer iſt ſein Zweck edel; oft ſeine Abſicht kaum dabei ſo rein, als die Abſicht Pauli, welcher nur das alte Geſetz, welches den Iſraeliten auf Sinai gegeben war, gegen vermeinte Neuerer vertheidigen wollte. Dennoch verfolgt er das einmal erwählte Ziel. Seine Verſuche mislingen. Aber jedes Mis-

lingen reitzt ihn nur noch ſtärker, ſeine Abſichten zu erreichen; ſeinen Willen zu ertrotzen. Mitten in ſeinem Streben erkennt er, daß etwas ganz Anderes, als ſein eigener Entwurf, im Plan der Vorſehung liegt. Von alledem was er wünſcht, hofft, erwartet im Lauf der Begebenheiten, ſieht er das Gegentheil geſchehen. Er ſieht, daß ſein Wille nicht der Wille der alles ordnenden Weltregierung iſt. Dennoch widerſtrebt er. Dennoch trachtet und ringet er, als könnte ſein ſchwacher Arm den Ewigen bezwingen, und den gewaltſamen, alles zermalmenden Lauf des Schickſals hemmen. Er bereitet nur ſein eigenes und der Seinigen Unglück. Es trifft ihn furchtbar. Da hört er die warnende Stimme: W a r u m v e r f o l g e ſt d u m i c h? Er ſtehet betroffen ſtill auf der unglücksvollen Bahn. Aber ihn warnt vergebens der Ernſt des Verhängniſſes; ihn warnt vergebens ſein Gewiſſen. Er iſt zu ſtolz, um ſeinen Sinn zu ändern und wieder umzukehren. Die Heftigkeit und Stärke ſeiner Leidenſchaften reißt ihn vorwärts zum gewiſſen Untergange. Er ſieht den Abgrund. Aber er täuſcht ſich noch immer ſelbſt. Sein Eigenſinn will das Unmögliche erzwingen.

Dann kommt der Gränzſtein ſeines fruchtloſen Laufs. Gott hat ihn gerichtet. Er geht in der Fülle ſeines Verderbens unter.

Es vernimmt jedermann früher oder ſpäter in ſeinem Leben die Stimme Gottes an ſein Herz; bald ſanft und freundlich; bald furchtbar ernſt.

Sie ertönt uns aus dem Innern der Schöpfungen Gottes, wenn ſie uns in ſommerlicher Pracht umringen. Wenn wir mit einem Herzen voller Sorgen und niedriger Leidenſchaften, mit dem Bewußtſeyn unſerer Fehler und Laſter hinaustreten in die freie, reine Natur, wo alles vom Thautropfen, der am Grashalm zittert, bis zum Sternenhimmel, vom Wurm im Staube bis zum Adler hoch in den Lüften, die Güte, die Liebe, die Heiligkeit des Schöpfers predigt; wenn da unſer Bild die Herrlichkeit der Gottheit in allen ihren Werken voll Entzückens überſchaut; wenn da eine ſtille Rührung unſer Gemüth bewegt und das innerſte Gefühl uns ſagt: o wie gut iſt Gott, wie böſe und ſinnlich biſt du! wie rein iſt alles, was von ſeiner Hand kömmt, wie unrein iſt dagegen dein Dichten und Trachten! — — Da iſt's, wo eine leiſe, liebende

Stimme an dein Herz ſpricht: und warum verfolgſt du mich?

Wenn uns der Herbſt mit aller Wohlthat göttlichen Segens überſchüttet, der Aecker, Felder, Wieſen, Weinberge und Gärten befruchtet, daß Menſchen und Thiere Fülle der Nahrung finden; wenn wir Undankbare dann uns betrachten, wieviel Leidende wir hartherzig ohne Troſt, wieviel weinende Augen ungetrocknet von uns ließen, wenn wir vergleichen, wieviel Gott uns gab, und wie wenig wir zum Wohlſeyn der Menſchen thaten, obwohl uns dazu der Herr die Mittel verlieh: muß da nicht oft eine innerliche Misbilligung unſers eigenen Betragens rege werden? In dieſer Selbſtbeſchauung iſt's, da die Stimme Gottes leiſe und liebend zum Herzen ſpricht: Warum verfolgſt du mich denn?

Anhaltende Kriege verwüſten die Welt. Großes Elend verbreitet ſich immer allgemeiner. Es gehen Städte und Dörfer in Flammen auf. Es zerſtampft der Huf des Roſſes die Saatfelder. Es weinen Wittwen und Waiſen; es weinen die Geſchwiſter und Kinder um die erſchlagenen Geliebten; der

Dürftige nimmt zitternd den Bettelſtab zur Hand; der Begüterte ſteht hülflos und ohne Obdach; Fürſten ſtürzen von ihren Thronen. Es iſt Gottes Macht! Und aus den Schaden des Krieges, aus den Flammen der Städte, aus dem Umſturz alten Wohlſtandes redet eine Stimme zum Menſchengeſchlecht: Warum verfolgſt du mich?

Es iſt die furchtbare Stimme, welche aus Wetterwolken im Toben des Sturmes redet und den leichtſinnigen Sünder zum Ernſt erweckt. Es iſt die Stimme welche aus dem zerſchmetternden Schlage des Blitzes fährt, wenn deſſen Strahl abwechſelnd den Pallaſt des Wollüſtlings und die Hütte des Armen entzündet. Es iſt die Stimme, welche in den Seufzern der Sterbenden flüſtert, wenn eine Peſtilenz oder Seuche ganze Länder menſchenleer macht. Es iſt die Stimme, welche aus dem wüthenden Sturm rauſcht, wenn deſſen Gewalt Eichen entwurzelt, Mauern zertrümmert, Schiffe in den Abgrund der Fluthen vergräbt. Sie redet — aber ſie redet nicht zu den Todten. Ihr Leben hat Gott genommen. Er nimmt den Gerechten wie den Sünder. Der Tod iſt kein Uebel, ſo ſchauderhaft auch die äußern Umſtände oft zu ſeyn

ſcheinen. Sie redet zu den Lebenden, welche Zeugen der groſsen Ereigniſſe ſeyn müſſen; welche die Nachrichten vernehmen müſſen. Schreckhaft warnend ſteht vor ihnen die Macht des Allmächtigen und ſpricht: Warum verfolgſt du mich?

Oft mitten im ſüſsen Rauſch irdiſcher Glückſeligkeit überraſcht uns ein ſchweres Schickſal. Oft wird eben das, woran unſer Herz am allerfeſteſten hängt, woraus wir unſern Abgott machen, zuerſt von uns abgeriſſen. Oft verliert der am erſten ſein Hab und Gut, oder doch den ſchönſten Theil deſſelben, welcher für nichts anderes lebte, als groſses Vermögen zu ſammeln, um gute Tage zu leben; oft verliert der am erſten alle Ehre, der in ſeinem Stolze jede höhere Pflicht vergaſs, nur um Ruhm zu ſammeln, ſich über ſeine Mitbürger zu erheben, andere zu unterdrücken; oft verliert der am erſten durch die Gewalt des Todes ſeinen Freund, ſeine Gattin, ein geliebtes Kind, der in ſolcher Liebe am meiſten vergaſs, daſs in dieſem Leben nichts dauerhaft iſt; daſs man an nichts, als an die Tugend ſein Gemüth feſſeln ſoll; daſs man im Irdiſchen nur dem Göttlichen leben müſſe; daſs nicht das Irdiſche, ſondern nur das Ewige, ſo im

Irdiſchen wohnt, wahrhaftiger Liebe würdig ſei. — Und aus dem zerſtörten Glück des Habſüchtigen, aus der Schmach des Hoffärtigen, aus den todten Zügen des verſtorbenen Geliebten ſpricht Gottes Stimme: Warum verfolgſt du mich?

Wie? kann auch ein Sterblicher Gott verfolgen? Was heißt Gott verfolgen?

Wenn der Menſch einen ſeiner Nebenmenſchen verfolgt, ſo geſchieht es, indem er von dem, was der andere will und wünſcht, das Gegentheil thut; deſſen Abſichten zu zerſtören trachtet. Ungerathene Kinder verfolgen ihre Eltern, wenn ſie denſelben die empfangenen Wohlthaten mit Undank vergelten; wenn ſie denen mit Haß und Verachtung, mit Spott und Vergeſſenheit, mit ruchloſem Sinn und Wandel das Leben verbittern, von welchen ſie das ihrige erhalten haben.

Nun iſt es freilich wahr, daß wir Sterbliche Gott nicht in der Art verfolgen können, wie einen irdiſchen Menſchen. Er fehlt unſerm Anblick. Wir können Jeſum nicht verfolgen, wie einſt die Juden thaten, die ihn aufſuchten, vor den Richter führten, verhöhnten und zum Kreuze ſchleppten. Aber auch Paulus konnte Jeſum, den Auferſtandenen, den zum Himmel Zurückgekehrten, nicht mehr perſönlich verfolgen, und dennoch rief ihm die Stimme vom Himmel: Saul, Saul, warum verfolgſt du mich?

Jeſus ſprach: Wahrlich, ich ſage euch, was ihr gethan habt einen unter meinen geringſten Brü-

dern, das habt ihr mir gethan. Ich bin hungrig geweſen, und ihr habt mich nicht geſpeiſet. Ich bin durſtig geweſen, und ihr habt mich nicht getränket. Ich bin ein Fremdling geweſen, und ihr habt mich nicht beherberget. Ich bin nackend geweſen, und ihr habt mich nicht gekleidet. Ich bin krank und gefangen geweſen, und ihr habt mich nicht beſuchet. — Vergebens iſt es, daß wir antworten: o Herr, wenn ſahen wir dich hungrig, oder durſtig, oder fremd, oder nackend, oder krank oder gefangen? — Es antwortet der Herr: wahrlich ich ſage euch, was ihr nicht gethan habt einem eurer geringſten Nebenmenſchen, das habt ihr mir auch nicht gethan! Matth. 25, 40 — 45.

Du alſo, der du voll Neid und Misgunſt einem deiner Miterſchaffenen gehäſſig biſt, ihn verkleinerſt, ihn verſpotteſt, um ſeine Ehre und ſeinen guten Nahmen zu beflecken: du biſt es der Jeſum verfolgt! Du, der voller Zorn um irgend einer vermeinten oder wirklichen Beleidigung willen Rache athmet, Rache will, nicht ruht, bis er ſeinem Gegner Uebels zugefügt hat: du biſt es, der Jeſum verfolgt. Du, der mit wucheriſchen Zinſen die Armuth drückt, fremdes Gut unterſchlägt, unrechtmäßiges Eigenthum hinterhält, Unwiſſende im Handel betrügt, oder übervortheilt, eines andern Rechtſame heimlich oder öffentlich verletzt: Du biſt es, der Jeſum verfolgt.

Du, der das, was dir durch Gottes Segen zu Theil ward, eigennützig und ſelbſtſüchtig für ſich allein gebraucht, lieber ſeinen Ueberfluß an üppigen Tafeln, in köſtlichen Kleidern, in koſtſpieligen Luſtbarkeiten verwendet, als an gemeinnützige Unternehmungen zum Beſten anderer, zum Wohl des Vaterlandes kräftigen Antheil zu nehmen: Du biſt es, der Jeſum verfolgt. Du, der mit wollüſtigen Anſchlägen die Ruhe und den Frieden der Unſchuld vernichtet, die Glückſeligkeit ehelicher Verhältniſſe ſtöhrt, deines Leibes und Geiſtes edelſte Säfte verderbſt: du biſt es, der Jeſum verfolget. Denn was du andern thuſt und nicht thuſt, das haſt du auch ihm gethan und ihm nicht geleiſtet.

Wir verfolgen Gott durch abſichtliche Verachtung ſeiner heiligen Geſetze. So verfolgen Kinder ihre Eltern, wenn ſie deren Bitten und Befehle verſchmähen oder den Vater und die Mutter ganz vergeſſen, und ſtolz vor der Welt verläugnen. Auch der Menſch verläugnet Gott, wenn nicht mit den Lippen, denn er würde ſich damit nur in die Reihe der Wahnſinnigen ſtellen, doch mit dem Herzen, wenn er ſo lebt und ſchaltet, als wäre kein vergeltender Gott über den Sternen.

Es iſt ein Gott! ruft das Gewiſſen des Sünders. Es iſt kein Gott! ruft die That des Sünders. Er geht mit dem ewigen Geſetz des Rechts

und der Wahrheit in der Bruſt, und vollbringt die Werke der Ungerechtigkeit und Falſchheit. Hier iſt Gottes Verläugnung. Er betritt die Tempel des höchſten Weſens; er ſieht die in Andacht und Gebet verſunkene Menge der Chriſten, er hört die Verkündigung des heiligen Wortes, er hört die Erinnerung an ſeine Pflichten; und tritt zurück in das gewohnte Leben, ohne gebeſſert zu ſeyn; ohne nur den Willen zu haben, ſeine Fehler abzuthun; ohne nur den Verſuch zu machen, einen edlern Wandel zu führen. — Hier iſt Verachtung der Gottheit und ihrer Geſetze, die der Menſch nie ungeſtraft vergeſſen darf. Es erſcheinen feierliche Augenblicke, da ſein Herz gerührter und weicher wird, wenn er etwa aus einer großen Gefahr glücklich gerettet worden, oder wenn ihn eine hohe, unerwartete Freude überraſcht, oder wenn er auf einem ſchmerzlichem Krankenlager hingeſtreckt liegt, oder wenn er am Sarge eines theuern Verſtorbenen weint. Da fühlt er die Gewalt Gottes, in deſſen Macht auch er ſteht. Da gedenkt er ſeiner Unwürdigkeit vor dem Allerhöchſten, und es ſpricht ihm die Gottesſtimme ans Herz: warum haſt du mich immerdar verfolgt? — Er gehet in ſich. Er bereuet. Er ſieht die Nichtigkeit des Irdiſchen ein, und die Nothwendigkeit, ſich an das Alleinſeligmachende, an den Jeſusglauben, an die Tugend, an Gott anzuſchließen. Er betet. Er thut feierliche Ge-

lübde. Doch — der Augenblick entrinnt. Die wichtige Lebensſtunde wird wieder vergeſſen. Die erſte Lebhaftigkeit der Gefühle ermattet. Er erinnert ſich kaum noch des Geſchehenen. Mit Frechheit ſpricht er: ich war damals ein Schwärmer! ſo tröſtet er ſich ſelbſt über ſeine eigene Schmach. Er bricht die Gelübde, welche er dem Allwiſſenden geſchworen. Die Welt gilt ihn wieder mehr als die Ewigkeit; das Menſchenurtheil, das rohe Hineinleben in die kommenden Tage mehr, als Gottes Urtheil. Hier iſt Verachtung und Entweihung der Würde und Majeſtät des Allerhöchſten. Jedem andern Menſchen, einem Fürſten, einem Könige würde er vielleicht das gegebene Gelübde gehalten haben: aber Gott bricht er's! Vor den Menſchen, den Kindern des Staubes, will er ehrlich erſcheinen, vor Gott, dem Ewigen, nicht. Vor der Strafe der Menſchen fürchtet er ſich; vor der Vergeltung des hohen und gerechten Vergelters empfindet er keine Furcht.

Selbſt unſere Flatterhaftigkeit, mit der wir in einer Stunde das Gute ausüben wollen, und in der nächſten Stunde das Böſe thun, iſt Verletzung jener tiefen Ehrfurcht, welche wir dem Gebieter unſeres Lebens, dem Beherrſcher aller Welten ſchuldig ſind. Dieſer Leichtſinn, mit welchem wir uns den flüchtigen Eindrücken äußerlicher Umſtände überlaſſen, und nie eigentlich handeln, wie wir ſollen, und nach Jeſu

Anweiſung handeln müſſen, ſondern wie es uns am Bequemſten iſt: er iſt Verſchmähung des majeſtätiſchen Gottes, dem wir jedes Opfer verweigern, ſobald es uns eine Selbſtüberwindung koſtet, während wir unſern ſinnlichen Begierden jedes, auch noch ſo ſchwere Opfer darbringen.

Darum ergehet ſo oft und ernſt in ſchweren und frohen Schickſalen der Gottesruf ans ſündige Menſchenherz: Warum verfolgeſt du mich?

O, wer den Ruf verſteht, er kehre um! Warum den verfolgen, der uns mit unendlicher Liebe wohl will? warum den verachten, der uns ſchirmt und erhält, und ohne deſſen Willen wir nicht den allernächſten Augenblick mehr erleben können? Warum den verläugnen, der ſich uns in der Pracht des ganzen Weltalls, in den Geſchenken der Natur, in den traurigſten unſerer Leidenstage offenbart, und von dem das Gewiſſen ewig in uns Zeugniß giebt?

Kehr' um, reuig, wie Paulus, als ihm die Warneſtimme erklungen war, und werde wie er, aus dem Verfolger Jeſu ſein treueſter Zeuge und Anhänger, ſein lebendiges Nachbild in Gedanken, Reden und Thaten. Selbſt dieſe Stunde, ſelbſt dieſe Betrachtung, in der du verſunken biſt, o mein Geiſt, iſt ein Ruf Gottes an dich: auch du — auch du! warum denn verfolgeſt du mich?

Nein, nein o mein Heiland, o mein Leben, ich will nicht in der Schaar deiner Verfolger ſteh'n. Nein, nein, ich will es nicht vergeſſen, daß jedes Uebel, welches ich andern zufüge, ich deinen Brüdern, ich dir ſelbſt zugefügt habe; nicht vergeſſen daß das Gute, welches ich in Vermehrung fremder Glückſeligkeit ſtifte, du annimmſt, als hätte ich es dir ſelber erwieſen.

O wie oft, mein Gott, mein Vater in der Höhe, hab' ich von dir gelaſſen und mich zu der Sünde hingewandt. Du ſchonteſt meiner, du erbarmteſt dich meiner, und doch vergaß ich dich, verließ ich dich wieder. O ſei mir gnädig; gedenke nicht meiner Schuld; vergieb mir, Erbarmer, und nimm dein Kind wieder auf. Im Geiſte lieg ich vor deinem erhabenen Thron und weine um meine Sünde. Aber auch die heißeſte Thräne wäſcht die Flecken meiner Seele nicht ab. Die vergangenen Tage meines Lebens ſtehen vor dir und klagen mich an. O vergieb, vergieb! ich will ſtreben, daß von nun an die künftigen mich ſegnen; daß ich mit zufriedenem, getroſtem Muthe zu dir aufblicken darf und ſprechen: Abba, lieber Vater im Himmel!

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Chriſtenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Vierunddreißigſter Sonntag, am 22 Auguſt 1813.

Ich weiß, ich weiß an wen ich glaube,
Und nahe mich gebeugt im Staube
Zu dir, mein Herr, mein Gott, mein Heil!
Bis ich der Sünden all entladen,
Wird mir die Hoffnung deiner Gnaden,
So iſt der Himmel ja mein Theil.

Und nah't ſich dann mein letzter Schlummer,
Wohl mir, dann darf ich ohne Kummer
Hinab auf die Geliebten ſeh'n;
Und keiner der mich ſah und nannte,
Wird es bereu'n, daß er mich kannte,
Und kalt an meinem Grabe ſteh'n.

Eine Freude in der Todesſtunde.

Offenb. Joh. 14, 13.

Eins welket um das andere hin; die Pflanze des Feldes, das Thier, der Menſch. Man kömmt,

man ſieht ſich um; man ſcheidet wieder von hinnen. Ob in der Blüte und Fülle des Lebens, ob erſt im ſpäteren Alter von hinnen gehen — wer weiß es? und zuletzt iſt es das Gleiche. Der Todesaugenblick trifft uns — welchen Unterſchied haben denn ein paar Minuten, ein paar Tage, ein paar Jahre mehr oder weniger? Was vorüber ging, iſt, als wäre es nie vorhanden geweſen. Der Staub des Kindes, der Staub des Greiſes liegen neben einander im Grabe — beide ſind jetzt das Gleiche. Ein anderes Menſchengeſchlecht wandelt über ſie hin; weiß nicht von ihnen, redet nicht von ihnen, lebt, um bald auch neben ihnen zu liegen.

Das wiſſen wir Alle. Wir fürchten alle jenen Augenblick. Nicht vergebens hat Gott den großen Trieb des Lebens in uns gepflanzt. Doch ſträuben wir uns vergebens. Der Augenblick erſcheint. Ob auf dem Schlachtfelde, ob auf dem Krankenlager, ob in der Mitte unſerer Verwandten, ob unter Fremdlingen, ob im Genuß eines frohen Tages, ob im Kerker, — gleichviel er erſcheint gewiß!

Sich darüber täuſchen — ſich einen Wahn machen, nie auf den Augenblick hinſehen, iſt eben ſo thörigt, als ſich mit Sterbensgedanken quälen, und damit die beſten Lebensgenüſſe ver-

bittern. — Aber das iſt weiſe, wenn man ſich für jenen bittern und gefürchteten Augenblick noch eine große Freude aufſpart, in der endlich alles Bittere ſüß werden muß.

Daran denken freilich wohl auch viele Menſchen; doch nicht immer wählen ſie das Rechte. Oft ſind ſie in der Wahl deſſen, was ihnen in der Scheideſtunde wohlthun ſolle, ſehr einſeitig.

Es giebt viele, die ihr ganzes Leben hindurch ſorgen und arbeiten, um Geld zu gewinnen, damit ſie ihren Kindern ein anſehnliches oder doch nothdürftiges Vermögen hinterlaſſen können. — Das iſt nun freilich ſehr löblich. Es muß in der letzten Stunde und beim Abſchiede von den lieben Seinigen, allerdings eine große Beruhigung ſeyn, wenn man weiß, es ſei doch nun für ſie geſorgt, wenn wir ihnen auch fehlen. Sie ſind nicht ganz verlaſſen, nicht ohne alle Mittel; werden nicht als Bettler, als überläſtige Geſchöpfe in der Welt umhergeſtoßen; ſind in den Stand geſetzt, ein ehrenhaftes, unabhängiges Leben zu führen. — Allerdings, dies iſt große Beruhigung. Aber doch iſts nur eine geringe Freude. Denn das gute und böſe Schickſal unſrer Lieben hängt ja nach unſerem Tode nicht vom Gelde allein ab, was wir ihnen hinterlaſſen. Es hängt noch weit mehr von ihren Geſchicklichkeiten, von ihren Kenntniſſen, von ihren

man ſieht ſich um; man ſcheidet wieder von hinnen. Ob in der Blüte und Fülle des Lebens, ob erſt im ſpäteren Alter von hinnen gehen — wer weiß es? und zuletzt iſt es das Gleiche. Der Todesaugenblick trifft uns — welchen Unterſchied haben denn ein paar Minuten, ein paar Tage, ein paar Jahre mehr oder weniger? Was vorüber ging, iſt, als wäre es nie vorhanden geweſen. Der Staub des Kindes, der Staub des Greiſes liegen neben einander im Grabe — beide ſind jetzt das Gleiche. Ein anderes Menſchengeſchlecht wandelt über ſie hin; weiß nicht von ihnen, redet nicht von ihnen, lebt, um bald auch neben ihnen zu liegen.

Das wiſſen wir Alle. Wir fürchten alle jenen Augenblick. Nicht vergebens hat Gott den großen Trieb des Lebens in uns gepflanzt. Doch ſträuben wir uns vergebens. Der Augenblick erſcheint. Ob auf dem Schlachtfelde, ob auf dem Krankenlager, ob in der Mitte unſerer Verwandten, ob unter Fremdlingen, ob im Genuß eines frohen Tages, ob im Kerker, — gleichviel er erſcheint gewiß!

Sich darüber täuſchen — ſich einen Wahn machen, nie auf den Augenblick hinſehen, iſt eben ſo thörigt, als ſich mit Sterbensgedanken quälen, und damit die beſten Lebensgenüſſe ver-

bittern. — Aber das iſt weiſe, wenn man ſich für jenen bittern und gefürchteten Augenblick noch eine große Freude aufſpart, in der endlich alles Bittere ſüß werden muß.

Daran denken freilich wohl auch viele Menſchen; doch nicht immer wählen ſie das Rechte. Oft ſind ſie in der Wahl deſſen, was ihnen in der Scheideſtunde wohlthun ſolle, ſehr einſeitig.

Es giebt viele, die ihr ganzes Leben hindurch ſorgen und arbeiten, um Geld zu gewinnen, damit ſie ihren Kindern ein anſehnliches oder doch nothdürftiges Vermögen hinterlaſſen können. — Das iſt nun freilich ſehr löblich. Es muß in der letzten Stunde und beim Abſchiede von den lieben Seinigen, allerdings eine große Beruhigung ſeyn, wenn man weiß, es ſei doch nun für ſie geſorgt, wenn wir ihnen auch fehlen. Sie ſind nicht ganz verlaſſen, nicht ohne alle Mittel; werden nicht als Bettler, als überläſtige Geſchöpfe in der Welt umhergeſtoßen; ſind in den Stand geſetzt, ein ehrenhaftes, unabhängiges Leben zu führen. — Allerdings, dies iſt große Beruhigung. Aber doch iſts nur eine geringe Freude. Denn das gute und böſe Schickſal unſrer Lieben hängt ja nach unſerem Tode nicht vom Gelde allein ab, was wir ihnen hinterlaſſen. Es hängt noch weit mehr von ihren Geſchicklichkeiten, von ihren Kenntniſſen, von ihren

Tugenden, von der Freundſchaft der Menſchen, vom Segen Gottes ab. Alle Geldſummen machen nicht glücklich, wenn wir nicht durch unſere Gemüthseigenſchaften fähig ſind, wahrhaft glücklich zu ſeyn. Wohl ſichert ein anſtändiges Vermögen unſre Kinder vor allzugroßer Abhängigkeit, von Menſchengunſt und Menſchenlaunen. Allein wer ſeine Kinder ſo erzogen hat, daß ſie ſelbſt unabhängig vom Gelde glücklich und zufrieden ſeyn können, erſt der hat ihnen einen wahren Reichthum hinterlaſſen, den nicht Diebe ſtehlen, nicht die Zeitumſtände vermindern, nicht Motten freſſen können. Und endlich: wenn wir keine andere Beruhigung beim Abſchiede von den Unſrigen haben, als daß wir ihnen einiges Vermögen hinterlaſſen, mit dem ſie ſich weiter helfen können: wie wenig haben wir gethan? Das thun ja auch die Heiden. Wir leiſteten nur unſerer dringendſten Pflicht, unſerem eignen Ehrgeitz Genüge.

Noch Andere pflegen ſich für die Todesſtunde eine Freude aufzuſparen, deren ſie ſich für das ganze Leben ſonſt zu berauben hartherzig genug geweſen ſind. Man hört gewöhnlich, daß Sterbende allen ihren Widerſachern verzeihen, und ſich mit ihnen aufrichtig ausgeſöhnt haben.

Wohl iſt Verſöhnung mit Feinden eine hohe Seelenfreuden. Es iſt das Zeichen eines vortreff-

lichen Gemüths, wenn wir freundſchaftlich jeden um Verzeihung bitten, den wir aus Stolz, oder Habſucht, oder in aufwallendem Zorn gekränkt haben. — Doch recht betrachtet, was iſt eine Verſöhnung mit unſeren Feinden auf dem Sterbette? — In der That, nichts iſt ſie, als eine Erklärung, mit ihnen Frieden zu machen, weil wir ihnen nun doch nicht mehr ſchaden können. Was wirſt du von der Verſöhnungsluſt eines Menſchen halten, der dir, wenn er im Kerker ſitzt, Freundſchaft und Frieden gelobt, und wegen des Vergangenen deine Verzeihung wünſcht? Was iſt Verſöhnung mit unſern Feinden, wenn wir auf dem Sterbebette liegen? Sind denn alle die zugegen, welche wir während des Lebens bald durch Worte, bald durch Werke beleidiget haben? Giebt ihnen denn unſer Wille Genugthuung für die verdrußvollen Stunden und Tage, welche wir ihnen durch unſer zänkiſches und liebloſes Weſen gemacht haben? Sind wir denn auch ſicher, daß ſie uns unſere Ungerechtigkeiten alle vergeben haben? Warum ſparſt du auf, was du an jedem Tage deines Lebens zu thun verpflichtet warſt, und machſt erſt Freundſchaft, wenn deine Feindſchaft keinem mehr gefährlich ſeyn kann? Meinſt du, dein bloßer, in der Angſt des Herzens dir abgenöthigter Wunſch ſei hinlänglich, die

Seufzer der Beleidigten zurückzuhalten, daß ſie nicht zum Himmel ſteigen zum Vergelter, deine Ankläger zu werden?

Wir hören von andern, daß ſie vor ihrem Sterben, wenn ſie mit dem letzten Willen über die Vertheilung ihres Vermögens Anordnungen treffen, die Armen bedachten; milde Stiftungen oder andere öffentliche, gemeinnützige Anſtalten wohlthätig bedachten; zuweilen eigene Verfügungen trafen, um das, was ſie auf ungerechte Weiſe beſaßen, an den wahren Eigenthümer zurückzubringen. — Es iſt billig! — Man ſoll nicht mit dem Bewußtſeyn eines Verbrechens aus der Welt ſcheiden, das man noch auf einige Weiſe verbeſſern kann. Es iſt löblich! Man ſoll mit dem, was hinterlaſſen wird, auch die Vermehrung des allgemeinen Wohls bedenken. Nicht unſere Blutsverwandte, nicht unſre Kinder allein ſind unſere Verwandte und Kinder — alle Kinder Gottes, alle Erlöſete Jeſu ſind es. — Inzwiſchen mag doch wohl die Freude ſehr traurig ſeyn, wenn wir endlich das weggeben, was uns ohnehin der Tod verbietet, länger zu haben. Warum du Karger, Geitzigſparender, giebſt du nicht auch, da du lebſt und beförderſt Glück und Freude? Da würde es dir ein Verdienſt ſeyn, was es in der letzten deiner Stunden nicht mehr iſt. Die arme Wittwe im Evangelium, ſo wenig ſie auch

Vermögen hatte, brachte doch ihr Schärflein zum Gotteskaſten. Sie entbehrte während ihres Lebens, um wohlzuthun. Du aber ſparteſt, um dein Gut zu vergrößern, und wurdeſt erſt freigebig, als der Augenblick kam, da dir dein Erworbenes ohnehin nicht länger gehören ſollte. Du, der ſein Vermögen zu glänzenden Luſtbarkeiten, zu Pracht und Wohlleben, zum Kützel des Gaumens bei leckern Gaſtereien anwendete, und erſt wenn Krankheit und Todesnähe dir die Kraft zur Ueppigkeit und Schwelgerei rauben, daran denkt, Nackte zu kleiden, Hungrige zu ſpeiſen: was haſt du großes gethan? Du hörſt auf zu ſchwelgen, weil du nicht mehr kannſt, und giebſt, was dir nichts mehr nützt. Deine Tugend iſt wahrlich klein; wie hoffſt du von ihr Verſüßung der Todesbitterkeit?

Es iſt ein Troſt in der Sterbeſtunde, ſich von ſeinen Geliebten und Freunden umringt zu ſehen, und in den Thränen ihres Schmerzes das angenehme Geſtändniß ihrer Zuneigung und zärtlichen Anhänglichkeit zu leſen. — Doch kann uns dies wohl alles Herbe des letzten Augenblicks verſüßen? Wer wird nicht traurig, wenn er einen Sterbenden erblickt? Man ſieht ja auch ſelbſt einen ganz fremden Menſchen nicht ohne Rührung und Theilnahme in ſeinen letzten Athemzügen. — Und iſts denn ein Verdienſt, iſts ein Zeugniß von unſerm

innern Werth, wenn Perſonen um uns weinen, die gewohnt waren, mit uns zu leben; mit denen wir immer in traulichen Verhältniſſen ſtanden? — Wäre nicht das eine größere Beruhigung, wenn wir im letzten Augenblick wüßten: auch diejenigen werden trauern, wenn ſie unſern Tod vernehmen, die niemals eigentlichen Umgang mit uns hatten? Wenn die ganze Gemeinde klagt: wir verloren einen redlichen Mitbürger, einen Beiſtand der Armen und Verlaſſenen, einen thätigen Beförderer alles Guten, einen angenehmen Geſellſchafter, einen Menſchenfreund im vollſten Sinn des Wortes.

Wahrlich, dies Bewußtſeyn iſt in der Todesſtunde eine der größten Freuden: daß wir nicht aus der Welt gehen, ohne von jedem, der uns kannte, geachtet zu ſeyn. — Es muß das Schmerzhafteſte auf dem Sterbebette der Gedanke ſeyn: Wohl mancher lebt, der da wünſcht, er hätte dich nicht gekannt; er wäre nie in Verhältniſſen mit dir geſtanden.

Mit jenem unendlich ſüßem Troſt, daß keiner von denen, die wir hinterlaſſen, bereut, uns gekannt zu haben, ſtarb einſt Jeſus Chriſtus. Er ſtarb den Tod der hohen Selbſtaufopferung für das Glück aller Seelen: er ſtarb den Tod der unnennbaren Liebe ſelbſt für die Undankbaren, die ihn noch verkannten. Er ſtarb, aber ſelbſt ſeine

Verfolger bewunderten ihn; ſelbſt ſeine Richter ſprachen: wir finden keine Schuld an ihm. Ein verwildertes Volk, im Sturme roher Leidenſchaften, ſchleppt ihn zum Tode — aber Jeruſalem weinte. Nach einigen Tagen ergriff ſtrafendes Schrecken ſeine Feinde — und Tauſende, die ſich einſt von ihm gewandt hatten, nahmen wieder ihre Zuflucht zu ihm. — Noch heut trauert, nach faſt zwei Jahrtauſenden, das durch ihn erlöſete Geſchlecht, wenn es das Andenken ſeines Leidens und Sterbens erneuert. Wahrlich, das heißt in Gott ſterben! das heißt, noch lang im Tode ſich vom Segen ſeiner Thaten begleitet ſehen.

Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben, von nun an. Ja, der Geiſt ſpricht: daß ſie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach. Offenb. Joh. 14, 13.

Und dies — ja dies ſoll die letzte irdiſche Freude ſeyn, welche ſich jeder Weiſe, jeder wahrhafte Chriſt, für die Todesſtunde aufſparen muß. Mit einem ſolchen Bewußtſeyn ſchläft ſich ſanft ein.

Was heißt denn: in dem Herrn ſterben? Es heißt in Jeſu Chriſti Sinn und Heiligkeit ſterben. Was heißt in Jeſu ſterben? Es

heißt nicht im Glauben an Gott und Jeſum ſterben — o die Teufel glauben auch, und zittern! — ſondern es heißt ungetrennt von Jeſu, ganz eins mit ihm, und alſo auch in ihm ſterben. Und wer kann in Jeſu ſterben, wer nicht in Jeſu gelebt hat? Was heißt in Jeſu leben? es heißt in ſeinem Glauben, in ſeinem Geiſt und Sinn leben, ſo leben und handeln, wie er in unſern Verhältniſſen ſelber gelebt, gedacht, geredet, gehandelt haben würde.

Nur wer im Herrn gelebt hat, kann einſt im Herrn ſterben. Nur wer im Herrn ſtirbt, iſt ſelig zu preiſen; der ruht von ſeiner Arbeit aus, — er ruhet aus, nicht von Vergnügungen, vom Streben nach Geld, nach Ehre, nach Bewunderung, nach Pracht und Glanz, ſondern von der Arbeit für anderer Menſchen Wohl und Freude. Und er iſt ſelig zu preiſen: denn ſeine Werke folgen ihm nach.

Sie folgen ihm nach zur Todesſtunde. Da iſt ihre Erinnerung ſein letzter Troſt. Da giebt ihm der Gedanke ein frohes Scheiden: ich hinterlaſſe von allen, die mich überleben, keinen, der es bereuet, mich gekannt, mit mir in naher oder entfernter Berührung geſtanden zu haben. Ich hinterlaſſe keinen, der froh iſt, daß ich aus der

Reihe der Lebendigen wegging, weil ihm mein Daſeyn drückend und verhaßt war. Nein, ich trete aus einem Kreiſe werther Menſchen, denen allen ich, wo nicht immer Gutes, doch wiſſentlich kein Böſes zugefügt habe. Ich that im Leben, was ich konnte. Ich dachte oft bei meinen Handlungen: würde Jeſus ſo gehandelt, ſo gedacht, ſo geſprochen haben an meiner Stätte? Ich lebte im Herrn, darum ſterbe ich im Herrn. Mein Jeſus lebt; ich werde auch leben. Selig iſt, wer ſo ſtirbt, denn ſeine Werke folgen ihm nach.

Sie folgen ihm nach zum Grabe. — O, wo giebt es in der Welt ein ſchöneres Leichengefolge, als das Gedächtniß unſerer Tugenden bei denen, die noch nach uns ſind? Wenn unſere Freunde mit weinenden Augen noch lange rühmen, wie gut wir waren; wenn noch lange unſere Mitbürger und Mitbürgerinnen unſrer ehrenvoll gedenken; wenn ſelbſt Fremdlinge, indem ſie von uns hören, bewegt werden und ſprechen aus: wahrlich, ſelig iſt dieſer Tode zu preiſen, denn herrlich folgen ihm ſeine Werke nach. Ja, ſie folgen ihm nach; ſie verwandele ſich in Segen über ſeine nachgelaſſenen Kinder und Kindeskinder. Sein Name, der im Andenken der Mitbürger hochgeachtet lebt, iſt die beſte Empfehlung für ſeine nachgelaſſenen Verwandten.

Man vergilt noch gern dem verſtorbenen Vater, der verſtorbenen Mutter in ihren Kindern; man ehrt die Eltern noch in dieſen. Wehe dem, der den Seinigen, die er liebt, nichts als Geld und Gut hinterlaſſen kann! Geld und Gut verfliegen. Aber ein durch groſse Tugenden ehrwürdig gewordene Name iſt ein Heiligthum, das weder die Flamme des Krieges, noch die Liſt des Betrügers, noch die Ungerechtigkeit der Groſsen, noch die Gewalt der Böſewichte zerſtört. An dies der Gedanke des Sterbenden, und im Tode ſchmeckt er die lauterſte Seligkeit; er fühlt es, ſeine Werke folgen ihm nach.

Sie folgen ihm nach in das beſſere Leben, jenſeits der Todesſtunde. Denn, — es zittre der Sünder, und Entzücken durchglühe den Gerechten! Es wohnet über den Sternen ein ewiger Vergelter. Er lebt, auch ich werde bei ihm leben. Was ich den geringſten von meinen und Jeſu Brüdern gethan, das hab' ich ihm gethan. Gott vergilt! — Der ſtille Dank durch mich geretteter Unglücklichen, durch mich getröſteter Leidenden ſchallt hinüber in den Himmel; die Thräne der Rührung oder Freude, welche ein gefühlvoller Menſch über das gute Werk weint, das ich ohne Ruhmſucht ſtiftete, glänzt dort; das tiefempfundene leiſe Lob, welches Lebensgenoſſen, ohne daß ich danach ſtrebe,

ohne daß ich's hier nur vernehme, über meine nützlichen, menſchenfreundlichen Werke ausſprechen, tönt mir dort entgegen! — Ach, welche Seligkeit muß das Herz des Sterbenden erfüllen, wenn er denkt: weit entfernt, daß unter denen, die mich überleben, ein einziger mein Andenken verwünſcht, darf ich vielmehr glauben, es wird mancher mit Liebe von mir reden.

Sterben werd' ich! — es iſt gewiß! — aber werd' ich in der Abſchiedsſtunde dieſe hohe Freude genießen, welche dem Edeln die Bitterkeit des Abſchieds verſüßt? — Sollt' ich es nicht wünſchen? — Was fürcht' ich mehr, als jenen letzten Augenblick: warum ſollt' ich nicht alles Angenehme in denſelben hineintragen, wenn es in meiner Gewalt ſteht. O ſelig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben!

Und wie, wenn nun in der künftigen Nacht mein letzter Schlaf wäre? wenn in einem Monat? wer weiß denn die Stunde, da ihn Gott von der Arbeit abruft? — Hätt' ich dann die eine, die ſüßeſte und letzte aller irdiſchen Freuden? —

Wenn ich jetzt ſtürbe, könnt' ich mit dem Bewußtſeyn mein Haupt niederlegen auf das Sterbekiſſen: ich hinterlaſſe niemanden in der Welt,

den es gereu't, mit mir in irgend einer Verbindung geweſen zu ſeyn? — Iſt niemand da, den ich durch Worte, Beiſpiel und Handlung zu einer Sünde verleitet habe? der ſich meiner nicht erinnern kann, ohne im Stillen roth zu werden vor Schaam? — Iſt niemand da, dem ich durch ſchadenfrohes Geſchwätz, durch leichtſinnige Urtheile, durch unüberlegten Spott in der Hochachtung bei ſeinen Mitbürgern ſchadete? — Iſt niemand da, der ſich ärgert, wenn er meinen Namen hört, weil ich wohl boshaft ſeinen guten Namen verläumdete aus Verkleinerungsſucht? — Iſt niemand da, von welchem ich nicht vielleicht jetzt noch ein auf ungerechte Weiſe mir zugeeignetes Gut beſitze? Vielleicht fordert er es mir nicht ab; vielleicht hab' ich es ſo hinterliſtig empfangen und behalten, daß er ſelbſt nicht davon weis: ſoll ich einen ſolchen ungerechten Beſitz, auf dem kein Segen ruht, meinen Erben hinterlaſſen? Iſt niemand da, den ich durch meine Launen, durch mein unzufriedenes, zänkiſches, herrſchſüchtiges Weſen das Leben oft ſchwer und freudenlos machte? — Iſt niemand da, der ſich einſt beklagen wird, daß ich ſeine Erziehung ſo übel beſorgte? — Iſt niemand da, den ich beleidigte, und hab ich mir ſeine Verzeihung zugeſichert? — Iſt niemand da, der mich

beleidiget hat, und haß ich ihn noch, leb' ich noch in Unfrieden mit ihn? —

Sterben werd' ich — das iſt gewiß. Aber werd' ich im Herrn ſterben? Hab ich im Herrn gelebt? O, ich muß mein Angeſicht vor dir ſchaamvoll verhüllen, Herzenskündiger, Alles-erforſcher, allheiliger Vergelter! denn ich fühle, indem ich mich ſelbſt prüfe, daß ich nicht ganz Vorwurfs frei bin. Ich habe noch vieles gut zu machen, das ich böſe gethan. Ich habe noch vieles verſäumt, das nicht vergeſſen ſeyn darf. Ich habe nicht immer in dir, mein Jeſus, gelebt, — wie könnt' ich nun freudig in dir ſterben? Es war mir leicht, jedem meiner Bekannten, durch irgend eine gute Eigenſchaft gefällig, in irgend einer vortheilhaften Stunde nützlich zu ſeyn — und doch geſchah es nur ſelten. Oft geſchah wohl leider das Gegentheil! — Ach ich wage kaum daran zu denken.

Aber vernimm es, allgegenwärtiger Gott, ich will daran denken; ich will verbeſſern, erſetzen und das Verſäumte nachholen. Ich will in meinem Jeſu leben, um einſt, ſchon ſelig in der Todesſtunde, im Herrn entſchlafen zu können, mit dem Bewußtſeyn: es bleibt niemand übrig, den

es gereut, mich gekannt zu haben. D'rum gilt auch mir das Wort vom Himmel: Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben von nun an. Ja, der Geiſt ſpricht: daß ſie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach!

Stunden der Andacht
zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Fünfunddreißigſter Sonntag, am 29 Auguſt 1813.

Immer bleibſt du, Herr, dir gleich,
Wie an Huld, an Weisheit reich;
Wankt der Menſch, verirrt er ſich:
Du bleibſt unveränderlich.

Du ſtehſt ewig, wie du biſt;
Und was du verordneſt, iſt
Jetzt, wie über tauſend Jahr
Heilig und unwandelbar.

Ach verleihe du mir Kraft,
Daß im Sturm der Leidenſchaft,
Ich unwandelbar dir treu,
Feſt und ſtark im Heil'gen ſei!

Feſte Denkart und Wankelmuth.

1. Kor. 16, 13.

Der gemeinſte Fehler der Menſchen unſers Zeitalters iſt wohl eine gewiſſe Schlaffheit, eine Wandelbarkeit der Geſinnungen, ein beſtändiges Abändern der Handlungsweiſe und Denkart, wodurch eine ſolche Unzuverläſſigkeit in alle Verhältniſſe und

Geſchäfte des Lebens tritt, daß man zuletzt auf nichts mehr mit Sicherheit zählen kann, und ſelbſt gegen den Redlichen mißtrauiſch wird. Völker ſchließen Bündniſſe: morgen, bei veränderten Umſtänden, ſind ſie gebrochen. Freunde ſchwören ſich ewige Liebe; nach Jahr und Tag ſtehen ſie wider einander in offenem Streit. Dort giebt ein ehrlicher Mann dem andern ſein Verſprechen; kömmt die Stunde der Erfüllung, hat er, was er leiſten wollte, vergeſſen, oder zuckt bedauernd die Achſeln. Hier bekennt ſich in der Aufwallung edler Gefühle ein entſchloſſener Mann für die gute Sache; er ſpricht, er handelt mit Muth für ſie; er ſcheut keine Aufopferungen, er bekämpft die Hinderniſſe. Aber — wer hätte es glauben ſollen? — in kurzer Zeit iſt dieſer Mann ein ganz anderer. Nicht etwa ſein Eifer iſt erkaltet für das, was er vormals gut nannte, nein, er nennt es ſchädlich; er arbeitet mit aller Kraft wieder dagegen. — Hier ſteht ein Hausvater, der, erſchrocken vor dem allmähligen Verfall ſeines Vermögens, in dieſen bedrängten Zeiten es ſich zum feſten Grundſatz macht, ohne Zeitverluſt und ohne Schonung Einſchränkungen zu machen. Aller Ueberfluß, aller entbehrliche Aufwand in Kleidern, Speiſen, Geräthen und Ergötzungen ſoll abgeſchafft werden. Er bleibt dem heilſamen Vorſatze einige Wochen und Monate getreu; nach einigen Wochen und Monaten iſt aber in ſeinem Hausweſen der alte Unfug zurückgekehrt, der ihn und die Seinigen

anmerklich zur Verarmung führt. — Hier ſteht, durchdrungen vom Gefühl deſſen, was recht und gottgefällig iſt, ein Chriſt, eine Chriſtin. Man gelobt ein beſſeres, tugendhafteres Leben anzufangen. Man will ſeine Leidenſchaft unterdrücken; die offenen Fehler, die heimlichen Sünden ablegen. Der Entſchluß ſteht feſt. — Wielange? Ach, nach einem kurzen Zeitraum iſt der beſte Grundſatz wieder vergeſſen, und der ſchwache Menſch tröſtet ſich über ſeine Schlechtigkeit, ſo gut er kann und mag.

Dieſer Wankelmuth in der Denkart der Menſchen verurſacht eben ſo großes Uebel, als das offenbare Laſter ſelbſt. Denn die beſtändigen Erfahrungen von ſolcher Unbeſtändigkeit rauben zuletzt allen Glauben an die Tugend, an die Menſchheit; machen jedes Wort zweifelhaft; jede Verſicherung verdächtig, und zwingen endlich den Gutmüthigſten zu einer Vorſicht, in der er weniger herzlich, als klug handelt. — Daher der allgemeine Zweifel an Treu und Glauben unter ganzen Völkern und einzelnen Sterblichen. Daher die Verſpottung dauerhafter Freundſchaft. Daher, daß ſchlaue Klugheit immer angeſehener, als redliche Treue, und glückliche Benutzung der Umſtände werther, als Feſthalten an inneren Ueberzeugungen werden muß. Daher die Redensarten, daß der Verſchlagene ſein Glück macht, der ſich in alles zu fügen und zu ſchmiegen weiß, heut läſtert, was er geſtern ehrte:

daher, wer ſeinen guten Grundſätzen treu bleibt, und was einzig wahr, recht und gut iſt, nicht dem Götzen des Tages, nicht der Mode des Augenblicks aufopfern will, für einen Schwärmer und Thoren gilt.

Bei dem allen iſt doch in jedem Menſchen, ſelbſt im Menſchen von der verdorbenſten Gemüthsart, ein lebhafter Abſcheu vor der Untugend des Wankelmuths. Denn wem könnte an andern ein Laſter gefallen, das uns im gemeinen Leben oft genug Schaden bringt, und uns mitten unter unſern Blutsverwandten zu einer ängſtlichen Behutſamkeit nöthigt, als ſtänden wir zwiſchen anerkannten Verräthern. Selbſt der offenbare Böſewicht, der Räuber, der Dieb freut ſich am Menſchen ſeines Gelichters wenigſtens der Standhaftigkeit. Denn ohne dieſe kann er ſich auf ſeine eigenen Raubgenoſſen nicht verlaſſen.

Und wenn wir gegen die Leute von wandelbaren Grundſätzen auch nicht immer Abſcheu empfinden, ſo nähren wir doch gewiß gegen ſie eine heimliche Verachtung. Wir bezeichnen ſie mit dem Worte: ſchwache, unſichere, karakterloſe Leute. Man iſt vor ſolchen mehr auf ſeiner Huth, als vor offenen Feinden. Denn von dieſen weiß man, was man zu befürchten hat; von jenen aber nicht, zumal wenn ſie für den Augenblick unſre Freunde heißen. Ja, ſie heißen nur Freunde, aber ſie ſind es nicht; ſie heißen ehrlich, brav, chriſt-

lich, aber ſie ſind es nicht. Denn wer darf auf Tugend, Freundſchaft, Ehrlichkeit und Chriſtenſinn deſſen zählen, der mit ſeinen Vorſätzen alle Tage abändert und nicht einmal auf ſich ſelbſt zählen mag?

Empfinden wir nun mit Recht Verachtung gegen Menſchen, welche uns durch wankelhafte Gemüthsart empören; heute ſo, morgen anders denken und reden; deren Grundſätze kein Jahr, oft keinen Tag die gleichen ſind: was müſſen wir denn gegen uns ſelbſt empfinden, wenn unſer Gewiſſen uns ſagt, daß auch wir zu denen gehören, die ſich lieber nach dem Gebot und Vortheil der Umſtände, als nach dem Gebot der Pflicht und rechtlichen Grundſätzen richten? — Verachtung unſerer ſelbſt ſtraft uns nach jeder falſchen That unſeres Wankelſinns, aber nicht minder auch die Ueberzeugung, daß andere Leute keine wahre Achtung für uns hegen können, wenn ſie uns gleich mit äußerlicher Höflichkeit begegnen, und es uns nicht merken laſſen, wie wenig feſtes Zutrauen ſie auf unſer Wort und auf die Denkart haben, die wir heut ausſprechen.

Und wahrlich ein ſolcher Zuſtand iſt jedem, wer er auch ſei, der unangenehmſte. Denn die Verachtung der Mitbürger tragen, von ihrem Vertrauen verſtoßen zu ſeyn, iſt ſchwer, zumal wenn durch eigenes Verſchulden dies Loos das unſrige iſt. Wir können ſogar vorausſehen, daß, wenn wir

unglücklich werden ſollten, wir nicht einmal auf herzliche Theilnahme rechnen dürfen, weil wir durch die Veränderlichkeit in Geſinnungen, Grundſätzen und Zwecken uns um herzliche Freunde gebracht haben.

Der ſchwache, ſich beſtändig ungleiche Menſch, der in ſeinen Urtheilen und Thaten immer von einem äußern Anſtoß geleitet wird, nie aus ſich ſelbſt heraus handelt, iſt ein unſicherer Bürger, ein gefährlicher Freund; eine Hausmutter, welche Zwietracht, Verwirrung und Mißtrauen unter die ihrigen bringt: darf auf den Namen einer ächten Chriſtin keine Anſprüche machen. Aus wem nicht immer Jeſu Geiſt redet, wer nicht immer, es ſei in friedlichen oder unfriedlichen Verhältniſſen, mit dem reinen Wohlwollen Jeſu handelt; wer um eines Vortheils willen, den die Umſtände darbieten, oder aus Laune, oder aus Beſorgniß, einen Vortheil zu verlieren, lieber gegen die Vorſchrift des Gewiſſens, gegen die Gebote Jeſu, als gegen ſeinen Eigennutz anſtoßen will, der verläugnet den Herrn um der Welt willen. Wie darf er ſich einen Nachfolger des Weltheilands nennen?

Darum ermahnt die heilige Schrift vor allen Dingen zur Standhaftigkeit, Treue und Feſtigkeit in guten Geſinnungen, in der Denkart Jeſu. Wachet, ruft der Apoſtel Paulus ſeinen korin-

thiſchen Freunden zu: ſtehet im Glauben, ſeid männlich und ſeid ſtark. 1. Kor. 16, 13.

Dieſe Männlichkeit und Stärke der Denkart äußert ſich in der Gleichförmigkeit unſerer Geſinnungen, Urtheile und Handlungen. Daß in jedem Menſchen wirklich eine lebhafte Neigung vorhanden ſei, unter allen Umſtänden immer als einer und derſelbe zu erſcheinen, daß man ihn immer als den gleichen erkenne, der noch heut iſt, wie er vor einem Jahr war, wer kann dies läugnen? Wer läugnen, daß es ein inneres Wohlgefallen, eine Freude an uns ſelbſt erregt, wenn wir beſtändig mit unſern Grundſätzen übereinſtimmend reden und wirken? Wer läugnen, daß bittre Verlegenheit uns ergreift, uns Schaam züchtiget, wenn wir in Widerſpruch mit uns ſelbſt gerathen, und die Menſchen uns entweder für Unverſtändige, oder für Herzloſe, oder für Heuchler halten müſſen?

Schon das Weſen der Vernunft gebietet es, daß man folgerecht handle; daß man ſich durch ſeine Thaten nicht in ſeinen ausdrücklich erklärten Anſichten und Urtheilen widerſpreche; daß man jederzeit mit ſich ſelber übereinſtimmend ſei. — Wer aber kann gleichförmiger in Denkart, Wort und Werk ſeyn, als die Anhänger und Bekenner der weiſeſten und heiligſten Lehre, der wahre Chriſt? Was vor Jahrtauſenden

Tugend war, iſt es noch heut; was vor Jahrtauſenden Recht und Pflicht war, iſt es noch heut. Und das Wohlwollen gegen jedermann, dieſe Liebe des Menſchen, welche Jeſus zur Grundlage alles unſers Thuns macht, ſichert uns, daß wenn wir von ihr nicht weichen, durch alle unſre Worte und Werke eine feſte Gleichförmigkeit herrſchen werde. Bleibe dem getreu, was du einmal mit voller Ueberzeugung für gut erkennt haſt, und laß dich von demſelben nicht abwendig machen, weder durch Umſtände, noch eigenſichtige Begierden, weder durch Hoffnung, noch Furcht. Und ſelbſt wenn dieſe deine Feſtigkeit dir hier einen Augenblick äußeren Nachtheil bringen ſollte; dieſer Nachtheil wird gewiß aufgewogen werden durch die Hochachtung, welche man deinen heldenmüthigen Verhalten nie verſagen wird.

In der Lehre Jeſu iſt alles Harmonie; das kleinſte mit dem größten Gebot in voller Zuſammenſtimmung. Die Lehre Jeſu iſt ein einziger Einklang mit dem göttlichen Willen; mit unſerer eigenen Vernunft, mit den Geſetzen der geſammten Natur. Indem du, was dein göttlicher Lehrer fordert, mit Strenge erfüllſt, ſetzeſt du dich ſelbſt in die vollkommenſte Uebereinſtimmung mit Gott, mit der Natur, mit dem Glück der dich umgebenden Menſchheit, mit dir ſelbſt. — Nur der

Fromme iſt ſtark; der Laſterhafte iſt ein wankelmüthiger Schwächling, der ſeiner beſſern Ueberzeugung treulos iſt. Nur der eine feſte, ſtandhafte Gemüthsart hat, kann tugendhaft ſeyn; nur der Unbeſtändige, Wankelmüthige iſt zu allen Laſtern geeignet und zu allem innern Elend reif.

Sei was du biſt, ein vernünftiges Weſen: ſo wirſt du deine unveränderlichen Grundſätze niemals um einen nichtigen Vortheil, die Würde deines Geiſtes und Herzens nie um eine Minute der gereitzten Leidenſchaft verkaufen können. Sei, was du ſeyn willſt, ein Chriſt: ſo wirſt du niemals mit deinen Worten und Werken Jeſum verrathen, während du ihn mit deinen Gedanken anbeteſt!

Die Männlichkeit und Stärke der Denkart äußert ſich in der Feſtigkeit derſelben, welche ſich nicht durch veränderliche Umſtände erſchüttern läßt. Es giebt keine Tugend ohne Heldenmuth; keinen Heldenmuth ohne Wachſamkeit über ſich ſelbſt. Denn die gefährlichſten Klippen unſrer Standhaftigkeit in Grundſätzen liegen weniger in den Außendingen des Lebens, als in unſerm Innern. Leichtſinn, Eitelkeit, Leichtgläubigkeit, Stolz, Eigennutz, Verzärtelung des Leibes, Gemächlichkeit, Menſchenfurcht, —

dies, nicht die äußern Umſtände, ſind unſere Feinde, die uns zu Verräthern und Erniedrigern unſerer eigenen Würde machen.

So rühmlich inzwiſchen Feſtigkeit des Karakters iſt in dem, was muthig, groß, gut und edel heißt: ſo fehlerhaft iſt eine ähnliche Feſtigkeit in unbedeutenden oder ungerechten Dingen. Sie iſt hier nicht Feſtigkeit des Geiſtes, ſondern der Leidenſchaft, der Verdorbenheit des Gemüths, der thieriſchen Neigung, welche das Uebergewicht über alle Vernunft gewonnen hat.

In unwichtigen Angelegenheiten und ohne wichtige Urſache'n bei ſeinem einmal ausgeſprochenen Willen bleiben, heißt nicht Karakterfeſtigkeit, ſondern unnützer, beleidigender, liebloſer Eigenſinn. In einer ſchlechten, ehr- und gewiſſenloſen Denkungsart beharrlich bleiben, trotz allen Warnungen und Strafen, heißt: Halsſtarrigkeit. Es zeugt der Eigenſinn von Mangel an Verſtand; die Halsſtarrigkeit von Mangel an Rechtlichkeitsgefühl. Beide, weit entfernt die Stärke des Gemüths zu beurkunden, verrathen die Schwäche deſſelben, da es der Gewalt einer

niedrigen, thieriſchen Leidenſchaft unterliegen muß, welche die Vernunft, doch vergebens, mißbilliget. —

Wachet, ſtehet im Glauben, ſeid männlich und ſtark, ruft die Gottesſtimme aus der heiligen Schrift. Wer vermag es immer? Jeder vermag es, der Gott mehr, als den Menſchen, fürchtet, und ſich ſelbſt zu ehren weiß. Nur wer keine Achtung für ſich ſelbſt hat, wird ſich zur Verachtung anderer machen können. Wer die Wahrheit, das Recht, das Vernünftige liebt, kann es nicht zugleich haſſen und mit dem vertauſchen, was ungerecht und vernunftwidrig iſt.

Bei ſehr vielen rührt dies ſchimpfliche Verhalten wohl daher, daß ſie in wichtigen Angelegenheiten noch mit ſich ſelber nicht einig ſind, und ohne alle Ueberzeugung, ob recht und zweckmäßig, oder nicht, nach den Eingebungen des Augenblicks handeln. Dies iſt der Leichtſinn und die Unverſtändlichkeit des Kindes, welches ohne eignes Urtheil geht, wohin es gelenkt wird. Ein Menſch ohne Ueberzeugung und eignes Urtheil iſt ein Schiff ohne Ruder und Anker im

Meer. Es kann ſich ſelbſt nicht leiten; es folgt dem Spiel der Wellen, es geht im Sturme gegen Sandbänke und Klippen, ohne ſich retten zu können.

Was auch Bedeutendes in deinem Hauſe, in deiner Familie, in deiner Gemeinde, in deinem Vaterlande geſchehe, erlaube dir kein voreiliges Urtheil, ohne von allen Umſtänden genau unterrichtet zu ſeyn. Haben deine Erkundigungen dich in Stand geſetzt, ein reifes und gründliches Urtheil zu fällen; biſt du verpflichtet, an dem, was vorgeht, thätigen Antheil zu nehmen: dann frage deine Vernunft, was iſt recht und billig? Dein Gewiſſen, was iſt das Beſte, was du in dieſer Sache thun kannſt? deinen Verſtand: wie erreichſt du den guten und redlichen Zweck, auf die beſte, redlichſte Weiſe? — Wie würde, wenn Jeſus in deinen Verhältniſſen lebte, der Heilige, der Menſchenfreundliche gehandelt haben?

So bilde dir durch kalte Ueberlegung dein Urtheil, deinen Grundſatz; berichtige ihn in freundſchaftlichen Unterhaltungen mit andern. Sei arg-

wöhniſch gegen die Sprache des Eigennutzes, oder jeder andern Leidenſchaft, ſowohl von Andern, als von dir. Habe nur vor Augen was recht und heilſam iſt — alles andere muß vor dem, was gerecht iſt, zurückſtehn, ſelbſt dein eigner Vortheil. So wirſt du mit dir ſelbſt einig ſeyn im Urtheile. Dann handle und rede deiner Ueberzeugung gemäß; wirke zum Guten hin. Sei ſtark und männlich.

Bei vielen andern entſteht die Karakterloſigkeit nicht ſowohl aus Schwäche des Verſtandes, oder aus Uneinigkeit mit ſich ſelber im Urtheil über das, was wahr, recht und nützlich iſt, als vielmehr aus Schlechtigkeit und Schwäche des Gemüths. Sie erkennen die beſſern Grundſätze an, aber ihr Eigennutz, ihre Eitelkeit macht ſie treulos an demſelben. Weit entfernt mit ihren Grundſätzen unerſchütterlich den wandelbaren Umſtänden entgegen zu ſtehen, laſſen ſie ihre Denkart durch die Umſtände beherrſchen. Indem ſie nicht das allgemeine Wohl, ſondern ihren kleinen, augenblicklichen Vortheil im Gedanken haben, verkaufen ſie ſich mit falſcher Klugheit dem Meiſtbietenden, laſſen ſich von den Ereigniſſen beherrſchen, und

werden, gegen ihre innerſten Ueberzeugungen, aus bloßer Feigheit die Sklaven derer, die Muth haben, ihnen zu gebieten. Daher iſt in ihrem ganzen Verhalten keine Gleichförmigkeit, weil Umſtände nie lange die gleichen ſind. Sie tragen jeden Tag eine andere Farbe, weil ſie jeden Tag eines andern Knecht werden. Sie ſind verächtliche Heuchler heut; morgen prahlende, freche Verhöhner deſſen, was wahr und gut iſt; übermorgen ſieht man ſie kriechend das Vorige bereuen, um es, wenn es dazu Anlaß giebt, wieder zu begehen mit gleicher Schaamloſigkeit.

Dieſe Gattung Menſchen iſt eine in unſern Tagen nur allzuzahlreiche, weil vielen, verſunken in gemeiner Selbſtſucht, die Klugheit mehr gilt, als die Ehrlichkeit gegen ſich ſelbſt. Sie rechnen es ſich zum Verdienſt, daß ſie, immer in vorangegangenen und nachfolgenden Aeußerungen und Handlungen voller Widerſpruch, Andern zum unergründlichen Räthſel werden. Es ſchmeichelt ihnen, daß niemand ihre wahre Denkart erforſchen kann. O, der Feigen! ſie haben keine Denkart mehr, ſondern nur eine ſelbſtſüchtige Begier, die,

wie Judas Iſcharioth, das Ehrwürdigſte unterm Himmel im gleichen Augenblick küßt und verräth.

Ich erkenne die beiden Hauptquellen des Wankelmuths. — Aus welcher fließt nun mein eigner? Hab' ich die Feſtigkeit des Gemüths, welche ich von jedem achtungswürdigen Menſchen zu ſehen begehre, und welche der Wille Gottes von mir fordert? Jene Feſtigkeit und Größe der Denkart, die kein Sturm der Zeit bricht, und mit welcher Jeſus Chriſtus, mit welcher jeder ſeiner erſten Jünger freudig durch Noth und Tod zum heiligen Ziele gieng? Gerathen meine Thaten und Worte nie in Widerſpruch mit meinen Grundſätzen und Lehren? Halt' ich unverbrüchlich jederzeit Zuſage und Verſprechen, was ich einmal von mir gab? Und wenn nicht immer erlaubt iſt, was ich denke: Denke ich auch allezeit, was ich rede? Iſt kein Freund, kein Freundin vorhanden, dem oder der ich mit freiem Willen Treue gebrochen? Bewies ich in entſcheidenden Augenblicken Seelenſtärke und Heldenmuth, daß ich die Tugend, die Wahrheit, das Recht nicht verläugnete, ſelbſt wenn das Geſtändniß Gefahr brachte?

Unwandelbarer Gott, nur das Heilige und Vollkommene iſt unwandelbar! Darum gieb mir deines heiligen Geiſtes Kraft und Gnade, daß ich vollkommen werde, wie du, mein Vater im Himmel, vollkommen biſt. Und tief und bleibend dringe dein Wort in mein Herz: Wachet; ſtehet im Glauben; ſeid männlich und ſtark!

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Chriſtenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Sechsunddreißigſter Sonntag, am 5 September 1813.

Gott hat dir ſelbſt dein Loos beſchieden;
Nimm's dankbar an aus ſeiner Hand.
Erfülle jede Pflicht zufrieden
Die ſeine Huld damit verband.
Er gibt dir Munterkeit und Kräfte,
Und nährt und ſtärkt dich väterlich;
Sie brauchen, das iſt dein Geſchäffte,
Und ihr Gebrauch iſt Glück für dich.

Hat andern deines Vaters Segen
Mehr Güter anvertraut, als dir;
Darf dies wohl deinen Neid erregen?
Denk: wer iſt Gott? und wer ſind wir?
Weiß er nicht beſſer, was dir nützet,
Und was dem Nächſten nützt, als du?
Wenn er dich nährt, regiert und ſchützet,
Was fehlet dann noch deiner Ruh?

Eigne Vorzüge und fremde.

Joh. 3, 13 — 16.

Ein Weiſer der Vorzeit hat geſagt: das merkwürdigſte Räthſel für den Menſchen iſt — der Menſch. Und in der That, er iſts in mehr denn einer Rückſicht. Wer hat ſich nicht ſelbſt ſchon beobachtet, wenn auch noch ſo flüchtig, und ſich nicht zuweilen auf den ſonderbarſten Widerſprüchen ertappt? Er iſts, aus deſſen Munde kalt und warm geht; der ſich von Stunde zu Stunde in ſeinem ganzen Weſen zu verwandeln ſcheint, der mit den Anlagen zum Engel ſich auf Erden eine Hölle ſchafft; und bei aller ſeiner Ohnmacht, in der er dem Wurm des Staubes gleichet, mit den Augen ſeines Geiſtes das Weltall durchfliegt und mit Seelengröße die ſtrengſten Schickſale überwindet.

Zu den wunderlichen Widerſprüchen im Menſchen verdient bei vielen auch der gezählt zu werden, daß man oft, ohne mit ſeiner Lage zufrieden zu ſeyn, ſie gegen andre preiſet, und ſogar mit ihr prahlt, — und vielleicht im gleichen Augenblick, da man alle Urſache hätte, ſich ſeines Erdenlooſes

zu freun, verdrieſslich wird, wenn andre es beſſer zu haben ſcheinen.

In beiden Fällen verräth der Menſch eine groſse Schwäche ſeines Gemüthes. Zwar das Wohlgefallen, welches wir an unſern eigenen Vollkommenheiten haben, die Freude über das Wohlgelingen mehrerer Unternehmungen und Arbeiten, das Vergnügen, welches wir beim Anblick unſerer angenehmen Verhältniſſe im häuslichen und bürgerlichen Leben empfinden, iſt ſehr natürlich, und macht einen Theil des irdiſchen Glücks aus, welches doch immer das Ziel unſrer Mühen iſt. Aber dieſe frohe Stimmung, in welche uns unſere Vorzüge verſetzen, iſt wohl ſelten ſtürmiſch; und wenn es die Freude zuweilen bei unverhofften Erſcheinungen des Glückes iſt, wird ſie niemals von anhaltender Dauer ſeyn. Der reine Ausdruck innerer Zufriedenheit iſt ein heiteres Weſen, welches ſich, auch wenn wir einſam ſind, nicht von uns trennt, und ſich gegen andre Menſchen in einem freundlichen Wohlwollen und Theilnahme an ihrem Glücke, in tröſtenden und beruhigenden Zuſprüchen äuſſert. Denn nur wer froh iſt, hat die lebendigſte Sehnſucht, auch andre froh zu ſehen und froh zu machen.

Man kann hingegen mit vieler Sicherheit glauben, daß der, welcher mit ſeinen Vorzügen, mit ſeinen Glücksgaben gegen andre gern pranget, keinesweges zufrieden, ſondern in ſeinem Innerſten dennoch unglücklich ſey. Wer ſich gefliſſentlich das Anſehn gibt, es bleibe ihm nichts zu wünſchen übrig; wer gern von dem ſpricht, was er hat: dem fehlt noch viel! Wer gern behaupten möchte, oder wahrnehmen läßt, was er beſitze, ſey alles beſſer, vortrefflicher, als andres dergleichen Art, was andre beſitzen: iſt nicht zufrieden mit dem, was er beſitzt. Gewöhnlich iſt es nur ſein Unmuth, der ſich gern ſelbſt täuſchen möchte; ſein Stolz, der andern nicht weichen möchte; ſeine Eitelkeit, welche ſich gern das Vergnügen gewähren möchte, beneidet zu ſeyn.

Eine jede Schwachheit des Gemüths iſt aber wohl auch immer mit einer Schwäche des Verſtandes verbunden. So auch hier. Denn der, welcher gern rühmt, wie glücklich er ſey, wie bei ihm alles beſſer ſey, als bei andern, erreicht ſeinen Zweck am ſchlechteſten. Er verräth ſich gewöhnlich ſchon mit ſeinen eigenen Worten, daß ihm zu ſeinem wahren Wohlſeyn vieles mangle. Wem könnte wohl

zu Muthe ſeyn, den Ruhmdurſt und Eitelkeit martern?

Von der andern Seite offenbart ſich nicht minder Schwäche des Gemüthes und Verſtandes, wenn der Menſch vollkommene Urſache hätte in ſeiner Lage zufrieden zu ſeyn, und dennoch Verdruß fühlt bei den Vorzügen oder Glücksbegünſtigungen andrer. Dieſer Verdruß entſteht nicht immer aus unerſättlicher Habſucht, ſondern oft mißgönnt man einem andern, was man ſelber zu beſitzen nicht einmal wünſcht. Man will dem Menſchen nicht wohl, darum gönnt man ihm die Vorzüge oder Glücksgeſchenke nicht, die ihm in den Augen anderer noch einigen Werth geben könnten. Eine ſolche Mißgunſt iſt der Ausſpruch geheimer Verachtung des Nächſten, oder verborgener Feindſchaft; oft auch nur einer lächerlichen Eitelkeit. Denn wie viele ſind nicht, welche einem andern dasjenige mißgönnen, was ſie doch ſelbſt auch beſitzen! Aber ſie möchten es allein haben, um dadurch mehr angeſehen zu werden. Was nicht mehr ihr ausſchließlicher Alleinbeſitz iſt, hört in ihren Augen auf, ein Vorzug zu ſeyn. Das Beſte verliert für ſie den Werth, wenn es viele eben ſo gut haben.

O, welch ein elender, nichtiger Vorzug muß derjenige ſeyn, welcher ſeine ganze Vortrefflichkeit einer eiteln Einbildung dankt! Und welche kleine Seele muß diejenige ſeyn, welche ſich an ſolchen Selbſttäuſchungen weiden kann! Glücklich iſt ſie nicht, weil ihr Vorzug einer Seifenblaſe gleicht, die nur Werth hat für den, der ſie mit ſeinem Hauche ſchuf, während der geringſte Hauch ſie wieder zerdrückt.

Doch die Zahl derer iſt nicht klein, die den ganzen Umfang ihrer glückſeligen Verhältniſſe über eine Spielerei ihrer Eitelkeit vergeſſen können. Die da blind ſind und ungerecht gegen ihre wirklichen Vorzüge, Verdienſte und Güter, blos einer eigenſinnigen Laune willen; die alles beſäſſen was ſie vernünftiger Weiſe zu ihrem Lebensglück fordern konnten, und dennoch von Mißgunſt gequält werden um Dinge, die ſie entweder ſo gut haben als andre, oder nicht einmal zu haben verlangen.

Man kann ſolche Perſonen darum noch nicht neidiſch nennen. Neid quillt aus einer viel ſchwärzeren Quelle. Iſt Mißgunſt oft nur eine Wirkung der Thorheit: ſo iſt Neid immer die Frucht eines verdorbenen Herzens. Der Neid iſt die Verſchwi-

ſterung mehrerer Untugenden zu einem einzigen Hauptlaſter; er trägt zu gleicher Zeit die Abſcheulichkeit der ungenügſamen Habſucht, des Stolzes, der Menſchenfeindlichkeit. Er verwüſtet nicht nur die Lebensruhe deſſen, in dem er wohnt, ſondern er lechzet nach Zerſtörung fremden Glückes. Seine Kinder ſind die Schadenfreude, die Verläumdung, die Ungerechtigkeit, die Heuchelei, der Haß. Neid iſt Unzufriedenheit über Begünſtigung und Vorzüge, die man nicht hat, und die man ſelber haben möchte; ein Streben, ſie dem zu rauben, der ſie beſitzt, um ſie ſich ſelber zuzueignen, oder auch nur ſie an andern zu zerſtören, wenn man zu ihrem Beſitz nicht gelangen kann.

Dies Laſter iſt vollkommen thieriſcher Natur. Auch das gierige Vieh blickt neidiſch auf den Biſſen des andern, und trachtet denſelben an ſich zu reißen. Daher überfällt un unwillkührlich Ekel und Widerwillen gegen den Menſchen, an welchem wir die Aeußerung des Neides wahrnehmen. Wir fühlen ſogleich deſſen ganze Niederträchtigkeit, aber auch die Größe des Uebels, das er ſich ſelber ſchafft. Denn er iſt darum einer der Unſeligſten, weil er von der Genügſamkeit am entfernteſten iſt.

Zwar auch im guten Menſchen können bei dem Anblick fremder Vorzüge Wünſche entſtehen, ſie ebenfalls zu beſitzen. Dieſe Wünſche können ſogar thätig werden. Allein dann nimmt ſolche Thätigkeit eine Richtung, die frommen und edlen Menſchen würdig iſt. Sie will nicht den Nächſten ſeiner Vorzüge berauben, ſondern ſie ſtrebt, während ſie ſein Glück unverletzt läßt, ſich ein gleiches auf rechtlichen Wegen zu erwerben. Sie wird zu einer rühmlichen Nacheiferung im Guten. Und dieſe iſt oft die Mutter der ſchönſten Handlungen.

So verächtlich einem jeden die Niederträchtigkeit des Neides iſt, wenn man ſie in Worten, Geberden und Werken eines andern erblickt, — ſo gern ſchleicht ſich dieſe häßliche Empfindung in des Menſchen Bruſt, um ſein Lebensglück zu vergiften. Hört man nicht faſt täglich über die Wirkungen der Mißgunſt und des Neides klagen? Iſt man nicht faſt täglich Augen- und Ohrenzeuge des hungrigen Brodneides, wo einer den andern haßt, verläumdet, weil ihm ſein Erwerb mehr Glück, mehr Beifall, mehr Ehre bringt? Iſt man nicht täglich Augen- und Ohrenzeuge des Ruhmneides, dem unerträglich iſt, fremdes Lob zu hören, ge-

ſchweige es auszuſprechen, und der, wenn er es dennoch zu ſprechen gezwungen iſt, nur darin einigen Troſt findet, wenn er ein giftiges Aber hinter dem Lobſpruch herſchleichen laſſen kann? Iſt man nicht täglich Augen- und Ohrenzeuge jener neidiſchen Eitelkeit, die ſich darin gefällt, hinterrücks eine Tugend verdächtig zu machen, welche man am andern liebt; natürliche Gaben und Vorzüge zu verkleinern, die man nicht ſelbſt erwerben kann; am Menſchen die Schattenſeite in kleinen Fehlern aufzuſuchen und dieſelben in große Laſter umzugeſtalten, weil es zuviel andre Perſonen gibt, welche ſich an den wirklichen Vorzügen und Liebenswürdigkeiten des beneideten Gegenſtandes erfreuen? Woher die meiſten Läſterungen, gehäſſigen oder ſpöttiſchen Bemerkungen, welche man ſo oft in Geſellſchaften mit anhören muß, wenn ſie nicht aus der bittern Quelle des Neides flößen?

Selbſt der Neidiſche fühlt das ſchimpfliche ſeines Betragens. Aber darum ſucht er es zu bemänteln. Er nimmt nur den Ton des Beſſerwiſſens, die Belehrung, oft der menſchenfreundlichen Warnung an. Oder er verachtet ſtolz das Gut und den Vorzug, den zu gewinnen ihm auf andre Weiſe zu ſchwer

fällt. Oder er verſteckt ſeine Bosheit hinter der frömmelnden Wärme jener Andächtelei, die heut zu Tage in gewiſſen Volksklaſſen aus Unverſtand Beifall zu gewinnen anfängt. — Wer möchte auch ſeine ganze Häßlichkeit vor der Welt ſelber entlarven?

Aller Neid iſt ein offenbarer Mangel eigner Seelengröße; iſt eine Ungerechtigkeit gegen die Vorſehung; eine Verkennung des Werths eigener Vorzüge über diejenigen des Nächſten; eine Thorheit, die dem Geiſte des wahren Chriſtenthums ganz entgegen ſteht. — Wer Neid und Mißgunſt in ſeinem Herzen fühlt, iſt in dem Augenblick von der ächten Weisheit, dem Chriſtenthum am entfernteſten; entfernt ſeyn von dieſem, heißt entfernt ſeyn vom Lebensglück.

„Wer iſt weiſe und klug unter euch?“ — ſpricht die heilige Schrift: „der erzeige mit ſeinem guten Wandel ſeine Werke in der Sanftmuth und Weisheit. Habt ihr aber bittern Zank und Neid in eurem Herzen: ſo rühmt euch nicht, und lüget nicht wider die Wahrheit. Denn das iſt nicht die Weisheit die von oben kommt, ſondern irdiſche, menſchlich teufliſche. Denn wo Neid und Zank iſt, da iſt Unordnung und eitel böſes Ding.“ Joh. 3, 13—16.

Glaub es, du, der ſich mit dem Neide beflecken kann, du biſt nicht deswegen neidiſch, weil du unglücklich biſt; ſondern du biſt unglücklich, weil du ſchwach genug biſt, neidiſch zu ſeyn. Denn wenn du nur einen Augenblick ſo viel Gewalt über dich haſt, den zu vergeſſen, welchem du ſeinen Wohlſtand, ſeine Ehre, ſeine äußerlichen Vorzüge, Kenntniſſe, Liebenswürdigkeiten mißgönnſt und ſiehſt auf deine eigene Lage, auf deine dir eigenthümlichen Vorzüge: findeſt du nicht Urſache genug zufrieden zu ſeyn? Jeder Menſch hat Eigenſchaften durch welche er vortrefflich ſeyn kann, wenn er ſie nur auszubilden weiß; jeder Menſch hat von Gott gewiſſe Vortheile in ſeinen Verhältniſſen empfangen, wenn er ſie nur zu benutzen verſteht. Es fehlt uns durchaus nicht an Anlagen, ſehr glücklich zu ſeyn, wohl aber entweder an richtiger Beurtheilung unſrer Verhältniſſe, oder an Reinigkeit des Herzens und jener Mäßigung und Genügſamkeit, ohne welche du elend bliebſt, auch wenn du die ganze Welt gewönneſt.

Glaub es, glücklich zu ſeyn für dich, fällt dir nie ſchwer; aber es iſt ſchwer, glücklicher zu werden, als andre. Und

doch, eben dies iſt das Uebel der Menſchen, daß ſie für ihr eignes Wohlſeyn immer einen fremden Maaßſtab entlehnen. Sie wollen nicht bloß glücklich für ſich ſeyn, ſo weit ſie es nach ihren Kräften, auf ihrem Standpunkt in der Welt ſeyn können; ſondern ſie wollen andre im Glück übertreffen.

Aber was heißt es: andre im Glück übertreffen? Und wie iſt dies möglich? — Gott hat jedem ſein Maas von Kraft, von Umſtänden, von Zwecken gegeben, und nur damit, und nur darin kann er glücklich ſeyn; in keinem andern, und mit keinen andern Mitteln. — Du hältſt dieſe oder jene Perſon für beglückter, als dich; aber wie biſt du im Stande, die Grade ihres Glücks zu berechnen, da du nicht ganz ſie ſelbſt biſt? Freilich, du bemerkſt an ihr gewiſſe Vorzüge, gewiſſe Gaben, die dir fehlen; Verhältniſſe, glückliche Zufälle, allerlei Umſtände, die dir abgehn. Du glaubſt, wenn du im Beſitz derſelben wäreſt, nichts würde deine Seligkeit übertreffen können. Aber wenn du alles das hätteſt, ſo würdeſt du doch damit keine Glückſeligkeit gewinnen, ſondern nur Hilfsmittel zum frohen Lebensgenuß. Haſt du denn ſchon alle Hilfsmittel benutzt, welche dir die göttliche Vorſehung verliehn?

Und wenn dir in der That alles zu Theil würde, deſſen Beſitz du andern mißgönnſt, kannſt du voraus verſichern, ob das deine Ruhe, oder nicht vielmehr dein Verderben begünſtigen würde? Weißt du nicht, daß du, unter andern Verhältniſſen ganz ein andres Gefühl, eine andre Anſicht der Dinge erhälſt, gleichſam ein andrer Menſch wirſt? Sieh doch das Kind, wie begierig es wünſcht, bald groß zu ſeyn, um die Freuden und Vorzüge der Erwachſenen zu genießen. Endlich erfüllt der Himmel den Wunſch. Warum ſehnt ſich denn der Erwachſene ſo gern nach den ſtillen, unſchuldigen Freuden ſeiner ſorgenloſen Kindheit zurück.

Glücklich ſeyn iſt gewiß leicht, wenn man die Störerinnen aller Lebensluſt, thörigte Leidenſchaften, aus ſeiner Bruſt verbannt; genügſam iſt mit dem was Gott gab; mit Fleiß zu vervollkommnen ſucht, was man hat; und ſich die Gunſt aller guten Menſchen dadurch erwirkt, daß man ihnen in allen Dingen mit Liebe entgegen kömmt. Glücklicher werden als andre, oder auch nur ſo glücklich zu ſeyn, als ſie zu ſeyn ſcheinen, iſt Unſinn, weil kein Sterblicher wiſſen kann, wieviel oder wenig der andre glücklich iſt. Vielleicht — nur du

ahneſt es nicht! — iſt eben das, was du einer andern Perſon mißgönnſt, die Haupturſache ihres jetzigen oder künftigen Leidens. Du beneideſt ihre Schönheit, vielleicht hat ſie eben deswegen ihr Herz verſäumt. Du beneideſt ihr größeres Vermögen; vielleicht bereitet dies ihren und ihrer Kinder Untergang. Du beneideſt ihr Anſehn, ihre Ehre; vielleicht zieht ihr eben das viele Verfolgung, Haß und Liebloſigkeit zu. Iſt nicht ſelbſt dein Neid ein Uebel für die geachtete Perſon, die dir beneidenswürdig zu ſeyn ſcheint?

Und biſt du denn gewiß, daß das, was du andern mißgönnſt, dir in deinen Verhältniſſen, bei deiner Denkart, bei deinen übrigen Anlagen wohlthätig ſeyn würde? — Biſt du deſſen nach reiflicher Ueberlegung nicht gewiß, warum befleckſt du deine Seele mit der Schande neidiſcher Begierden? Biſt du hingegen überzeugt, ein ſolcher Vorzug, den der andre hat, könne dir wohlthun: warum ſtrebſt du nicht mit allen Kräften in rühmlicher Nacheiferung ihn, oder doch Aehnliches, zu gewinnen? — Ein todes, ohnmächtiges Beneiden führt dich keinen Schritt weiter; macht dich andern zum Gegenſtand des Spottes und der Verachtung; trübt dir ſelbſt

die Luſt, welche du auch ſchon in deinem gegenwärtigen Zuſtande genießen könnteſt.

Gönne jedem die Vorzüge, welche ihm Gott gab, oder ſein Fleiß erwarb. Keine irdiſche Gabe iſt an ſich gut oder böſe; ſondern ſie wird alles erſt, wozu der Menſch ſie macht; dem einen gebiert ſie Heil, dem andern Verderben.

Iſt, was du dir wünſcheſt, durch Anſtrengung deiner eigenen Kräfte erreichbar: warum legſt du die Hände in den Schoos? Der Neid iſt unfruchtbar an allem Guten; er gibt dir nur Dornen, während du nach den Roſen begierig biſt. Forderſt du Gaben, welche dir nur durch die Macht der Vorſehung zu Theil werden können, wohlan, benutze erſt die alle zu deinem und andrer Menſchen Glück, welche dir ſchon zu Theil geworden ſind. Lerne erſt mit dem Pfunde wuchern, was dir der Herr gab; dann hält er dich vielleicht würdig, dich als einen getreuen Knecht über vieles zu ſetzen.

Gott, du mein allweiſer Vater, der du beſſer mein Innres kennſt, als ich es ſelbſt vermag, du haſt mich ja nicht vergeſſen, nicht verſäumt. Du haſt mich auch zur Glückſeligkeit einberufen in dies Leben, und mir zu dem, was ich auf meinem Stand-

punkt hienieden ſeyn und werden ſoll, alle nöthigen Kräfte und Anlagen mitgetheilt. Ach, wenn ich nur immer Weisheit genug hätte, daß ich meine Beſtimmung recht erkennen, meinen Standpunkt richtig faſſen und beurtheilen könnte; daß ich das Maas meiner Kräfte, die Art meiner Eigenſchaften gehörig erwägen würde! Wie vieles könnte ich damit mir und andern Gutes ſtiften, wenn ich nur immer das Gute wollte.

Hilf mir, mein Gott, mein Herz bewahren, daß es nicht an ſeinem eigenen Frieden zum Verräther werde durch Eitelkeit, Habſucht, Haß, Mißgunſt und Neid. Und du, mein Jeſus, o du Frommer, Duldender, Genügſamer! erſcheine mir zum Bilde, wenn ich mit dem, was der Vater mir gegeben, unzufrieden bin, und mir mit eitlem Gram um eitle Dinge die wenigen Stunden verbittre, die ich vielleicht noch zu leben habe. Wer weiß, wie bald das Alles Staub und Aſche und Raub der Vergeſſenheit iſt, was ich bisher noch an meinem Nächſten für beneidenswürdige Schätze hielt! Nur eins iſt unverweslich — die Tugend! Nur eins ewig beſeligend, deine Gnad' und Liebe, Vater im Himmel! Nach jener ſey mein Ringen, — dieſe verleih mir, o Alliebender in Ewigkeit. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Siebenunddreißigſter Sonntag, am 12 Sept. 1813.

Stärke mich durch deine Todeswunden
Gottmenſch, wenn die ſeligſte der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat
Meinem Sterbebette naht.

Dann beſchatte mich, o Ruh, mit linden
Stillen Flügeln. Geiſter meiner Sünden,
Naht euch dem Sterbebette nicht,
Wo mein ſchwimmend Auge bricht.

Du, mein Engel, komm von Gottes Throne,
Bringe mir die helle Siegeskrone,
Wehe Himmelsluft und Engelruh
Mir mit deiner Palme zu.

Iſt ein langſames oder plötzliches Hinſterben wünſchenswürdiger?

Erſter Theil.

Jeſaias 43, 1.

Wie erſchütternd iſt für jeden von uns die Nachricht vom ſchnellen Tode eines Freundes, einer

Freundin; die Botſchaft vom Tode auch nur eines Bekannten, den wir noch vor wenigen Stunden, vor wenigen Tagen ſahn, ſprachen, geſund wußten! — Wir erſchrecken tief. Es koſtet uns Mühe, daran zu glauben, als wenn das unbegreiflich, unmöglich wäre, was im Leben ſo häufig begegnet; — als wenn Gott, der Herr des Lebens und Todes, für uns, mit uns, mit allem, was uns in dieſer Welt berührt, eine ſchonende Ausnahme vom gewöhnlichen Lauf der Dinge machen müßte!

Was erſchreckt uns denn? — Es dünkt uns ſchauderhaft, daß der Menſch, wider ſein Erwarten, ohne alle Vorbereitung, aus der Mitte ſeiner Entwürfe und Pläne plötzlich weggeriſſen in einer andern Welt da ſteht. Wir denken uns gleichſam in das Ich der verſtorbenen Perſon hinein, und empfinden ihr ſtummes Entſetzen nach der gewaltſamen Verwandlung, wenn ſie im Zeitraum weniger Sekunden, ohne es zu ahnen, von ihren alltäglichen Werken hinweg im unbekannten Jenſeits ſchwebt. Es iſt uns ſchauderhaft die Trennung ohne Abſchied, ohne letzten Händedruck der Liebe.

Anders ſind die Empfindungen beim Anblick deſſen, der langſam dahin ſtirbt, und deſſen Krank-

heit ſich nur mit dem gewiſſen Tode enden kann. Wahr iſts, wir ſind auf den Verluſt, den wir leiden ſollen, mehr vorbereitet; aber doch, auch nur beim leiſeſten Schein des Beſſerwerdens, wacht und lebt die Hoffnung wieder in uns auf, die Krankheit werde nicht tödtlich ſeyn. Wir hoffen um ſo leichter, um ſo inniger, je theurer uns die Perſon iſt, die von uns zu ſcheiden drohte. Ihr Tod ſtürzt uns nicht minder in tiefe Betrübniß, ungeachtet wir auf alles hätten gefaßt ſeyn können. — Wahr iſts, der Kranke leidet ſelten ſo ſchwer, als wir es uns in erhitzter, ſich ſelbſt peinigender Einbildungskraft vormalen — allein, wer kann die ehmals blühende, nun eingefallene Geſtalt, die bleichen Wangen, die matten, eingeſunkenen Augen ſehn, ohne vom heftigſten Mitleid bewegt zu werden; wer kann das Stöhnen, das Seufzen, des Odems ſchnellen, matten, ſchweren Zug hören, ohne zu wünſchen, möchte der barmherzige Gott doch bald dieſen Zuſtand enden, und dem Leidenden Ruhe geben im ſanften Todesſchlaf, da dieſer nun doch unvermeidlich wird!

So erſchreckt uns ein jäher Todesfall; ſo peinigt uns der Anblick des Allmähligſterbenden.

Welches iſt denn nun wünſchenswürdiger, wenn Wünſche da etwas vermöchten, wo das Ende aller Hoffnungen und Wünſche eintritt. Iſt ein plötzliches, oder langſames Sterben vorzuziehn?

Zwar die Frage ſcheint beim erſten Anblick fruchtlos, da unſre Meinungen über das, was geſchehn ſoll und wird, nichts entſcheiden können. Aber demungeachtet iſt die Beſchäfftigung mit dieſem Gegenſtande ſehr anziehend für jegliches Gemüth; und die Betrachtung wird lehrreich und wohlthätig, ſobald ſie mancherlei Vorurtheile zerſtört, welche bei uns darüber eingetreten ſind.

Denn, zum Beiſpiel, gibt es nicht der Sterblichen ſehr viele, welche einen plötzlichen Tod für das größte aller Uebel halten, weil ſie glauben, daß, wer ihn leide, mitten in ſeinen Sünden, die er nicht Zeit zu bereuen hatte, dahinfahre zur Verdammniß! — Sind ihrer nicht viel, die Gott eben deswegen mit Gebet anrufen, daß er ſie vor einem ſchnellen Tod bewahre? —

Aber eine ſolche Meinung iſt wohl kaum mehr, als die Frucht des Aberglaubens und einer unwürdigen Vorſtellung von der Größe und Gerechtigkeit Gottes. Denn wenn in der That ein ſchneller Tod

das ſchrecklichſte aller Uebel wäre: wie könnte Gott, deſſen Kinder wir doch alle ſind, auf deſſen Gnad' und Erbarmen wir alle Anſpruch machen, einige Menſchen in dieſer wichtigſten Angelegenheit, (wenn ſie es wäre) begünſtigen, andre nicht? — Wenn ein Erdbeben, eine Waſſerfluth, plötzlich hundert und tauſend Menſchen aus dem Leben rafft: ſind unter denſelben nicht eben ſowohl grobe Sünder, als tugendhafte Gerechte geweſen? Wenn ein ſchneller Tod das böſeſte Schickſal wäre, würde der Allbarmherzige nicht in Ertheilung deſſelben einen Unterſchied walten laſſen? — Was hatten denn Millionen voraus, die langſam auf dem Krankenbette ihr Leben ausathmeten?

Man ſagt ſich wohl: aber der Sünder hat doch noch auf dem Sterbelager Friſt, ſeine vielen Vergehungen zu bereuen und ſich wieder zu ſeinem Gott zu wenden. — Sind wir denn nicht allzumal Sünder? und wenn eine Reue in der Todesangſt alles wieder gut machen könnte: würde es nicht der göttlichen, alles mit gleicher Huld umfaſſenden Vaterliebe widerſprechen, wenn er viel Tauſenden das Glück verſagte, während er es andern gewährt? Würden auch nur ein irdiſcher Vater, eine menſch-

Welches iſt denn nun wünſchenswürdiger, wenn Wünſche da etwas vermöchten, wo das Ende aller Hoffnungen und Wünſche eintritt. Iſt ein plötzliches, oder langſames Sterben vorzuziehn?

Zwar die Frage ſcheint beim erſten Anblick fruchtlos, da unſre Meinungen über das, was geſchehn ſoll und wird, nichts entſcheiden können. Aber demungeachtet iſt die Beſchäfftigung mit dieſem Gegenſtande ſehr anziehend für jegliches Gemüth; und die Betrachtung wird lehrreich und wohlthätig, ſobald ſie mancherlei Vorurtheile zerſtört, welche bei uns darüber eingetreten ſind.

Denn, zum Beiſpiel, gibt es nicht der Sterblichen ſehr viele, welche einen plötzlichen Tod für das größte aller Uebel halten, weil ſie glauben, daß, wer ihn leide, mitten in ſeinen Sünden, die er nicht Zeit zu bereuen hatte, dahinfahre zur Verdammniß! — Sind ihrer nicht viel, die Gott eben deswegen mit Gebet anrufen, daß er ſie vor einem ſchnellen Tod bewahre? —

Aber eine ſolche Meinung iſt wohl kaum mehr, als die Frucht des Aberglaubens und einer unwürdigen Vorſtellung von der Größe und Gerechtigkeit Gottes. Denn wenn in der That ein ſchneller Tod

das ſchrecklichſte aller Uebel wäre: wie könnte Gott, deſſen Kinder wir doch alle ſind, auf deſſen Gnad' und Erbarmen wir alle Anſpruch machen, einige Menſchen in dieſer wichtigſten Angelegenheit, (wenn ſie es wäre) begünſtigen, andre nicht? — Wenn ein Erdbeben, eine Waſſerfluth, plötzlich hundert und tauſend Menſchen aus dem Leben rafft: ſind unter denſelben nicht eben ſowohl grobe Sünder, als tugendhafte Gerechte geweſen? Wenn ein ſchneller Tod das böſeſte Schickſal wäre, würde der Allbarmherzige nicht in Ertheilung deſſelben einen Unterſchied walten laſſen? — Was hatten denn Millionen voraus, die langſam auf dem Krankenbette ihr Leben ausathmeten?

Man ſagt ſich wohl: aber der Sünder hat doch noch auf dem Sterbelager Friſt, ſeine vielen Vergehungen zu bereuen und ſich wieder zu ſeinem Gott zu wenden. — Sind wir denn nicht allzumal Sünder? und wenn eine Reue in der Todesangſt alles wieder gut machen könnte: würde es nicht der göttlichen, alles mit gleicher Huld umfaſſenden Vaterliebe widerſprechen, wenn er viel Tauſenden das Glück verſagte, während er es andern gewährt? Würden auch nur ein irdiſcher Vater, eine menſch-

liche Mutter ſolche Ungerechtigkeit an ihren Kindern verüben wollen? — Nein, eure Vorſtellung von dem Erhabenſten aller Weſen iſt mangelhaft, weil ihr von dem Werth der Reue auf dem Sterbebette einen irrigen Begriff habet. Wenn ein Verbrecher im Kerker ſeine Vergehungen voller Angſt vor der Strafe bereut: würdet ihr ihn nun in gleichem Werth und Rang mit dem frömmſten, tugendhaften Menſchen ſtellen? Würdet ihr ein Kind, welches euch durch Ungehorſam und Bosheit aller Art lange genug betrübte, wenn ihr nun dem Unweſen ein Ende machen wollet, wenn ihr nun mit der längſt gedrohten Strafe erſcheinet, wenn es nun aus Furcht vor der Strafe weint und bereuet; — würdet ihr es eben ſo belohnen, erfreuen, als das folgſame fleißige Kind, welches beſtändig mit der zärtlichſten Liebe zu euch euren Willen vollbrachte? — Euer Gerechtigkeitsgefühl würde ſich dagegen ſträuben. Wie könnet ihr den Allgerechten für ungerechter halten, als ihr ſelber ſeyn möchtet? — Wie wird eine von der Angſt erpreßte Reue des Augenblicks gleichen Werth haben können, mit einem ganzen tugendhaften Leben? — Chriſtus ſelbſt hat uns vor dieſem Irrthum mit

hohem Ernſt gewarnt. Nicht Thränen, nicht Worte, nicht Gebete machen es aus, ſondern Thaten, ſondern Werke der Beſſerung! „Darum an ihren Früchten will ich ſie erkennen", ſpricht der Herr: Nicht alle die zu mir ſagen: Herr! Herr! werden in das Himmelreich kommen, ſondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel! Math. 7, 20. 21.

Es iſt daher ein ſchneller Tod keineswegs als eines der ſchrecklichſten Uebel zu fürchten, weil er uns die Gelegenheit und Zeit raubt, noch unſre Reue zu bezeugen und einige Gebete zu ſprechen. Der göttliche Sohn lehrete nicht: thuet Buſe in den letzten Augenblicken eures Lebens; ſondern er ſprach: wer mein Kreuz während ſeines Lebens auf ſich nimmt und mir nachfolgt, der iſt mein Jünger! Ihr ſollt vollkommen ſeyn, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt. Aber dieſe Vollkommenheit erwirbt man nicht, wenn uns die Krankheit entkräftet, ſondern durch ein anhaltendes Bekämpfen unſrer ſündlichen Neigungen, durch Selbſtheiligung in Jeſu Wort und Geiſt.

Iſt es nun tadelnswerth, aus jenen Urſachen einen ſchnellen Tod zu fürchten: ſo iſt es wohl

nicht minder tadelnswerth, einen ſchnellen Tod aus bloßer Feigheit zu wünſchen. Denn in der That, was kann es anders ſeyn, als Feigheit und Furcht vor dem Schmerz einer Todeskrankheit, vor dem Anblick des Todes ſelbſt, daß viele wünſchen, dereinſt ſo ſchnell wie möglich weggeſchafft zu werden. — Es gehört ein größerer Muth dazu, in Widerwärtigkeiten zu leben, als jählings hinzuſterben. Unter allem, was einen Selbſtmörder entehrt, iſt ſeine Furcht vor dem Leben das, was das Schandenvolle ſeiner That vergrößert. — Darum legte die göttliche Weisheit die Lebensliebe, die Todesſcheue ſo tief in die Menſchenbruſt, damit das feige, ſchwache Geſchlecht nicht zu ſchnell von irdiſchen Unannehmlichkeiten übermannt, im Grabe Ruhe ſuchen möchte. Denn jene Unannehmlichkeiten und Leiden waren nothwendig, den Geiſt abzulenken vom Sinnlichen und zu erheben zur Ergreifung des Höhern — aber der Trieb zum Leben wurde nicht minder nothwendig. Ohne dieſe Feſſel würden oft groſe Länder Einöden geworden, und die Zwecke der Gottheit und die Beſtimmungen der Menſchheit unerfüllt geblieben ſeyn.

Der Weiſe hat eben ſo viel Gründe den langſamen, als den ſchnellen Tod wünſchenswürdig zu finden; nie aber Urſach, weder den einen noch den andern zu fürchten. Denn er kennt den Herrn, der ihn erſchaffen hat, er kennt die Stimme des Herrn, die uns in der Todesſtunde noch zuruft und ſpricht: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöſet; ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du biſt mein. Jeſ. 43, 1.

Fürchte dich nicht vor deiner Auflöſung, ſie komme früh oder ſpät; langſam in den Erſchöpfungen einer Krankheit, oder langſam in den Entkräftungen des Alters; oder ſchnell mitten in der Kraft und Luſt des Lebens, oder ſchnell auf dem Schlachtfelde, oder ſchnell durch irgend ein unvermuthetes, außerordentliches Unglück. Denn deinen Tod wirſt du zwar vorausſehen können, wie man am Abend ſeinen Schlaf vorausſieht; aber du wirſt ihn nicht erkennen wenn er da iſt, ſo wenig du den Augenblick erkennſt, da du in den Schlummer verſinkſt. Die dich ſterben ſehen, wiſſen davon, und ſchaudern. Sie ſchaudern, weil die Lebensliebe, welche Gott allen Geſchöpfen einflößte, Abſcheu hat vor dem, was vom Leben ſcheidet. Aber

du ſelbſt ſiehſt dich nicht ſterben, ſo wenig du dich jemals einſchlafen ſahſt. Du ſiehſt nicht dein gebrochenes Auge; du erſchrickſt nicht vor der blaſſen Farbe deines Antlizzes; nicht vor der Kälte deiner Glieder, was denen, die deinen Tod ſehen, die Einbildungskraft mit ſchwarzen Bildern erfüllt.

Fürchte dich nicht vor deiner Auflöſung, denn du weißt, wer dich erlöſet hat; es iſt Chriſtus Jeſus, der dir den Weg zum Himmel wieß, und dir den Willen des Vaters offenbart hat, durch welchen du, wenn du ihn treu erfüllſt, deinen Geiſt veredelſt und würdig machſt, in ein herrlicheres Reich einzugehen. — Du weißt, wenn dein Stündlein vorhanden iſt, wer dich gerufen hat bei deinem Namen und ſpricht: „Du biſt mein!“ — Es iſt der Allmächtige, der Allliebende, der dich erſchaffen hat; der dich erkohren hat, nicht zu einem endloſen Verderben und Elend, ſondern zur Seligkeit.

Darum fürchte dich nicht, ſelbſt wenn du dereinſt auch eines ſchnellen Todes ſterben ſollteſt. — Jede übermäßige, oder beſtändige Todesfurcht iſt an ſich ſchon nicht nur des Chriſten, ſondern ſogar des Heiden unwürdig.

Denn dieſe unnütze Selbſtqual wird an ſich ſchmerzlicher, als jemals der Tod ſelber ſeyn kann. Sie ermüdet den Geiſt; raubt uns alle Fähigkeit zur Freude, welche doch die rechte Nährerin der Geſundheit und des Lebens iſt, ſchwächt den Körper und befördert den Tod, welchem man doch zu entfliehn ſucht. Es iſt bekannt, daß kein gefährlicheres Gift für das Leben erfunden werden kann, als der Schrecken oder die Furcht. Die Furcht iſt an ſich tödtlich; lebenverzehrend. Wer unaufhörlich den Tod befürchtet, ſtirbt unaufhörlich, und leidet den Tod alle Tage, während er ihn in der Sterbeſtunde nicht einmal empfinden wird.

Darum erheitre, zerſtreue dich; beſchäftige deine Einbildungskraft mit ganz andern Vorſtellungen. Denn nur deine Einbildungskraft iſt erkrankt und ſpiegelt dir bange Dinge vor, nicht deine vernünftige Ueberzeugung. Zerſtreue deine Gedanken, die ſich immer wieder auf den unangenehmen Gegenſtand heften wollen, zu dem hin du ſie zuviel geleitet haſt. Jede frohe Stunde, welche du gewinnſt, iſt eine Arznei, eine wahre Lebensverlängerung.

Fürchte den Tod nicht, ſelbſt wenn dein Loos einſt ein plötzliches Wegſterben ſeyn ſollte. Wer kann wiſſen, was ihm für ein Ende bevorſteht? Wer ahnet, ob ihn eine Feuersbrunſt, der Stein von einem Dach, eine erſtarrende Welle, eine Kugel, ein Schlagfluß, oder welcher Zufall hinwegrafft? — Darum bereite dein Haus! Halte Ordnung in deinem Hausweſen, in deinen Berufsgeſchäften, daß, wenn du auch noch ſo jählings aus den Kreiſen deiner Freunde ſchiedeſt, man nach deinem Abſterben alles in bewunderungswürdiger Einrichtung finde, ohne Lücken, ohne Verwirrung. Das Lob der Lebenden folgt dir. Der Segen der Deinigen ruft dir in die Ewigkeit nach. Du haſt eine der heiligſten Pflichten gegen diejenigen erfüllt, denen du durch die Bande des Blutes gehöreſt. Man darf jederzeit vorausſetzen, daß der, welcher in ſeinen häuslichen Angelegenheiten Ordnung hielt, auch in ſeinen übrigen, wichtigern Verhältniſſen, in den Verhältniſſen zu Gott, nicht unvorbereitet vom Tode überraſcht wurde. — Lebe und handle jeden Tag ſo, daß nach deinem Tode, und wenn er in der nächſten Stunde erfolgen würde, deine Familie ohne Kummer, dein Name

ohne Schande ſey. Denn der Name eines Verſtorbenen muß allezeit der ſegenvollſte Nachlaß für die Ueberlebenden ſeyn. Richte deine Sachen nur allezeit ſo ein, daß ſie zu jeder Stunde fremden Augen offenbar werden können, wie es doch immer mehr oder minder nach unſerm Abſterben der Fall zu ſeyn pflegt.

Bereite dein Haus! — Lebſt du allezeit fromm, ſchuldlos, menſchenfreundlich, wohlthuend, ohne Hader und Groll, ganz wie dein Heiland, dein Jeſus dich zu leben lehrte: ſo iſt der plötzlichſte Tod für dich nur die plötzlichſte Wohlthat. Wie ſollteſt du dich ſcheuen, vor Gott zu treten? Stehſt du nicht beſtändig vor ihm? Biſt du nicht von deiner Geburt an eines ſeiner Kinder, das er mit Liebe in ſeinen Armen hält, bewacht und ſchirmt? — Freilich, du zitterſt vor ſeinem Richterblicke. Er kennt deine Fehler. Aber er kennt ja auch dein ernſtliches Bemühen, ſie abzulegen. Er kennt ja auch deine redlichen Anſtrengungen, wie du, um ſeiner würdig zu ſeyn, viele Verſuchungen zur Sünde überwunden; wie oft du deinen Zorn, deine Neigungen zum Geiz und zur Wolluſt beſiegt und unterdrückt haſt; wie du jeden Fehltritt wieder

durch beſſere Handlungen gut zu machen, bemüht warſt. Soll ſich denn nun ein Kind fürchten, auch wenn es noch nicht alle Fehler abgelegt hat, vor ſeinen liebevollen Vater hinzutreten? Hat uns Jeſus nicht die unendliche Barmherzigkeit dieſes Vaters ſo ſchön offenbart? Hat er uns nicht deſſen Gnade und Vergebung zugeſichert?

Wer immer vor dem Allgegenwärtigen mit liebendem Jeſusſinn wandelt, der darf vor dem Allgegenwärtigen nicht zittern; — und der plötzlichſte Tod wird ihm zur plötzlichen Wohlthat. Ein ſchnelles Hinſcheiden nimmt dem Tode ſein Bitterſtes. Der Anblick weinender Geliebte und Freunde, der Gedanke an die Trauer derer, die entfernt ſind, erſchwert uns nicht den unvermeidlichen Abſchied von der Welt. Und doch iſt eben dies für ein zärtliches Herz das Traurigſte von allem, was der Tod bringen kann. Wer mag ohne tiefe Schmerzen den Gram der Seinigen ſehn, ſo gut ſie ihn auch zu verheimlichen ſuchen? Wer gelaſſen ſeyn, wenn ſie ſich uns nahn, zum letztenmal die Hand der treuen Liebe darzureichen? Wer gelaſſen ſeyn, wenn ſie betend mit tiefem Jammer unſer Sterbelager umringen? —

Selbſt die mancherlei feierlichen Vorrichtungen auf den Fall unſers Abſterbens; das bange Lauſchen und Achthaben unſrer Lieben auf jede unſrer Bewegungen; alle die Umſtände, welche gewöhnlich einen Sterbenden zu umringen pflegen, erſchweren dieſen letzten Augenblick des Lebens. Darum ſendet Gott oft ſeinen Lieblingen einen ſchleunigen Tod. Er entzieht ſie der traurigen Nothwendigkeit, Zeugen zu ſeyn von dem fruchtloſen, oft unmäßigen Schmerz der Zurückbleibenden.

Der Tod, das Entſchlummern ſelbſt iſt nicht bitter. Er iſt ja kein Leiden und kann es nicht ſeyn, weil er das Ende alles Leidens iſt, wo das Leiden ſchon aufhört. Nur die Krankheit iſt das Bittre; aber die Krankheit iſt nicht Tod, ſie führt denſelben erſt langſam herbei. Wen Gott plötzlich aus der Welt ruft, der iſt ſelbſt den Unannehmlichkeiten des Krankenlagers entzogen. Er ſtirbt, ohne den Tod geſchmeckt zu haben. Zwiſchen ſeinem Erden- und Himmelsleben liegt kaum ein Augenblick. Ohne Sorgen, ohne Furcht, ohne Schmerz, geht er aus dem Hierſeyn in einen beſſern, edlern Zuſtand hinüber, wie ein Träumender in das helle Erwachen übergeht. Er weiß nichts von dem Kampf

durch beſſere Handlungen gut zu machen, bemüht warſt. Soll ſich denn nun ein Kind fürchten, auch wenn es noch nicht alle Fehler abgelegt hat, vor ſeinen liebevollen Vater hinzutreten? Hat uns Jeſus nicht die unendliche Barmherzigkeit dieſes Vaters ſo ſchön offenbart? Hat er uns nicht deſſen Gnade und Vergebung zugeſichert?

Wer immer vor dem Allgegenwärtigen mit liebendem Jeſusſinn wandelt, der darf vor dem Allgegenwärtigen nicht zittern; — und der plötzlichſte Tod wird ihm zur plötzlichen Wohlthat. Ein ſchnelles Hinſcheiden nimmt dem Tode ſein Bitterſtes. Der Anblick weinender Geliebte und Freunde, der Gedanke an die Trauer derer, die entfernt ſind, erſchwert uns nicht den unvermeidlichen Abſchied von der Welt. Und doch iſt eben dies für ein zärtliches Herz das Traurigſte von allem, was der Tod bringen kann. Wer mag ohne tiefe Schmerzen den Gram der Seinigen ſehn, ſo gut ſie ihn auch zu verheimlichen ſuchen? Wer gelaſſen ſeyn, wenn ſie ſich uns nahn, zum letztenmal die Hand der treuen Liebe darzureichen? Wer gelaſſen ſeyn, wenn ſie betend mit tiefem Jammer unſer Sterbelager umringen? —

Selbſt die mancherlei feierlichen Vorrichtungen auf den Fall unſers Abſterbens; das bange Lauſchen und Achthaben unſrer Lieben auf jede unſrer Bewegungen; alle die Umſtände, welche gewöhnlich einen Sterbenden zu umringen pflegen, erſchweren dieſen letzten Augenblick des Lebens. Darum ſendet Gott oft ſeinen Lieblingen einen ſchleunigen Tod. Er entzieht ſie der traurigen Nothwendigkeit, Zeugen zu ſeyn von dem fruchtloſen, oft unmäßigen Schmerz der Zurückbleibenden.

Der Tod, das Entſchlummern ſelbſt iſt nicht bitter. Er iſt ja kein Leiden und kann es nicht ſeyn, weil er das Ende alles Leidens iſt, wo das Leiden ſchon aufhört. Nur die Krankheit iſt das Bittre; aber die Krankheit iſt nicht Tod, ſie führt denſelben erſt langſam herbei. Wen Gott plötzlich aus der Welt ruft, der iſt ſelbſt den Unannehmlichkeiten des Krankenlagers entzogen. Er ſtirbt, ohne den Tod geſchmeckt zu haben. Zwiſchen ſeinem Erden- und Himmelsleben liegt kaum ein Augenblick. Ohne Sorgen, ohne Furcht, ohne Schmerz, geht er aus dem Hierſeyn in einen beſſern, edlern Zuſtand hinüber, wie ein Träumender in das helle Erwachen übergeht. Er weiß nichts von dem Kampf

des Triebes zum Leben mit dem Tode; in ihm iſt keine Sehnſucht hier länger bei den Seinigen zu bleiben, noch Reue um das was er verläßt, noch furchtſames Erwarten deſſen was kommen wird.

Ja, ich betrachte den ſchnellen Tod nicht als eine Strafe Gottes, ſondern als eine ſeiner ſchön-ſten Wohlthaten. So rief er einen Elias, einen Henoch zu ſich.

Wie könnte auch jemals das ein Uebel ſeyn, o du namenloſe Güte! was von deiner Hand kömmt? — Herr des Serafs und des Wurms, Herr des Lebens und des Todes, ich bin in deiner Hand; thue mir wie du willſt, denn was du thuſt, iſt wohlgethan. Als du mich aus dem Nichts in dies Leben hineinriefſt, war mein Glück dein Wille; wenn du mich abrufſt vom Leben, ſollte da mein Glück weniger deiu Wille ſeyn? Nein, nein, du biſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in dir, o Gott, und du in ihm. Du Herr biſt mein Licht und mein Heil; warum ſollte ich mich fürchten? Du biſt der Herr meines Lebens, wofür ſollte mir grauen?

Stunden der Andacht
zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Achtunddreißigſter Sonntag, am 19 Sept. 1813.

Es iſt noch eine Ruh' vorhanden,
Auf, müder Geiſt, und werde Licht!
Du ſeufzeſt hier in deinen Banden,
Und deine Sonne ſcheinet nicht.
Sieh auf zu Gott, der dich mit Freuden
Vor ſeinem Thron wird ſchöner kleiden;
Und dir, den er unendlich liebt,
Verklärung, ſtatt des Staubes, gibt.

Es iſt noch eine Ruh' vorhanden,
Auf, müder Geiſt, ermanne dich.
Gott ſelber löſet deine Banden,
Und führt zum Heiligthume dich.
Bald iſt dein ſchwerer Kampf vollendet,
Bald, bald, der ſaure Lauf geendet,
Bald winkt der Siegeskranz dir zu,
Geh' ein, geh' ein zu deiner Ruh'.

Iſt ein langſames oder plötzliches Hinſterben wünſchenswürdiger?

Zweiter Theil.

Jeremias 31, 25.

Wenn auch viele ſeyn mögen, welche, ſtände ihnen die Wahl frei, einſt ſchnell, ohne die Bitterkeit des Todes zu ſehn, dahinſterben möchten; ſind doch gewiß noch viel mehr, deren Wunſch iſt, ſich, wenn auch ſchon nicht auf einem langen und ſchmerzlichen Krankenlager zum Empfang ihrer letzten Stunde vorbereiten zu können. Auch ſterben wohl die meiſten Menſcher auf dieſe Weiſe; nur wenige plötzlich dahin, von einem unerwarteten Schickſal getroffen.

Der ſüßeſte von allen Toden iſt unſtreitig der eines hohen, frommen, ehrenvollen Alters, wo mit allmählig verſchwundenen Kräften die Lebensliebe erloſchen iſt, und der Geiſt ſich zu einem beſſern Seyn hinüberſehnt. Da iſt das Leben ein nach und nach verglimmendes Licht, welches ſo lange, wenn gleich dunkel brennt, bis der letzte Tropfen Oehl in der Lampe verzehrt worden.

Den ſüßen Tod des ruhigen Alters zu ſterben; unter frommen Kindern und Enkeln an Entkräf-

tung einzuſchlummern, iſt wohl jedermanns heimlicher oder offener Wunſch. Er wird ſelten erfüllt. Selten, weil wenige Menſchen verſtehen, ſich ein geſundes und glückliches Alter in ihren frühern Tagen vorzubereiten. Die meiſten halten mit der ihnen von Gott verliehenen Lebenskraft in den jugendlichen und reifern Jahren übel Haus. Sie verſchwendeu zuviel davon, bald durch übermäßige Arbeit, bald im Schooß der Wolluſt; bald durch Unvorſichtigkeit in Bewahrung ihrer Geſundheit, bald durch die Gewalt der Leidenſchaften, welcher ſie ſich überlaſſen. Nichts reibt die menſchliche Kraft ſchneller auf, als Leidenſchaft; die unglückſelige Neigung zum Zorn, zum Haß; zum Neid, zur thieriſchen Wolluſt. Nichts befördert ſicherer zu einem hohen Alter, als heitere Gleichmüthigkeit im Glück und Unglück, wenn man nie im Uebermaas Furcht oder Freude empfindet. — Theils dieſe Verſchwendung unſrer Lebenskraft, theils angeerbte innre Neigungen zu einer oder der andern Krankheit, theils Urſachen zu Todeskrankheiten, die wir ohne eignes Verſchulden, durch Anſteckung, Witterung und andere Umſtände empfangen, bringen

uns meiſtens früher, als wir hoffen und wünſchen, auf das Sterbebette.

Es geſchieht gewiß ſehr mit Unrecht, wenn man ſich davor fürchtet, während einer Krankheit ſeine endliche Auflöſung mit Gewißheit vorauszuſehen. Zwar die Krankheit ſelbſt hat vielleicht zuweilen ſchmerzhafte Augenblicke. Aber doch wiſſen wir, daß körperliche Schmerzen aller Art ihr gewiſſes Maas haben, welches ſie nie überſchreiten mögen. Sie können anhaltend, aber dann nie von langer Dauer ſeyn. Erreichen ſie den höchſten Grad, ſo verlieren ſie ſich in Betäubung, wo man nichts empfindet. Es gehört nicht immer Todeskrankheit dazu, um große Schmerzen zu erzeugen. Wieviel Menſchen litten durch Zerſchmetterung und Verſtümmlung ihrer Gliedmaaßen bei aller übrigen Fülle der Geſundheit mehr, als tödtliche Krankheiten Leiden verurſachen können. Demungeachtet wurden ſolche Unglücksfälle, und oft mit bewundernswürdigem Heldenmuthe überſtanden. Ja, die meiſten Krankheiten, welche für Zuſchauer am ſchauderhafteſten zu ſeyn pflegen durch die dabei erſcheinenden Verzuckungen, ſind für den Kranken ſelbſt gewöhnlich von geringer Schmerzhaftigkeit. Auch

würden viele erkrankte Perſonen gewiß muthig die ſchwerſten Krankheiten erdulden, wenn ſie mit Sicherheit auf ihre Geneſung hoffen könnten. Ein Beweis, daß ihr ungeſunder, oft tödtlicher Zuſtand ihnen nicht allzuheimlich iſt. Ein ſolcher Zuſtand wird aber weniger durch ſich ſelbſt, als wie durch die Gemüthsart der leidenden Perſonen erſt läſtig und unerträglich. Gott legt niemanden mehr auf, als er zu tragen vermag, aber der Menſch vermehrt ſeine Bürde oft ſelbſt nur zu ſehr durch Ungeduld, Mißmuth, Furchtſamkeit und Verzärtelung. Nicht das körperliche Uebel, ſondern das Seelenübel iſt immer am ſchwerſten.

Der Menſch mit dem Heldenmuth chriſtlicher Weisheit duldet auch die Krankheit gelaſſen. Er findet ſie leicht. Er weiß, was der Herr verheißt: Ich will die müden Seelen erquicken. Jeremias 31, 25.

Der Tod, welchen man auf dem Sterbebette vorausſieht, hat vor einem plötzlichen Hinſterben wichtige Vorzüge. Iſt dieſes oft eine Wohlthat unſers Gottes — und der Vater im Himmel weiß ja immer am beſten, was jedem das Beſte iſt —

ſo iſt jene Art des langſamen Hinſterbens vielleicht wieder eine noch größere Gnade.

Denn ſo ſorgfältig und ordnungsliebend einer auch immerhin in ſeinen Lebensgeſchäfften ſeye, wird er doch, ehe er ſich auf immer von den Seinigen trennt, noch vielerlei zu berichtigen haben, um nicht Verwirrung, Mißverſtändniß und Unannehmlichkeiten zu hinterlaſſen, wodurch theils das rechtliche Eigenthum, theils der gute Name gefährdet werden kann. Wer iſt in ſeinem Hausweſen alle Tage ſo geordnet, daß er zu jeder Stunde ohne großen Nachtheil der Seinigen eine lange Reiſe antreten könnte? Eine Krankheit, welche uns, vielleicht ohne Hoffnung der Geneſung niederſtreckt, mahnt uns vor allen Dingen unſere häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu ſetzen. Dazu wollte Gott uns zum Beſten der Unſrigen Friſt verleihn. Wer kann mit Ruhe in den Tod gehen, wenn er nicht vorher für ſeine Angehörigen geſorgt, jedem mit Gewiſſenhaftigkeit das Seinige gegeben, und darauf Bedacht genommen hat, daß nach ſeinem Tode niemand in Verlegenheit oder Streit gerathe? Es iſt wenig daran gelegen, ob wir den Unſrigen ein großes Vermögen hinterlaſſen, — denn nicht jeder hat

zum Erwerb deſſelben Gelegenheit gehabt; — aber alles iſt daran gelegen, daß Ehrlichkeit noch den Namen des Verſtorbenen ziere. Wir müſſen thun, ſo viel wir vermögen; — Gott ſorgt nach dem Tode für das Andre, das wir nicht vermocht haben. Er iſt der Vater der Unſrigen. Schon dies iſt ein Beweis, daß er es ſeyn will, weil er uns bis zum Tode eine Zeit vergönnt hat, fremdes Gut zurückzugeben; über das, was uns gehört, ein Vermächtniß anzuordnen, worin wir, wenn wir es vermögen, nicht nur unſre nächſten Verwandten, ſondern auch unſer Hausgeſinde bedenken ſollen, welches uns mit Treu und Redlichkeit gedient hat; nicht nur unſer Hausgeſinde, ſondern auch öffentliche Anſtalten, die zum gemeinen Nutzen dienen. Noch auf dem Sterbebette ſoll unſre Vaterlandsliebe ein ſchönes Zeugniß von ſich dem Vaterlande geben.

Auch darum iſt ein nicht allzuplötzlicher Tod als eine der ſchönſten Wohlthaten Gottes zu betrachten, weil wir damit Zeit gewinnen, unſre Freunde vorzubereiten auf unſer Abſcheiden. Sie werden weniger erſchüttert, weniger zermalmt ſeyn, als wenn wir plötzlich von ihnen weggeriſſen würden. Ihr Schmerz mag noch immer groß ſeyn; aber man

trägt das Vorausgeſehene ſtärker, die Stimme des Troſtes findet leichter Gehör. — Wie ſchön bereitete Jeſus ſein Gebet vor, als er dem Tode, dem Unausweichlichen, entgegenging! welch ein herzerhebendes Beiſpiel hat er uns hinterlaſſen!

Zudem hat jeder Menſch in ſeinem Leben noch mancherlei kleine Entwürfe zu irgend etwas Gutem, das er nur, wegen andrer Umſtände, verſchob. Gott verhütet, daß ihn ein jäher Tod zu ſchnell davon hinwegraffe. Er empfängt Friſt, noch mancherlei Gutes zu bewerkſtelligen, und das Ende ſeines irdiſchen Daſeyns mit einigen ſchönen Handlungen zu krönen. Wie kann man ſeine Seele freudiger ausathmen, als mit dem Bewußtſeyn, noch in den letzten Augenblicken göttlich gethan zu haben!

Und wären wir auch nicht reich genug, um auf dem Krankenlager mit ſterbender Hand freigebig zu ſeyn und Gutes zu unterſtützen — muß man denn immer reich ſeyn, um Gutes zu thun? Iſt oft nicht ein einziges weiſes Wort tröſtlicher, fruchtbarer, heilbringender, als eine Tonne Goldes! — Zumal ein Wort, geſprochen auf dem Sterbebette von erblaſſenden Lippen! Ja, das Sterbebette iſt eine Rednerbühne, von welcher herab kein Seufzer,

kein Wink vergebens gethan wird. Und der, welcher von da ſpricht, wird mit Ehrfurcht, Glauben und Liebe angehört. Er ſcheint an den Schwellen des Lebens, vor der offenen Pforte der Ewigkeit ein höherer Menſch geworden zu ſeyn. Wahrheit liegt in des Sterbenden Mund.

Ein plötzlicher Tod raubt uns alle dieſe Vortheile. Und Vortheil darf es doch heiſſen, wenn wir noch vor dem Uebergang in ein andres Leben Segen über unſre letzten Stunden verbreiten können. So ſtrahlt auch die untergehende Sonne, ehe ſie ſcheidet, noch einmal herrlich über alle Fluren hin, welche ſie während ihres Tageslaufes erquickte mit Licht und Wärme. Dann können wir uns heiter abwenden von der Erde nach dem ſchönen Jenſeits; dann nach vollbrachtem Tagewerk der Verheiſſung des Herrn gewärtig zu ſeyn: „Ich will die müden Seelen erquicken.“

Für den gläubigen Chriſten, den guten, Gott ergebenen Menſchen, den wahren Weiſen, hat das Sterben ſelbſt durchaus nichts Schreckhaftes; am allerwenigſten aber in dem Augenblick, da ſich der Geiſt von ſeiner irdiſchen Hülle trennen will. Es iſt für viele Sterbende ein wahrhafter Genuß ge-

weſen, in der Stille die Entbindung ihres Geiſtes vom Staube zu beobachten. Sie haben dies deutlich geäußert, zumal wenn ſie an Krankheiten erlagen, welche ihnen eine ungeſtörte Selbſtbetrachtung geſtattete. Nichts weniger, als daß ihnen dieſer Zuſtand ein Grauſen erregte, wie ſie vielleicht in ihren geſunden Tagen ſelbſt gefürchtet haben mochten. Nein, ſie waren heitrer, feierlicher; Welt und Leben ſchien ihnen werthloſer gegen den höhern Zuſtand, in welchem ſie ſich wunderbar verſetzt fühlten.

Das Anfangen des Sterbens iſt beim Menſchen das wirkliche Anfangen eines höhern Geiſteszuſtandes; und der Geiſt ſteht in ſolchen Augenblicken darum höher, weil die ihn lähmende Schwere des irdiſchen Leibes nach und nach von ihm läßt. Er wird frei; er erſcheint ſich ſelbſt in einer ihm vorher unbekannten Stärke und Größe. Dies hat man ſchon an vielen Sterbenden bemerkt. Sie haben zuweilen vor ihrer gänzlichen Auflöſung einige helle Augenblicke, wenigſtens ſolche, in denen ſie ſich heiterer den Umſtehenden mittheilen können und mögen. Gewöhnlich wiſſen ſie dann nicht nur die Stunde, nein beinahe den Augenblick ihres Todes

genau voraus. Sie treffen auf dieſer hin ganz unbefangen ihre Verfügungen. Sie ſelbſt können aber nicht erklären, wie ſie zu dieſer Einſicht gelangt ſind. Ihre Kräfte haben angefangen ſich auf wunderbare Art zu veredlen. Sie ſehen das Längſtvergangene wieder hell vor ſich, das ſie in geſunden Tagen längſt vergeſſen zu haben ſchienen, oder deſſen ſie ſich nur dunkel erinnerten. Andre ſprechen von künftigen Dingen, und dieſe gingen in Erfüllung. Man hat den Zuſtand der Sterbenden daher oft mit einer Entzückung verglichen, oder mit einem Licht, das vor ſeinem Erlöſchen noch einmal, und heller als jemals auflodert. Folglich iſt ſchon im Sterben die Erhöhung des Geiſtes. Er ſtreift die ſchweren Bande des Körpers ab; er wird engelhaft. Er geht nichts weniger, als in Bewußtloſigkeit und Schlaf über, ſondern offenbar in das hellſte, unbegreiflichſte Selbſtbewußtſeyn über.

Man hat den gewöhnlichen Schlaf oft den Bruder des Todes genannt; aber damit eine ganz irrige Vorſtellung mit ins Leben gebracht. Man denkt ſich den Schlaf als eine Bewußtloſigkeit, weil man ſich beim Erwachen nicht deſſen erinnert, was der Geiſt während des Leibesſchlummers dachte. — Aber

der Geiſt hat beſtändiges Bewußtſeyn; er lebt nur ein doppelartiges Leben. Das eine mit dem Leibe, das andre lebt er unabhängig vom Leibe. Was er mit dem Leibe, das iſt, mit offenen Sinnen lebt, deſſen erinnert er ſich allemal bei offenen Sinnen, oder wachend, wieder. Hingegen was er bei geſchloſſenen Sinnen, oder ſchlafend lebt, unabhängig vom Körper, deſſen erinnert er ſich wachend nicht, oder allenfalls nur dunkel aus Träumen, in die er übertritt, wenn er ſeine Verbindung und Thätigkeit mit den Werkzeugen des Körpers wieder anknüpft.

Allein in dem Zuſtand, da er gleichſam unabhängig vom Körper, bei geſchloſſenen Sinnen, für ſich ſelbſt lebt, erinnert er ſich ſowohl alles deſſen, was er wachend gethan hat, als auch deſſen, was er in ſeinem unabhängigen Zuſtande lebte. Hier genießt er alſo gleichſam die Frucht von ſeinem doppelten Daſeyn. An uns ſelbſt können wir dies nicht leicht wahrnehmen, weil wir wachend nur das einfache Sinnen- und Leibesleben führen, wo wir uns von dem Fürſichſeyn des Geiſtes keine Vorſtellungen machen. Aber doch, auf der Gränzſcheide beider Zuſtände, wo das Sinnenleben und

Fürſichſeyn des Geiſtes zuſammenſchmilzt im Traum, entdecken wir die Spuren. So erinnern wir uns zuweilen erſt im Traum eines früher gehabten Traumes, deſſen Bild wir wachend nicht fähig waren, herzuſtellen. Ein Beweis, von der Thätigkeit des Geiſtes in Augenblicken, die wir wachend nicht mehr kannten. So begegnet vielen Menſchen, daß ſie bei manchen Anläſſen zu ſich ſelbſt ſprechen möchten: „wie iſt mir? iſt das, was jetzt geſchieht, nicht ſchon einmal da geweſen? Habe ich das nicht ſchon erlebt?“ Sie ſind deſſen ſo ſicher, daß ſie oft in dem Augenblicke wiſſen, wer nun reden, was man nun reden und thun werde, weil es ſchon einmal ſo geſchehen iſt. Und in der That, was ſie dachten, wird geredet, wird gethan. Und doch iſt dies keine Wiederholung einer wirklich wachend erlebten Begebenheit: ſondern offenbar eine aufgeregte Erinnerung an die Beſchäftigung des Geiſtes während ſeines Fürſichſeyns. Er trat damals in die Zukunft gleichſam ſpielend hinaus. Für ihn, unabhängig von den Sinnen des Leibes, iſt keine Trennung vom Künftigen geweſen. Wachend haben wir nur ſeltne ſchwache Abſpielungen vom Thun des Geiſtes in ſeinem Fürſichſeyn.

Auffallender als an ſich ſelbſt, erkennt man die ans Wunderhafte gränzende Hoheit des Geiſtes, und ſeines Selbſtbewußtſeyns an ſolchen Kranken, die nervenſchwach ſind, oder im Zuſtand der Schlafwandler und Schlafredner. Sie erinnern ſich in ſolchen Zuſtänden alles ähnlichen Vorangegangenen, und zugleich deſſen, was ſie wachend thaten. Sobald ihr Geiſt aber wieder in engere Verbindungen mit den offenen Sinnen tritt, erinnern ſie ſich durchaus nicht deſſen, was ſie im Schlafe waren und thaten. Sie würden, nun ſie wachend ſind, glauben, im Schlafe bewußtlos geweſen zu ſeyn, wenn man ſie nicht vom Gegentheil belehrte. Der Geiſt iſt alſo niemals bewußtlos, der Leib ſchlafe oder wache. Vielmehr wiſſen wir aus einfachen Erfahrungen an eben geſchilderten krankhaften Perſonen, daß der Geiſt, während ſeines Fürſichſeyns, eine unglaubliche Gewalt hat. Er bedarf der äußern Sinne nicht, um wahrzunehmen, was da iſt und geſchieht. Er erkennt auf eine für uns unerklärliche Art Menſchen und Thiere; ſelbſt das Innere der Perſonen; ſelbſt das Thun und Treiben entfernter Perſonen, die er im wachenden Zuſtand nie geſehen und gekannt hat.

In dieſe Losgebundenheit vom ſchweren Sinnenleben tritt der unſterbliche Geiſt beim völligen Abſterben des Körpers wieder ein. Daher iſt der Anfang des Abſterbens eine Erhöhung ſeines Zuſtandes, ein herrliches Freiwerden. Daher die Ruhe der Sterbenden, wenn endlich der wundervolle, ſchöne Augenblick eintritt. Es muß ein unausſprechlich ſüßer Augenblick ſeyn. Man ſcheint oft in den Zügen der Verſtorbenen, einige Stunden nach ihrem Tode, noch ein zufriednes, unausſprechlich heitres Lächeln, als dem ſchwachen, letzten Ausdruck ihres Wohlbefindens zu ſehen. Man glaubt in ihren Mienen zu leſen, wie an ihnen das Wort des Herrn erfüllt ward: Ich will die müden Seelen erquicken.

So iſt der Tod alſo, zumal dem Gerechten, nichts weniger als furchtbar. Es iſt ein himmelvoller Augenblick, da der Geiſt in ſeine eigenthümliche Freiheit und Würde zurückkehrt. Hat er ſchon früher gelebt, als auf Erden: ſo wird er ſich da erſt deſſen wieder erinnern, während ihm dies ſo lange unmöglich war, als ihn die dunkle Binde der irdiſchen Sinne umfaßte, die er tragen mußte, weil er ein Menſch ſeyn wollte.

Und ſo wird mir Jeſu bedeutungsreiches Wort hell: „Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir ſeyn, die du mir gegeben haſt.“ Joh. 17, 24.

Ja, es iſt ein Wiederfinden der Geliebten, ein Wiedererkennen nach der Trennung! — Gibt es ſchon auf Erden Zuſtände, wo der Geiſt des Menſchen, zum Theil entbunden vom Leibe, von den ihn blendenden Sinnen, durch ſeinen bloßen Willen mächtig iſt, entfernte, ihm fremde Perſonen in ihm fremden Gegenden wahrzunehmeu: warum nicht mehr noch dann, wenn jede Feſſel gebrochen iſt?

O Gott, o Vater! **auch meine müde Seele wirſt du erquicken.** — Nein, ich will nicht mehr zittern vor der Auflöſungsſtunde. Ich will ſie mit jener Heiterkeit, mit jener ſeligen Zuverſicht erwarten, die mir Jeſus gab, der Ueberwinder der Todesſchrecken; mit jener Heiterkeit, zu welcher deine unendliche Güte und Liebe mich berechtigt. — O, des Entzückens, wenn mir all mein Verlornes nun in dem heiligen, herrlichen Leben wied.er wird, dem d u mich geweiheſt haſt! Wenn ich, was meiner Seele theuer war, nach der kurzen Trennung wieder finde!

Hallelujah! Hallelujah! Gelobet ſey Gott, der namenlos Herrliche, der namenlos Barmherzige! Hallelujah, dem alliebenden Vater der Seelen, die er erquickt und verklärt in den Stunden des Todes. Geprieſen ſey der Unendliche, der Vater des Lichts und der Seligkeit, von Welten zu Welten durch die Ewigkeit hinab. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Neununddreißigſter Sonntag, am 26 Sept. 1813.

Allſchaffender, wer iſt dir gleich?
Allliebender Erhörer!
Wie biſt du ſo unendlich reich,
Mein Vater, mein Ernährer!
Mit Tauſenden empfangen wir
Alltäglich beſter Gott von dir
Licht, Leben, Brod und Kleidung.

Was unſer Leib bedarf, du gibſt
Es Vater uns mit Freuden.
Keins deiner Kinder, die du liebſt,
Darf Noth und Mangel leiden.
Du beutſt ja jeglichem ſein Brod;
Der Menſch nur ſelber ſchafft ſich Noth
Und bauet ſich ſein Elend.

Freigebigkeit der Natur.

Erſte Herbſtbetrachtung.

1. Moſes 32, 10.

Der Jammer des Kriegs ſteigt von der Erde zu den Wolken auf; zahlloſe Augen weinen; zahlloſe Wunden bluten. Wie viel Dörfer ſind Aſchenhügel, wie viel Städte ſind Schutthaufen? — Das iſt des Menſchen Werk!

Aber mitten durch das Elend der Völker lächelt mit ewiger Holdſeligkeit und Güte die Natur. Sie ward nicht müde uns wohlzuthun. Der Erndteſegen war reichlicher denn jemals. Die Früchte der Gärten und Felder, Getraide, Gras, Obſt und Erdgewächſe aller Art gediehen im Ueberfluß. Auch dieſes Jahr bereitete den Menſchen Glück. — Das iſt Gottes Werk!

Während Gott den Menſchen und die Welt beglückt, wie unausſprechlich elend macht der Menſch ſich ſelbſt und die ganze Welt durch den Wahnſinn ſeiner Leidenſchaften! Wie demüthigend iſt dieſe Erinnerung! Wer möchte da nicht mit dem Erzvater Jakob ausrufen: Wir ſind zu gering aller

Barmherzigkeit und Treue, die du an uns gethan haſt. 1. Moſ., 32, 10.

Viel tauſend Landleute zitterten im Laufe dieſes Jahres vor dem nachtheiligen Einfluß anhaltender trüber, regneriſcher Witterung. — Aber wie vergeblich war ihre Angſt! war nicht eben dieſes Jahr eines der fruchtbarſten? — Viel tauſend Menſchen zitterten aus gleichen Urſachen für ihre Geſundheit, und meinten, ſolche Witterung müſſe unter Menſchen und Vieh eine Menge Krankheiten erzeugen. War nicht eben dieſes Jahr ſeit langer Zeit eines der geſundeſten? — Wie leicht verliert doch der arme, ängſtliche Sterbliche, Glauben und Muth! Wie maßt er ſich doch bei aller Beſchränktheit ſeines Verſtandes ſo gern an, mit ſeinen dem Lauf der Dinge ganz entgegengeſetzten Wünſchen die Maaßnahmen des ewigen und allein weiſen Weltbeherrſchers zu tadeln? Wie bildet er ſich in ſeiner Schwachſinnigkeit ſo gern ein, es beſſer zu wiſſen, als der Vater und Herr der Welten, von dem alle guten Gaben kommen! — Warlich, wir ſind zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an uns gethan haſt.

Und indem ich nun den Reichthum und Segen

Gottes in dieſem Jahre erblicke, höre, wie man rings umher mit den Erndten zufrieden iſt; wie man keine Hungersnoth, keine Theurung zu befürchten hat: kann ich mich in meiner der Andacht geweihten Einſamkeit würdiger beſchäftigen, als damit, daß ich den Blick zum Geber dieſes Segens emporrichte und auf die geheimnißvolle Haushältung der Natur bewundernd hinſchaue?

Er gibt uns Speis und Trank, und nähret alles, was da lebet auf Erden. — Ach, und wieviel lebt auf Erden? — Das Wort Alles iſt ſo leicht dahin geſprochen, aber unſre Einbildungskraft bebt zurück, wenn ſie ſich dies Alles vorſtellen ſoll. — Wenn man nur von einem Berge herab eine volkreiche Landſchaft mit ihren vielen Dörfern und Wohnungen überſieht, und ungefähr weiß, wie viel tauſend Menſchen aller Stände und Alter auf dem Fleckchen Landes wohnen, welches das Auge überſieht; und weiß, wie viel Lebensmittel jeder Art dazu gehören, das ganze Jahr hindurch nur einen einzigen Menſchen zu ernähren: wie muß man erſtaunen, daß dieſes Fleckchen Land ſoviel Menſchen ernähren kann. Woher ein zureichender Vorrath von Lebensmitteln für alle?

Und wie außerordentlich groß iſt die Zahl der Sterblichen, welche auf der ganzen Erde zerſtreut wohnen! In Europa allein, wo auch wir wohnen, leben derſelben an hundert und achtzig Millionen. In Aſien, dem eigentlichen Stammlande des menſchlichen Geſchlechts, mögen wohl fünfhundert Millionen Menſchen ſeyn. In Afrika ſchätzt man die Zahl der Einwohner freilich nur auf hundert und zwanzig Millionen, weil daſelbſt ungeheure Sandwüſten ganz ohne Leben ſich in unabſehbaren Fernen verbreiten. Allein zum Theil eben dieſe Wüſten, zum Theil die Wildheit der Menſchen, welche längs den ſandigen Einöden wohnen, haben verhindert, daß man in das Innere des großen Welttheils eindrang. Man weiß heutiges Tags mit ziemlicher Gewißheit, daß dort große und volkreiche, fruchtbare Länder liegen; daß dort Handels- und gewerbreiche Städte ſind, welche an Größe und Bevölkerung den größten Städten in Europa gleich kommen. — Die Anzahl der Menſchen, welche den amerikaniſchen Boden bewohnen, iſt verhältnißmäßig zu den weitläufigen Landſtrichen gering und beträgt noch nicht hundert Millionen; ſo wie auch der fünfte, erſt vor wenigen Jahrzehenden genauer entdeckte

Welttheil der Südländer nur einige Millionen Einwohner haben mag: ſo, daß man die Menge aller Menſchen, die jetzt auf Erden leben, über neunhundert Millionen ſtark geſchätzt.

Neunhundert Millionen Menſchen erwarten täglich auf Erden, durch Gottes, ihres Schöpfers und Vaters Gnade, Speiſe, Nahrung und jede Nothdurft des Lebens. Und der Vater dieſer Millionen, der Allbarmherzige, ſorget für ſie alle; kennt die Bedürfniſſe jedes Einzelnen, des ſterbenden Greiſes und des kaum zur Welt gebornen Säuglings; des Schiffers auf dem Meere, der in demſelben Augenblicke mit Sturm und Wellen kämpft, als der Wandrer in kalten Weltgegenden Wurzeln unter dem Schnee aus der erſtarrten Erde hervorſucht, oder ein andrer in den brennenden Landwüſten nach einem Tropfen Waſſer ſchmachtet, und plötzlich eine ſtille Quelle rinnen ſieht. Für alle ſorgt der Herr; und jedes Jahr und jeder Tag ſieht ſeine Güte neu werden. Sein Reichthum iſt unerſchöpflich.

Kleinmüthiger, warum bekümmerſt du dich alle Tage ſo ängſtlich: was werden wir eſſen, was werden wir trinken? — Mütter, Väter, warum jammert ihr ſo vertrauenslos um das Schickſal eurer

Kinder, wenn ihr ihnen früh abſterben und kein Vermögen hinterlaſſen ſolltet? — War es denn eure Kraft, oder war es nicht vielmehr Gottes Huld und Kraft, die euch bisher nährte und kleidete? — Gehet hin, betet und arbeitet; für das Uebrige laſſet den Vater ſorgen, dem wir alle gehören. Werfet eure Sorgen auf den Herrn, er wirds wohl machen. Der, welcher täglich über neunhundert Millionen Menſchen erhält und nähret, wird von ſeinem reichlichen Gaſtmal wohl auch noch Broſamen genug übrig haben, dich und die deinigen genugſam zu ſättigen. Denn ſiehe, ſoviel ihrer ſind, ſie werden alle ſatt, und es bleiben noch Nahrungsvorräthe genug von einem Jahre zum andern übrig. Und würden der Menſchen auf Erden noch mehr, als ſchon ſind, ſie würden alle ihr Lager, ihr Kleid, ihr Obdach, ihre Speiſe, ihren Trank finden.

In der That ſind bis zum heutigen Tage noch lange nicht alle Gegenden der bewohnbaren Oberfläche des Erdballs bevölkert, ſo fruchtbar und ergiebig auch der Boden ſeyn mag. Da verderben die ſchönſten wildwachſenden Früchte; keiner genießt ſie. Da keimen und vermodern ungeheure Waldungen, durch deren Finſterniſſe vielleicht noch kein

Menſch zu dringen wagte. Wilde, reiſſende Thiere und Gewürme, niſten dort ungeſtört, bis ſich das Geſchlecht der Menſchen dahin ausbreitet. Es könnten der Sterblichen noch um die Hälfte mehr leben, als heut vorhanden ſind; und alle würden zu ihrem Unterhalt hinreichend finden.

So groß iſt Gott; ſo unerſchöpflich ſein Segen.

Es iſt auch gar nicht unwahrſcheinlich, daß die Anzahl der Menſchen auf Erden noch täglich anſchwelle, und ſich in bisher noch niemals bewohnte Gegenden ausbreite; ſo gewiß es von der andern Seite iſt, daß auch das bewohnbare Land, ſeit Schöpfung der Welt von Jahrtauſend zu Jahrtauſend zugenommen hat.

Ein einziges Menſchenpaar bewohnte urſprünglich das glückliche Eden. Es war dies Menſchenpaar genug, daß der Erdball bevölkert wurde, und heut noch über neunhundert Millionen von deſſen Nachkommen leben.

Es iſt wohl nicht weit von der Wahrheit, wenn man behauptet, daß anfangs, gleichſam in der Kindheit des Erdballs, derſelbe größtentheils vom Waſſer bedeckt war, und nur einzelne Inſeln, jetzt die Gipfel und Rücken hoher Länder, aus den uner-

meßlichen Waſſerſpiegel hervorragten. Das Meer, welches den Erdkörper umpfing, nahm immer mehr ab; die Inſeln wurden größer, das feſte, trockne Land erweiterte ſich. Viele Inſeln ſtießen endlich mit ihrem Boden zuſammen, wurden zu Welttheilen. So finden Reiſende die zuverläſſigſten Spuren, daß der Welttheil Amerika und derjenige der Südländer, am ſpäteſten aus dem großen Weltozean hervorgeſtiegen ſey. Noch jetzt haben ſich dort die Waſſer noch nicht alle verlaufen; noch jetzt iſt dort der größte Theil des Bodens feucht, moraſtig, mit Seen und Sümpfen ohne Zahl durchzogen; die Ströme ſind ſo breit, ſo tief, wie keiner der gewaltigſten in andern Weltgegenden; die Luft iſt noch in vielen Gegenden dort ſo ungeſund, daß nur wenige Thierarten in derſelben leben mögen, und keine Thierarten ſind daſelbſt häufiger, als Gewürme, Inſekten und anderes Geziefer, welches zugleich im Waſſer und auf dem Lande fortdauern kann.

Noch jetzt iſt der größte Theil des Bodens mit Waſſer bedeckt; das heißt, nur etwa der vierte Theil iſt feſtes Land, alles andre nur Meer. Man hat berechnet, daß von neun Millionen und einigen

hunderttauſend Meilen der ganzen Erdoberfläche, nicht mehr, als zwei Millionen und viermalhundert-tauſend Meilen ins Gevierte, Land ſeyn mögen. Noch jetzt bemerkt man an vielen Meeresufern, wie das Gewäſſer langſam zurücktritt; wie Städte, Dörfer, welche vormals an dem Geſtade lagen, jetzt fern von demſelben im Lande liegen; wie Seehäfen, worin vor Zeiten die größten Schiffe Raum und Waſſer fanden, heutiges Tages ganz oder zum Theil trocken und nur noch mit Schlamm angefüllt ſind, der nach Jahrhunderten zu feſtem Lande wird, je weiter das Meer zurücktritt.

So leidet demnach die Oberfläche des von uns bewohnten Weltkörpers fortwährende Veränderungen. Wie ganz anders war ſie noch vor nur fünftauſend Jahren! Die Länder, welche wir heut bewohnen, unſer ſchönes Vaterland, war damals nur noch eine ungeheure, endloſe Wildniß, unbewohnt, rauh, kalt, voller Moräſte, Sümpfe, Waldſtröme, ein ungeſunder Aufenthalt. — Aber in Aſien glänzten prachtvolle Städte voller Ueberfluß, Babylon, Tyrus, Sidon, Ninive, Jeruſalem. — Jetzt blüht hingegen unſer Vaterland; hier drängen ſich Dörfer an Dörfer; hier ſchimmert der Wohlſtand zahl-

loſer Städte; hier, auf dem Grunde der ehemaligen Einöden und Wildniſſe, duften einheimiſch die Blumen entfernter Länder, gedeihen die Weintrauben und Früchte des warmen Morgenlandes; hier ruht der Segen Gottes auf unüberſehbaren Fruchtgefilden, die das ganze Land zu einem einzigen großen Garten machen.

Und wo iſt das ſtolze Babylon, wo iſt das reiche Sidon und Tyrus, wo Ninive, wo das weiland hochgeprieſene Jeruſalem geblieben? Ihre Pracht iſt dahin. Von den meiſten dieſer großen Hauptſtädte der Welt, iſt kaum noch eine Spur zu erkennen. Ihre wenigen Trümmer liegen verloren in menſchenleeren Wüſten. — Selbſt der Boden iſt vertrocknet, es fehlt an Quellen, an Bäumen. Salpeter und Schwefel und brennbare Stoffe andrer Art erfüllen den Grund, erſchüttern die Erde. Selbſt Jeruſalem, die heilige, edle Stadt, iſt jetzt voller Armuth und Trümmer, kaum noch von 20,000 Seelen bewohnt.

Was wird nach vier bis fünftauſend Jahren die Erdoberfläche ſeyn? Wo wird man dann die ſtolzen Hauptſtädte unſers Welttheils ſuchen, die heut noch für eine Ewigkeit hingebaut zu ſeyn

ſcheinen? In den Wäldern der ſogenannten neuen Welt, in jenen amerikaniſchen Wildniſſen, wo heut noch mit häßlichen Gewürm und Schlangen der nackte Wilde kämpft, wird dann vielleicht der Hauptſitz der Pracht und Macht, der Wiſſenſchaften und Künſte zwiſchen bewundernswürdigen Tempeln und Palläſten ſeyn; und von unſern heutigen Städten und Ländern wird man vielleicht dann dort reden, wie wir jetzt von dem untergegangenen Ninive, Tyrus und Sidon.

Was aber auch Jahrtauſende nach uns auf Erden verwandelt ſeyn möge — Gottes Barmherzigkeit gegen das menſchliche Geſchlecht bleibt unverwandelt; ſeine Gnade auch nach Jahrtauſenden neu; ſein Reichthum und Segen auch nach Jahrtauſenden noch unerſchöpft, und wenn die Menge der Sterblichen längſt weit über tauſend Millionen hinweg gewachſen wäre.

Wenn ich die Milde des allmächtigen Vaters, die Freigebigkeit der Natur aus dieſem hohen Geſichtspunkte betrachte, wie verliert ſich mein Blick ſchaudernd in das Unermeßliche der Räume und Zeiten. Wie groß iſt Gott! wie klein iſt der Menſch! wie thörigt mein allzuängſtliches Zittern um das

tägliche Brod! — Ach, er der an das Wohlſeyn, an die Seligkeit von tauſend Millionen mir gleicher Weſen denkt, wird er meiner vergeſſen können? Er, der, wenn längſt mein Gebein im Grabe modert, noch für tauſend Millionen Menſchen Rath und Hilfe hat, ſollte er allein für meine Geliebten, die mich einſt überleben, an Rath und Hilfe arm werden?

Und iſts denn nur dies Menſchengeſchlecht allein, für welches Gottes Güte Nahrung ſchuf, und jährlich ſchafft? Wie klein iſt die Anzahl der Menſchen in Vergleich mit andern lebendigen Geſchöpfen, welche ebenfalls von der Natur ihre Nahrung fordern! Wer könnte die Menge derſelben zählen, oder auch nur ungefähr berechnen? — Und ſieh den Vogel in der Luft, den ſpielenden Fiſch im Bach, den Käfer am ſchwankenden Grashalm — jedem iſt ſein Mahl bereitet; keiner geht leer aus.

Und ſind es die Bewohner dieſes Erdenſterns, dieſe Menſchen aller Weltgegenden, dieſe zahlloſen Thiere aller Gattung allein, welche die Huld ihres Schöpfers anſprechen? Ach, was wir unüberſehbar, zahllos, unermeßlich auf Erden finden, iſt doch nur ein kleiner Waſſertropfen aus dem Ozean des gött-

lichen Weltalls, worin die Sonnen ſchimmern wie Funken, und die Erden wie Staubkörner. Es endet der Reichthum Gottes nicht mit den Gränzen unſrer Länder und Meere. Die Natur, deren Freigebigkeit dich in tiefes Erſtaunen ſetzt, iſt in andern Welten nicht minder thätig und nicht minder verſchwendriſch. Oder könnteſt du glauben, daß jene Millionen großer Weltkörper, die im ewigen Himmel nach ewigen Geſetzen ſich dahin bewegen, Monde um Erden, Erden um Sonnen, Sonnen um Weltſterne, — könnteſt du glauben, daß jene Millionen Welten, von denen die Erde, auf welcher wir wohnen, eine der kleinſten iſt, alle verſäumt und vergeſſen wären, um unſrer willen? — Wer darf das auch zu träumen wagen?

Du bewunderſt in den Erndten deines Dorfs, deiner Stadt, deines Vaterlandes, die Freigebigkeit der Natur, den Segen des himmliſchen Vaters. Dein Herz iſt mit Dank erfüllt. Du erhebſt die Stimme ihn zu preiſen, den Grundgütigen. Aber ſchwinge dich zu der Höhe empor, in welcher uns Jeſus Chriſtus den Vater des Weltalls zeigte, — laß deinen Blick über die Erndten aller Völker und Länder des Erdrundes hinfliegen — dann durch

die Unendlichkeit der Sterne bis zum letzten, welchen dein Auge noch als Lichtnebel erkennen mag — gedenke aller Weſen dort, die auf ſeine Güte und Barmherzigkeit hoffen, die er alle, alle froh und ſelig macht — dann gedenkeſt du Gottes würdiger, und im Erſtaunen und Entzücken verſtummſt du anbetend. Auch dein Verſtummen iſt Gebet!

Dann wirf den Blick wieder auf dich ſelbſt zurück — wie du Einzelner von deinem Vater im Himmel, ſeit der erſten Kindheit ſo wunderbar, ſo gütig gepflegt wurdeſt; wie du doch immerdar Speiſe und Trank fandeſt, und nie vergeſſen warſt; wie ſich alles um dich her ſo vortheilhaft und wohlthätig fügte, als wäre das ganze menſchliche Geſchlecht, als wären Erde und Himmel, als wären alle Schickſale, ſonſt für keinen, nur einzig für dich allein da und für dich allein ſo geordnet! — Was empfindeſt du dann? —

O, Vater, du unendlich huldvoller, unendlich reicher, unendlich barmherziger Vater aller Weſen — mit ſchauerndem Entzücken blick ich zu dir empor und ſtammle: Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an mir gethan haſt. Was bin ich, daß du meiner ſo gnädig gedenkeſt? —

Jede Jahrszeit iſt eine Verkünderin deiner Weisheit, deiner Allmacht, deiner Liebe; aber die Jahrszeit der Erndten redet von deiner überſtrömenden Gnade und Segensfülle am lauteſten.

Die Felder ſind bald leer. Der Winter will ſich bald verkünden. Schon geht die Natur gleichſam zu ihrer langen Ruhe ein, worin ſie, wie in wohlthätigem Schlummer, ihre Kräfte verjüngt. Aber der Menſch iſt geborgen und verſorgt. Seine Vorrathskammern ſind gefüllt. Es wird keiner verderben.

So haſt du es angeordnet, Vater meines Lebens. Auch ich war in den Plan deiner Liebe eingeſchloſſen; auch ich bin nicht von dir vergeſſen. O hinweg, meine Kleinmüthigkeit! warum zittre ich ſorgenvoll vor künftigen Tagen? warum bin ich traurig, wenn ich wahrnehme, wie Krieg und Verheerung meinen Wohlſtand vermindern? — Der das Glück aller ſeiner Erſchaffnen ſo ſorgſam bereitet: er wird mein nicht vergeſſen; mich nicht ſinken laſſen! — Dem Menſchen fehlet niemals Gnade, wohl aber Vertrauen zu ſeiner Weisheit und Liebe; es fehlet ihm niemals das Nöthige, wohl aber Genügſamkeit mit dem Nöthigen!

Stunden der Andacht

zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Vierzigſter Sonntag, am 3 Oktober 1813.

Wie ſchön, wie wunderſam erhält,
Gott, deine Macht die ganze Welt!
Wie krönſt du jede Jahreszeit,
Mit ihrer eignen Herrlichkeit!

Wie reizend war des Frühlings Pracht,
Begeiſternd ſchön die Sommernacht; —
Nun lehrt der Herbſt uns mit Vertraun
Auf dich empor, Allſegner, ſchaun.

Des Ueberfluſſes Füllhorn gießt
Er über uns; dein Segen fließt;
Wir ſind verſorgt, wir ſind bedacht,
Denn deine Liebe hat gewacht.

Warum denn, meine Seele magſt
Du zweifeln? ſprich, warum verzagſt
Du noch ſo oft im Lebensſturm?
Sorgt nicht der Herr auch um den Wurm?

Und ſorget Gott auch um den Wurm,
Denkt er auch dein im Lebensſturm.
Drum blick empor, drum werde Licht;
Gott liebt dich noch, verzage nicht!

Freigebigkeit der Natur.

Zweite Herbſtbetrachtung.

Pſalm 34, 9.

„Schmecket und ſehet, wie freundlich der Herr iſt," ruft uns der heilige Pſalm in die Seele. Wohl jeder Tag im Jahre gibt uns Anlaß, die Güte und Freundlichkeit unſers Gottes zu bewundern; doch am meiſten immer die Jahreszeit des Herbſtes. — Da iſts, wo der Schöpfer allen ſeinen Erſchaffnen auf Erden gleichſam das tägliche Brod austheilt, und ihre Vorrathskammern für viele Monate anfüllet, damit keines verderbe. Es iſt keine Wieſe, kein Wald, es iſt kein Garten, kein Acker, der nicht ein Schauplatz des himmliſchen Segens geweſen wäre, oder noch jetzt iſt; wo nicht die Schätze der Erde ausgebreitet lagen, oder noch liegen, allen Kreaturen ein Troſt. Und wenn ſchon hin und wieder eine Hagelwolke, ein allzulanger Regen, eine allzugroße Dürre, ein früher Froſt einigen Schaden ſtifteten: die verdoppelte Fruchtbarkeit anderer Erdſtriche gibt doppelten Erſatz. Es ſoll keines verderben. Länder, welche durch Unfruchtbarkeit des Jahres litten, empfangen

Hilfe von andern Gegenden. Es entſteht zwiſchen den Völkern ein wohlthätiger Umtauſch und Handel. Es gibt jedes ſeinen Ueberfluß dem andern, um dafür zu empfangen, was ihm ſelber mangelt.

Allerdings wird auf dieſe Art ein theilweiſes Fehlſchlagen der Erndte, eine theilweiſe Unfruchtbarkeit des Bodens zum wahren und großen Segen des menſchlichen Geſchlechts, wenn gleich einige Perſonen darunter leiden mögen. Gott will nämlich, daß unter uns einer des andern Diener ſey, daß einer dem andern nütze mit ſeinen Vorzügen und Gaben. Eine ſolche durch Mangel und Ueberfluß erzeugte Verbindung und Verbrüderung der einzelnen Sterblichen, und ganzen Völker und ganzen Welttheilen iſt wahrlich mehr werth, als wenn wir alle im Ueberfluß ſchwämmen, und keiner des andern bedürfte. Denn wir ſollen doch nie vergeſſen, daß wir nicht auf Erden ſind für Speiſe und Trank und Sinnenluſt, Bequemlichkeit und Schlaf und Wachen, gleich den Thieren; ſondern für etwas Höheres, nämlich für die Erhebung, Läuterung und Vergöttlichung unſers unſterblichen Geiſtes. — Wir ſollen doch nie vergeſſen, daß wir nicht den Geiſt empfangen haben, als ein Werkzeug des Körpers,

und daß er dem Leibe und deſſen Bedürfniſſen und Gelüſten diene; ſondern daß der Leib nur ein Werkzeug und Diener des Geiſtes ſeyn ſolle, damit derſelbe ſich jede Vollkommenheit leichter zueigene. Darum iſt engre Verbindung der Menſchen mit Menſchen, der Nationen mit Nationen nothwendig, daß einer dem andern Hand biete; daß einer den andern zum Wetteifer im Guten reize; daß einer den andern belehre. — Und zu ſolcher gegenſeitigen Verbindung und Hilfe iſt kein gewaltigerer Reiz, als theilweiſer Ueberfluß und Mangel.

Es iſt gut, daß wir, im Herbſt beſonders, die ungleiche Vertheilung der irdiſchen Güter und des Erndteſegens aus dieſem erhabenen Geſichtspunkte betrachten, um richtiger zu urtheilen; um, wenn wir ſchlechtere Erndte hielten, als unſer Nachbar, uns darüber mit Würde und Wahrheit zu beruhigen; oder, wenn uns Gottes Segen ganz ausgezeichnet beglückte, deſto klarer unſre Pflichten zu erkennen, die wir damit gegen andre Menſchen empfingen.

Es iſt ja im ganzen Weltall nichts von ungefähr, ſondern alles hat ſeinen guten Zweck, und alles muß ſeyn, wie es iſt und kömmt, damit das große

Ganze wohl beſtehe. So ſind die theilweiſen Störungen in der allgemeinen Fruchtbarkeit des Erdbodens; ſo iſt der Segen, der dich, der Mangel, der den Nachbar trifft, kein bloßer Zufall. — Was iſt denn Zufall und Ungefähr? wäre es etwas, ein Geſchick, das wider den Willen des Allmächtigen, wider das Vorherwiſſen des Allweiſeſten geſchähe? Welch ein Unſinn! ſo wäre neben Gott noch ein andrer im Weltgebäude, der mächtiger, als die Allmacht ſeyn müßte!

Es iſt kein Zufall im Gelingen und Mißlingen der Erndten. Darum, Chriſt, welches Loos dich auch getroffen, nimm du nicht ſelbſt dies Loos im verkehrten Sinn, ſondern wiſſe, was dir geſchah, war berechnet. — Es war berechnet, ſowohl für das Heil des Ganzen, als für dein eignes. Die höchſte Weisheit gab es dir, darum, was du auch erhälſt, nimm es mit Weisheit; die reinſte Vaterliebe gab es dir; darum empfang es mit kindlich dankbarer Liebe. Schmecket und ſehet, wie freundlich der Herr iſt; wohl dem der auf ihn trauet!

So veränderlich auch in Rückſicht der Fruchtbarkeit des Bodens die Jahrgänge ſeyn mögen,

iſt doch ſo viel gewiß, daß im Ganzen die Frucht-barkeit der Erde zur Erhaltung ihrer Bewohner eben ſo wenig abnimmt, als die Vaterliebe des höchſten Weſens gegen ſeine Geſchöpfe. Es kann ſeyn, daß durch Krieg oder Ueberſchwemmungen, durch Peſtſeuchen, welche weite Landſtriche men-ſchenleer machen, oder durch Erdbeben und Ver-ſchüttungen ehemals blühend geweſene Gegenden Wildniß und Wüſte werden. Aber dagegen wird die Schöpfungskraft der Natur unter andern Him-melsſtrichen nur thätiger. Und ob auch ein Jahr, oder ein Jahrzehend vollkommen unfruchtbar aus-fiele, kann ein einziger geſegneter Herbſt alles wie-der ausgleichen.

Die Freigebigkeit und Kraft der Natur iſt unbe-ſchreiblich, jeden Schaden, wäre er auch noch ſo groß, ſchnell wieder zu erſetzen. Das feſte Land hätte nicht Raum genug, alle Weltmeere, alle Ströme, alle Bäche des Erdbodens wären zu eng, der athem-bare Luftraum über unſern Häuptern viel zu nied-rig und beſchränkt, wenn aller Samen, den die Natur jeden Herbſt mit verſchwenderiſcher Hand ausſtreuet, gedeihen könnte und müßte.

So wie ein einziges Menſchenpaar hinreichend

war, die ganze Welt mit Bewohnern anzufüllen: ſo iſt eine einzige Pflanze genug, oder ein einziges Thierpaar, binnen wenigen Jahre ganze Welttheile mit ihren Gattungen zu bedecken. Brächte irgend eine Pflanze nur eine einzige Frucht zur Reife mit zwei Saamenkörnlein, ſo würde das folgende Jahr ſchon zwei dergleichen, das zweite Jahr vier, das dritte Jahr acht dergleichen Pflanzen ſehen, nach zwanzig Jahren wären von derſelben ſchon eine Million einunddeunzigtauſend zweihundert ſechsund-neunzig Stück vorhanden. Nun aber, wie eine unbeſchreibliche Menge von Saamen trägt nicht jede Pflanze vom kleinſten Grashalm bis zur höch-ſten Tanne! — In einer einzigen Sonnenblume hat man ſchon bei viertauſend Saamen gezählt; in einer Mohnpflanze mit vier Mohnköpfen hat man in jedem Kopf zehn Abtheilungen, in jeder Abthei-lung achtzig Saamen gefunden: folglich hat ein einziges ausgeſätes und zur Frucht gekommenes Körnlein Mohnſaamens zu dreitauſendzweihundert andern Mohnpflanzen den Saamen hervorgebracht. — Welch ein unermeßlicher Reichthum der Natur! Und doch iſt dies nur das Werk eines einzigen Jahrs bei einer ſolchen Pflanze; aber viele Gewächſe leben

auch mehrere Jahre mit gleicher Fruchtbarkeit; manche gleich der Eiche, zwei und drei Jahrhunderte. Was eine einzige Tanne im Zeitraum von hundert Jahren ihres Lebens, an Saamen hervorbringt, kann nicht gezählt, und könnte es gezählt werden, kaum mit Zahlen bezeichnet werden, zumal wenn man annehmen wollte, daß jedes Sämlein wieder einen ſaamentragenden Baum hervorbrächte.

So groß die Menge der Geſchöpfe auf Erden iſt, welche Nahrung fordert, immer iſt ſie doch klein zu der ſchwelgeriſchen Fülle, mit welcher die Natur ſie alljährlich zu bewirthen trachtet. Es wird bei weitem nicht alles in einem Jahre verzehrt, was nur das Pflanzenreich Genießbares hervorbringt. Ein großer Theil des Gaſtmahls wird gleichſam wieder abgetragen vom großen Gottestiſche und verdirbt, nein, ſondern dünget und befruchtet die Erde.

Eine gleiche Freigebigkeit beobachtet die Natur auch mit den Gaben des Thierreichs. So viele Thiere alljährlich dahin ſterben, theils weil ihre Lebenszeit vollbracht iſt, theils weil ſie andern zur Nahrung dienen müſſen: wird dennoch immer daran

ein hinreichender Vorrath vorhanden ſeyn. Dabei herrſcht, wie in der Pflanzenwelt, das wohlthätige Geſetz: wie nothwendiger und nützlicher Pflanzen oder Thiere ſind, je leichter geſchieht jederzeit ihre Vermehrung. Eben ſo iſt die Fruchtbarkeit der Thiere im abgemeſſenen Verhältniß zu ihrer Lebensdauer. Geſchöpfe, die nur ein kurzes Daſeyn haben, vermehren ſich ſchneller, als die, welche mehrere Jahre oder Jahrzehende leben können. Raubthiere ſind minder fruchtbar, und ihre Jungen finden mehr Hinderniſſe aufzukommen, als andre Thiere, welche zur Nahrung und Bekleidung dienen. Alles ſteht und bleibt im immerwährenden Gleichgewicht. Es darf kein Zuviel, kein Zuwenig im Weltall ſeyn. Während Löwen, Tiger, Hyänen und Krokodille ſich nur ſchwach vermehren, vertauſendfachen ſich die Fiſche im Waſſer, die Vögel, Inſekten und Gewürme heilſamer Art.

So iſt die Freigebigkeit der Natur nur durch die Weisheit und Güte des Schöpfers begränzt, daß eben in Allem genug ſey, damit Alles beſtehe. Darum ward auch jeder Weltgegend immer dasjenige vorzugsweiſe als Eigenthum gegeben, was für ſie das Nützlichſte iſt, an Pflanzen, Thieren und an-

dern natürlichen Schätzen. Den kalten Himmelsſtrichen wurden hohe, weit verbreitete Waldungen zu Theil, den heißern Ländern kühlende Früchte und kräftige Gewürze, die von der allzugroßen Wärme erſchlafften Gefäße des menſchlichen Leibes zu ſtärken. Was allen Gegenden heilſam iſt, ward allen in der Erndte gegeben. Perlen findeſt du in wenigen Meeren und Flüſſen, Gold in wenigen Bergen; aber Salz bricht in Felslagern, ſprudelt aus Quellen, legt ſich an Meeresklippen überall an; und das höchſtnutzbare Eiſen wird in den meiſten Ländern gewonnen. Der Löwe und Tiger liebt die Wüſten heißer Länder; der Wolf und Bär die Einöden des Waldes und Gebirgs. Vergebens würde man ſich Mühe geben, ihre Vermehrung in Gegenden zu verſuchen, die außer dem engen Bezirk liegen, welchen ihnen die Natur anwies. Aber das edle Roß, das nützliche Schaf, das Schwein, die Ziege, werden leicht in kalten, wie in heißen Gegenden ſo einheimiſch, als ſie in unſern gemäßigten Landesſtrichen ſind.

Doch was wage ich den Haushalt Gottes in ſeiner wunderbaren Anordnung der Erde und ihrer Bewohner, der Jahreszeiten und ihrer Wirkungen

zu beſchreiben! Indem ich nur den flüchtigſten Blick darauf hinlenke, verliere ich mich in das unendliche Mannichfaltige von Schöpfungen und Verhältniſſen; und ich ſehe tauſend Dinge, deren Zweckmäßigkeit in allem und für alles mich in Erſtaunen ſetzt; und ſehe Millionen Dinge, von denen ich in meiner Unwiſſenheit nicht ſagen kann, warum ſie ſind? — Allein mein Glaube hält an Gott. Ich habe genug gelernt, um zu begreifen, daß alles nothwendig ſey, was der Herr ſchuf; und daß alles nothwendig ſey, weis ich, weil ich ſeine überſchwengliche Liebe kenne.

Ich ſchmecke, ſehe in dem Segen jedes Herbſttages, wie freundlich der Herr iſt. Wohl dem, der auf ihn trauet!

Was ſollte dem Menſchen auch wohl ein feſteres, innigeres Vertrauen auf die freundliche, natürliche Fürſorge Gottes einflößen, als ſolch ein ſtiller Blick auf die Wunder der Herbſtzeit. Da am ſichtbarſten enthüllt ſich über eine Mannichfaltigkeit von Schätzen, welche die Natur uns zum Genuß darbietet, der Wille des Höchſten, Alles aufrecht zu halten und jedem das Seine zu geben, ſo lange das Daſeyn auf Erden währt. — Wozu nun der Kummer um die künftigen Tage?

Es ſpricht der Herbſt: Gott lebt, Gott gibt! — Und der Menſch hört es und ſieht es, und ſchmeckt es, wie freundlich der Herr iſt — dennoch mangelt das rechte chriſtliche Vertrauen im Herzen ſo manches Chriſten. — Es ſpricht der Herbſt: was der Vater verheißen, das weis er dem Kinde auch wohl zu erfüllen. Siehe, was dich im Frühling als Blume anlächelte vom Baume herab, daß duftet dich jetzt als ſüße, nahrhafte Frucht an. Dennoch geht der bange ſchüchterne Menſch in ſelbſtgeſchaffner Noth umher, ſo tief gebeugt, als hätte er keinen Vater im Himmel. — Ach, ohne ihn wäre wohl das ganze Leben werthlos.

Du ſagſt zwar: ich habe Zuverſicht auf Gott. Aber warum wird dein Auge finſter, wenn du an den Verfall deines Wohlſtandes, an das Stocken deines Handels und Gewerbes, an die Verdienſtloſigkeit dieſer Tage denkſt? — Du mußt entbehren, Tauſende müſſen es wie du. Aber was dir eine ſchlechte Zeit iſt, das iſt tauſend andern in andern Gewerben, Künſten und Beſchäftigungen, eine wohlthuende, bereichernde Zeit. Und dieſer Umſchwung der Glücksgüter iſt in dem Plan der Weltregierung ſo gut eingerechnet, als der Sturm,

welcher Mauern einreißt, Saaten und Wälder niederſchlägt, Schiffe verſenkt, und dagegen aus den gereinigten Lüften Geſundheit über große Landſtriche gießt. Es wechſeln Vermögen und Gut unter den menſchlichen Familien, auf daß keiner glaube, er allein ſey der auserwählte Günſtling des Himmels; oder daß keiner glaube, dieſe Güter ſeyen das Bleibende und Aechte auf Erden. Einer ſoll mit ſeinen Gaben dem andern helfen; durch Befehl und Gehorſam abwechſelnd ſich eines mit dem andern verknüpfen. Irdiſche Bedürfniſſe ſind wünſchenswerth; irdiſches Gut iſt behaglich. Aber Freiheit und Losgebundenheit des Geiſtes von aller Herrlichkeit, welche die Erde gibt, iſt noch unendlich preiswürdiger; denn ſolche Freiheit iſt der Zweck unſers Lebens. Begreifſt du den Sinn dieſer Worte nicht, ſo wirſt du ihn erſt in der Schule der Noth verſtehen lernen. Je mehr dich die Erſchütterung deiner häuslichen Umſtände, der Verluſt dieſes oder jenes Genuſſes ſchmerzt, deſto nothwendiger war dir jene Erſchütterung, dieſer Verluſt. Ohne ſie hätteſt du gemeint, das Leibliche, Sinnliche, ſey Alles; du wäreſt im Irdiſchen untergegangen; du hätteſt den Geiſt im Staube erſticken laſſen. —

Blick auf Gott, und ſey genügſam mit demjenigen Maaß ſeines Segens, welches er deinen Arbeiten beſtimmt. Lerne alles, reich ſeyn und arm ſeyn; wohlleben und darben; je nachdem die Zeiten und Umſtände wechſeln. Was liegt daran? Wenige Jahre, und du wandelſt nicht mehr auf Erden. Aber das verlerne nicht: im Wechſel der Zeiten und Umſtände immer derſelbe bleiben, wahrhaft, unſchuldig, menſchenfreundlich. Daran liegt viel. Wenige Jahre, und du wandelſt nicht mehr auf Erden; aber was du geweſen biſt, das wirſt du im Ewigen ſeyn. Die irdiſchen Erndten ſind für das Jahr; es gibt eine geiſtige, heiligere Erndte, ohne welche das ganze Daſeyn werthlos wäre.

Wohl dem, der auf Gott trauet! denn ein ſolcher bemächtigt ſich einer Erndte, die keine Witterung, keine Menſchenlaunen zu fürchten hat. Und ſammelt er nicht äußere Schätze, er gewinnt doch, was allen Reichthum übertrifft, und durch alles Gut der Welt nicht gekauft wird: inneres Glück. — Mögen dann die Stürme des Kriegs alle Erndten deines lebenslangen Fleißes vernichten — das ſtille Glück eines mit Gott innig vereinten Gemüthes, können ſie dir nicht zerſtören. —

Vertraue Gott, fürchte nichts. Gehe muthig in deinen Berufswegen hin; du biſt in deiner feſteſten Burg, wo du am meiſten göttlich thuſt. Was noch Uebels geſchehen könne, erwäge nicht, ohne immer dabei zu denken, was Gutes auch damit begegnen werde. Zwar du ſiehſt nicht viel Gutes vor; aber weißt du denn auch gewiß, wie viel Böſes kommt? — Aengſtige dich nie um das, was werden wird; das Unglück, ſelbſt das größte, iſt nur ein augenblicklicher Streich, und dann vorüber. Aber die in das Künftige hinauswitternde Angſt des Menſchen iſt die muthwilligſte Lebensvergiftung und eine willkührliche Schöpfung von zehntauſendfachem Unglück.

Schmecket und ſehet wie freundlich der Herr iſt. Wohl dem, der auf ihn trauet! — Und ich will es, mein Herr, mein Gott, mein Schöpfer, der über die Seligkeit einer ganzen Welt, und über die Glückſeligkeit des Wurms mit gleicher Liebe waltet — ich will auf dich trauen. Ich will all mein Anliegen, meine Angſt, meine Sorge auf dich werfen; du wirſt mich, und die du mir gegeben, wohl verſorgen. Ich fürchte kein Unglück mehr, denn du biſt bei mir. Und biſt du mit mir, wer kann wider mich ſeyn?

O wie unrecht thue ich, daß ich bei jedem Sturm, der in der Nähe tobt, oder aus der Ferne droht, ſo ſchnell verzage! Haſt du mir nicht ſchon in meinem Lebenslauf genug bewieſen, wie du dann am wunderbarſten mir nahe warſt, wenn ich glaubte ganz einſam zu ſtehen und die Beute des Elendes werden zu müſſen? Iſt deine Güte nicht jeden Morgen neu? Iſt der Segen dieſer Herbſttage nicht ein neues Unterpfand deiner nie ermüdenden Huld und treuen Vorſorge?

Du haſt mir mein Heil verſprochen. Soll ich umringt von der Menge deines Segens an deinem Wort und deiner Hilfe zweifeln?

Eine feſte Burg iſt unſer Gott,
Eine gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Noth
Die uns je hat betroffen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Einundvierzigſter Sonntag, am 10 Oktober 1813.

Nur Gott herrſcht in dem Reich der Seelen.
Darf es der Menſch — der Staub — verheelen?
Wer droben herrſcht, der herrſcht auch hier! — —
Nichts gilt vor Dir der Witz der Weiſen,
Es ſei des Frevlers Nacken Eiſen:
Dein Wort zermalmt ihn doch vor Dir.
Dann eilt er ſelbſt, ſich zu verdammen,
Eh' dein Gericht, o Herr, erwacht!

Der König ſteigt von ſeinem Throne
Setzt ſich in Staub und legt die Krone,
Den Zepter und den Purpur ab.
Der Klagen reuiges Getümmel
Erfüllt den Sitz des Herrn, den Himmel,
Und Gott ſieht gnädiger herab.
Der Heil'ge iſt der Tugend Rächer;
Giebt lieber Segen aus als Fluch.

Und will der Herr ein Land beglücken,
Und Völkern ſeinen Segen ſchicken,

Wer kann ihn daran hindern, wer?!
Wie Spreu verfliegt der Feinde Heer.
Drum Völker ehrt des Herren Schalten,
Ihr Königreiche betet an!
Er iſt der Herr, Er! laßt ihn walten; —
Wie er thut, ſo iſt's wohlgethan!

Gottes Walten.

Pſalm 46, 11.

War je ſeit Menſchengedenken, war ſeit Jahrhunderten je ein Zeitalter, welches durch die Gewalt ſeiner Ereigniſſe, durch den Sturm welterſchütternder Begebenheiten, zum tiefen Nachdenken über die Macht der Vorſehung reitzen konnte: ſo iſt es das außerordentliche Zeitalter in welchem wir leben. — Welche Tage, welche Schickſale! Seit zwanzig Jahren floß in Strömen das Menſchenblut über tauſend Schlachtfelder — wo iſt das Glück, welches der Welt um dieſen theuern Preis erkauft wurde? — Ungeheure Heerſchaaren zogen von Abend gegen Morgen, von Morgen gegen Abend. Wer hätte zweifeln ſollen beim Anblick ſo großer Macht, ſo kluger Maasregeln, es könne

den Gebietern der Nationen mißlingen, was ſie beſchloſſen hatten? Und was iſt denn von ihren ungeheuern Entwürfen gelungen? Geſchah nicht immer, gegen alle Erwartung, oft das, was keiner bezweckt hatte? Die Fürſten, ihre Räthe, ihre Feldherren, ihre Völker dachten und thaten — Gott lenkete. Der Mächtigſte unter ihnen verrichtete nicht, was er wollte, ſondern was er mußte. Nie lauter, als in dieſen Zeiten, rief eine Stimme aus dem Getümmel der Weltſchickſale: Seid ſtille und erkennet, das ich Gott bin! Pſ. 46, 11.

Aber ſie ſind nicht ſtille, die menſchlichen Leidenſchaften; ſie toben fort und fort, und reißen das Edelſte und Beſte was unſre Hand im Frieden geſtiftet, oder unſre frommen, ſtarkmüthigen Väter gebaut hatten, mit ſich hinab in den Abgrund. Und der Wahnſinn der Menſchen erkennet nicht, daß es ein Höherer ſei, der da regiert und waltet; ſondern meinet, es ſei Zufall, blindes Glück, blindes Unglück, welches die guten und ſchlechten Looſe vertheile. Nein, ihr Wahnſinnigen, die ihr die Natur ſehet, und nicht begreifet, die ihr Chriſtum und die Apoſtel hattet, und nicht

weiſer wurdet, die ihr in Blut und Thränen gebadet worden ſeid, und von eurem Irrthum nicht rein gewaſchen wurdet, — nein, kein blinder Gott regiert und waltet über die Welt! Haltet euch nicht für weiſer, als der iſt, nach deſſen Geſetzen ſich Sterne und Sonnenſtäubchen bewegen; haltet euch nicht in euern Kreiſen für Götter, und alles andere für Spiel eines todten, bewußtloſen Ohngefährs. Eben dieſer Wahnſinn, und weil die ächte Lebensklugheit immer ſeltner, die ächte Weltweisheit immer unbekannter geworden iſt, hat euch ins Verderben gebracht; hat das Leben freudenarm, die Welt zum Schauplatz aller Greuel gemacht.

Wer die Begebenheiten unſrer Tage mit Unbefangenheit und Ruhe betrachtet hat, wie ſie oft ganz gegen der Menſchen Wünſche und Willen auf einander folgten: könnte faſt zum Glauben verleitet werden, jene Fürſten mit ihren Anſchlägen, jene Heerſchaaren mit ihren Waffen, jene Völker mit ihren Begierden wären nur willenloſe Weſen und Geſtalten, mit welchen Gottes Hand ſpielte. Wer aber die Urtheile der Menſchen über eben dieſe Geſchichten anhört, ſollte faßt glauben: es ſei keine Vorſehung, ſondern es regiere der Menſchen

Verſtand und Unverſtand die Schickſale des Jahrhunderts. — Wie viele ſind unter denen, welche urtheilen, die das ernſte Walten einer alles leitenden Vorſehung erkennen?

Und weil ſie das Walten Gottes nicht erkennen, wird ihnen der Zuſammenhang der Dinge finſter, und alles zum verworrenen Räthſel. Daher werden die Maasregeln, welche ſie ergreifen, zwecklos, ſich ſelbſt und mit dem Gang des Schickſals widerſprechend. Daher, und weil die Thoren meinen, ihr Wille ſei der weiſeſte und beſte, fangen ſie zuletzt an, ſelbſt das Daſeyn der Vorſehung zu bezweifeln, weil nichts nach ihrem Willen geſchieht.

Seid ſtille und erkennet, daß ich Gott bin! So ſpricht er aus den Weltſchickſalen. Was allſeitig und ohne Ausnahme ſeit vielen Jahren die Völker und Fürſten wünſchten, ward ſelten erfüllt. Immer war es anders. Die wenigſten begriffen es. Sie hielten es für Menſchenwerk, was Gottes Walten war. So verwandelte ſich vieles. Aber die thörichten Sterblichen wollten es nicht. Sie wähnten, es ſei kein Heil, kein Segen, als im Alten. Sie wollten die

alten Zeiten mit Gewalt zurück rufen und machten ſich elender, und das Neue immer neuer. Was Gottes Arm einmal gebrochen hat, ſollte nicht wieder aufgebaut werden. Die Fürſten und Völker rangen. Das Alte kam nicht wieder: aber das neue Gebäude ward wider aller Verlangen immer feſter und vollendeter. Umſonſt das Toben und Wüthen der Menſchen — es geſchah, was geſchehen ſollte, und nicht mehr und nicht weniger, alles hat ſeinen Gränzſtein. Keiner kann ihn überſchreiten. Den Gewaltigſten hemmt in ſeinem Lauf eine unſichtbare Hand.

Seid ſtille und erkennet, das ich Gott bin! — Erkennet des Herrn Willen. Ihr beſchwöret mit aller eurer Macht und Kunſt die Vergangenheit nicht, daß ſie zurückkomme zu euch aus ihrem Grabe. Aber das iſt die Weisheit, das Neue zu nehmen und zu benutzen, daß es der Freude, des Friedens, der Stärke, des Wohlſeyns mehr gewähre, als das Alte jemals zu gewähren vermochte. Thöricht ſind die, welche das Gute des heutigen Tages verſchmähen, in Hoffnung des Vielbeſſern, das nicht kommen könnte; aber noch thörichter die, welche das Heutige verachten, weil ſie wollen Ge-

ſtern müſſe wieder Morgen werden. Wenn ſtand der Strom der Zeiten ſtille, oder wenn ging jemals der Lauf der Welt zurück? — Alles eilt vorwärts. Nichts iſt immer das Gleiche. Dem Guten wird alles gut; der Weiſe weiß von Allem das Beſte zu nehmen.

Erkennet das Walten Gottes! Er hat das Hohe zerſchmettert, das Niedrige erhoben. Wer war ſo ſtark, als er; wer konnte ihn hindern zu thun nach ſeinem Rath? — Was vermochten die gewaltigſten Flotten der Meere? Er ſandte einen Windſtoß, der die Wellen bewegte und die Schiffe flogen zerſtreut von einander, und was keiner berechnet hatte, geſchah; was Menſchenſinn ausgeklügelt hatte, unterblieb. Was vermochten die furchtbarſten Kriegsheere? Er hauchte ſie an, und es war ein Hauch des Todes. Ihre Leichen und Waffen bedeckten die Felder; und was ſie verrichten ſollten, ward nicht verrichtet; der Schwache ward ſtark, und der Mächtige kraftlos. So wollte es der Herr. Was vermochte die Schlauheit der Rathſchläge, die Tapferkeit der Anführer? Eine Kleinigkeit vereitelte die Rieſenentwürfe; ein Staubkorn machte das groſe Uhrwerk ſtille ſtehen; in die Bahn der

tödlichen Kugel trat unwiſſend der tapferſte Held, und der dem Leben von tauſenden drohte, lag ſelbſt ohne Leben im Staube. Niemand iſt mächtig vor dem Herrn. Könige ſtürzten herab von uralten Thronen, und andere Geſchlechter empfingen den Zepter über die Nationen. Weiſe ſeufzten in Kerkern, und ihr Wort begeiſterte Millionen und verwandelte den Zuſtand ganzer Welttheile. Niemand weiß, wozu ihn Gott beſtimmt hat. Jeder iſt ein Werkzeug der Vorſehung. Dir gehört der gute Wille, o Menſch, bei deiner That; aber ihr Erfolg gehört Gott an. Vom Willen biſt du verantwortlich; die Folge iſt Sache der Weltregierung. — Seid ſtille, ſpricht der Herr, und erkennet, daß ich Gott bin!

Erkennet ihn, den Einzigen, den Allesleitenden, der über uns in majeſtätiſchem Dunkel wohnet; der den Flug der Sonnen und Monde und das leiſe Schweben des Schmetterlings ordnet; der die Thaten des Fürſten und des Bettlers mit gleichem Maasſtabe richtet; der Wohl und Wehe ganzer Welttheile und der kleinſten, vergeſſenſten Familie mit gleicher Weisheit beſtimmt; ohne deſſen Willen nichts geſchieht. Er hat die verurtheilte

Unſchuld gerettet, und den geheimen Verbrecher mit ſeinen Leiden an das Licht des Tages gezogen, daß alle vor ihm erſchrecken. Wenn der redliche Mann das Opfer der Verläumdung neidiſcher Seelen geworden; wenn er unter ſchändlichem Verdacht erlag, und er ſelbſt kein Mittel hatte, ſich zu rechtfertigen vor der Welt, weil aller Schein wider ihn ſprach; wenn dann ein unbemerkter Umſtand plötzlich zum Vortheil des Verläumdeten redete, ſeine Redlichkeit eben ſo ſehr, als die Boßheit ſeiner verächtlichen Gegner ins Licht ſetzte — in dieſem Umſtande, (ihr nennt ihn Zufall!) war Gottes Walten.

Wenn der glückliche Sünder lange unentdeckt ſeine Werke der Finſterniß trieb; wenn dieſer hier mit Wucher, Erbſchleicherei, Bedrückung der Wittwen, Ueberliſtung der Schwachen, Uebervortheilung der Gutmüthigen, Unterſchlagung fremder Gelder ſein Vermögen beſſerte, ſeinen Aufwand beſtreiten konnte; — wenn jener im Verborgenen Ränke ſchmiedete und den Ehrlichen verdächtigte, welchen er öffentlich ehrte; hinterrücks verrieth, den er ins Angeſicht lobte; abweſend anſchwärzte, den er anweſend umarmte; — eine Stunde, ein

Augenblick war genug, alles zu offenbaren, was Schändliches im Geheimen getrieben worden; ein Lichtſtrahl brach durch einen unbemerkten Spalt in das Laſtergewölbe hinab, und die ſchwarzen Verbrechen wurden hell — — hier war Gottes Walten! denn ſo iſt das heilige Geſetz des Weltganzen: Das Verdammenswerthe kann ſeiner Verdammung nie entfliehen. — Wenn die eckelhaften Folgen geheimer Wolluſt endlich den ehrbaren Heuchler vor aller Welt an den Pranger ſtellen, oder dem entnervten Siechling auf frühem Todtenbette den Lohn der Geilheit reichen; wenn ein unbeſonnen ausgeſtoßenes Wort, oder ein unverwiſchter Blutstropfen, oder das Plaudern eines Kindes, oder eine Hand voll friſcher Erde, oder ein treues Hausthier, oder ein Erblaſſen zur unrechten Zeit, nach Jahr und Tag, den Urheber eines Mordes, den heimlichen Giftmiſcher, den rachluſtigen Würger an die weltlichen Gerichte ausliefert — o nenn es nicht Zufall, es iſt Gottes Walten! — Jedem geheimen Sünder kömmt endlich ein Tag ſeines Gerichts; und wälzte er Berge über die Zeugen ſeines Vergehens, und hätten nur die Nacht und die ſtummen Mauern und Wälder ſeine Frevelthat geſehen —

die Berge verwehen wie Staub, und entblößen das Verborgene; die Steine der Mauern klagen ihn an; die Blätter des Waldes werden rauſchende Zeugen; der Blitzſtrahl fährt rächend vom blauen Himmel. Seid ſtille, ſpricht der Herr, und erkennet, daß ich Gott bin!

Erkenne das Walten Gottes. Er allein iſt der Herr, der den Gebeugten aufrichten, den Zerſchlagenen heilen, den Ohnmächtigen ſtärken, den Verzagenden tröſten, den Wehrloſen ſchützen kann. Es waltet kein Zufall im Himmel und keiner auf Erden; ſondern eine ſehende, weiſe, liebende Macht; ſie leitet alles hinaus, nicht auf die Straßen des Ohngefährs, ſondern nach den ewigen Geſetzen des Guten zum Guten. Laß immerhin die Menſchen mit ihren Leidenſchaften feindſelig wider einander fahren, laß immerhin durch Macht oder Witz eine Zeit lang den Irrthum ſtatt der Wahrheit glänzen; laß immerhin ſich die wilden Wünſche einer uneinigen, ſelbſtſüchtigen Menge ſich durchkreuzen: was zitterſt du denn, Kleinmüthiger? Gott waltet.

Gott waltet! darum muß endlich das Tiefverborgene offenbar, das Verbrechen verrathen werden, und was ſchlecht iſt verderben. Darum wird

nur beſtehen und ſiegen, was an ſich gut, gerecht und wahr iſt. Hat die Welt nicht ſchon oft erfahren, wie ganze Völker vom Schwindel der Mode und Sitte ergriffen, den Irrthum zur Wahrheit prägen wollten? aber ihr Bemühen war eitel. Haben nicht ſchon mehr denn einmal Tyrannen mit ſtolzer Willkühr vom Thron herab ihre Thorheit für Weisheit gegeben, die Wahrheit als ein Majeſtätsverbrechen verbannt, und mit ſchaamloſem Uebermuth alle Rechte der Menſchheit verhöhnt? Die Elenden! ihr Staub iſt in allen Winden verweht, ihr Geſchlecht iſt vertilgt, ihr Name nur lebt noch, um damit Abſcheulichkeiten zu bezeichnen. Iſt nicht oft ſchon von eigenſüchtigen oder wahnſinnigen Gewaltshabern verſucht worden, die Völker in Unwiſſenheit und Barbarei zurück zu drängen, damit ſie dieſelben deſto leichter in Sklavenfeſſeln behielten? Aber den Weltgebietern und ihren vermeſſenen Träumen begegnete zerſtörend Muth und Wort eines einzigen gotterleuchteten Weiſen — da zerflog vor dem Hauch aus deſſen Munde die ganze Macht der Weltgebieter, und die Menſchheit trat ins Licht, und die Thronen der Finſterlinge ſtürzten zuſammen. Ihre Donner, ihre Scheiterhaufen,

ihre Kerker, ihre Flüche waren vergebens. Darum ſeid ſtille, ſpricht der Herr, und erkennet, daß ich Gott bin!

Erkenne das Walten Gottes in allen deinen vernichteten Wünſchen; erkenne es, in allen deinen erfüllten Hoffnungen. Die Liebe war dort rege, wie hier, alles zu deinem Heil. Denn dies iſt das Ziel deiner Schöpfung. Selbſt da, wo dir das Herz am ſtärkſten blutet, da wo heilige Bande, Seelenbande zerriſſen werden, — etwa am Sterbebett eines Gatten, eines Vaters, einer Mutter, eines Kindes, einer Schweſter, eines Bruders — ach, wo du meinteſt, der Tod ſolches geliebten Weſens ſei unmöglich, Gott könne ihn nicht wollen, — wo du ſchluchzend in deiner einſamen Kammer die Hände zum Himmel empor ſtreckteſt und fragteſt: warum? o warum? — und du das Geliebteſte dennoch verlorſt, und damit das Beſte aus allen deinen Lebensfreuden — ja, ſelbſt da hat dein Gott gewaltet, dem Verſtorbenen zu Liebe, und — mag doch dein zärtliches, tiefverwundetes Herz bluten! — auch dir zur Liebe!

Der innere Werth und die herzliche Religioſität

der Menſchen wird bei weitem nicht ſo leicht aus ihren Anſichten der Vergangenheit und Gegenwart erkannt, als daraus, wie ſie die Zukunft betrachten. Man tröſtet ſich endlich wohl über das, was vorüber iſt, und gewöhnt ſich an das, was da iſt: aber nicht ſo gleichgültig oder gelaſſen richtet man immer den Blick auf das, was kommt. Jemehr der Menſch Urſach hat von der Zukunft zu befürchten, je geringer iſt der Werth ſeines Herzens, oder je dürftiger iſt ſeine Religioſität. Je fröhlicher und zuverſichtlicher der Menſch in die Tage hinausblickt, die noch nicht waren: deſto reiner iſt ſein Gemüth, deſto wahrer ſeine Religion.

Denn nur der ſchwache, ſinnliche, an dem Irdiſchen hangende Menſch; nur der Menſch, dem ſein Eſſen und Trinken, ſein Hausgeräth, ſein Geld, ſein Anſehn, ſein Stand das Wichtigſte iſt im Leben, muß vor der Zukunft am meiſten zittern, weil er Dinge zu ſeinem Heiligthume machte, die durchaus vergehen müſſen. Er muß zittern, trotz allem Vertrauen zu Gott; denn er weiß voraus, Gott läßt ihm den Sinnentand nicht. Es ſagt ihm ſein Gewiſſen, er hänge mehr am Staube, als am Ewigen und Göttlichen; mehr an dem

Schein der Welt, als an der Tugend, die über das Irdiſche erhebt.

Hingegen der wahrhaft gottergebene Chriſt ſieht fröhlich in die kommende Zeit hin. Sie hat ihn für keine geheimen Sünden zu züchtigen; er iſt ſchuldlos, wenn gleich nicht fehlerrein. Was er unrechtes beging, ſucht' er auf der Stelle zu verbeſſern. Er that, was der Menſch vermag; was der Nachfolger Jeſu ſoll. Er ſieht fröhlichen Muthes in die Zukunft. Und was auch Gott verhängt haben mag, Krieg oder Frieden, Wohlſtand oder Armuth, Freuden im Umgang mit Geliebten oder Tod derſelben, Ruhe oder Sturm — Gott waltet! Und wenn er ſchon die ſchwarze Wetterwolke gegen ſich anziehen ſieht; es ſpricht der Herr: ſeid ſtille und erkennet, daß ich Gott bin!

Warum ſollt' ich mich denn fürchten? Du biſt es ja, mein Gott, mein Vater, der die ſchwarze Wetterwolke des Schickſals daher ſendet. Kann ſie mir denn ohne deinen Willen ſchaden? Und kannſt du mich elend machen wollen, mich, dein Kind, das du zur Seligkeit geſchaffen und erkoren haſt? mich, dein wehrloſes Kind, o du Allmächtiger, das

von dir Alles hat? — Nein, ich bin beruhiget. Da ich mein eigenes Sterben nicht mehr fürchte, denn es iſt ja Auflöſung der irdiſchen Bande, Freiheit der unſterblichen Seele, ihre Vereinigung mit Dir — was könnt' ich denn wohl fürchten? Gieb mir, nimm mir; erhebe oder erniedrige mich; — laß mich die Freude meiner Freunde oder das Opfer meiner Feinde werden — ich empfange jedes Schickſal mit Dank. Denn Du biſt mein Vater; deine Liebe iſt mein Gut; die Tugend mein Schutz, alles andre iſt Staub und gehöret einem Grabe an.

Ich bin ſtill — ſtill und vertrauend, — vertrauend und freudig, denn ich erkenne, daß Du Gott biſt — mein Gott — ewig! Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Zweiundvierzigſter Sonntag, am 17 Oktober 1813.

Ich will des Nächſten, wie ich muß,
Gott auch im Reden ſchonen,
Nie ſein Vertrauen mit Verdruß,
Durch loſen Mund belohnen.
Verbergen will ich das mit Fleiß,
Was er und ich allein nur weiß.

Was höh're Pflicht mir nicht verbeut
Will ich getreu bewahren.
Wer gibt mir, fremde Heimlichkeit,
Das Recht zu offenbaren?
Und brächt' es mir Gewinn und Ruhm,
Geheimniß bleibt ein Heiligthum.

Wieviel kann Unbeſonnenheit
Mit Worten Böſes ſtiften;
Wie leicht die Plauderhaftigkeit
Ein Lebensglück vergiften.
Wohl reden mögen iſt oft Kunſt;
Doch Schweigen bringt auch öfters Gunſt.

Die Geſchwätzigkeit.

Markus 7, 36.

Gern ſuchte Jeſus Chriſtus, während er auf Erden als Menſch wandelte, alles Aufſehen zu meiden, welches ſeine Lehren, noch mehr ſeine wundervollen Handlungen erregen konnten. Er that dies, nicht ſowohl um ſich und ſeine Thaten gänzlich der Welt zu verbergen, oder aus Furcht vor den Menſchen, ſondern aus jener liebenswürdigen Beſcheidenheit, welche immerdar die Begleiterinn der ächten Tugend zu ſeyn pflegt. Er erröthete gleichſam vor ſeiner eigenen Herrlichkeit. Er hatte Mißfallen an der Bewunderung, welche ihm der große Haufen zollte; denn nicht er forderte die Ehre, ſondern, oft erklärte er, ſeinem göttlichen Vater gebühre ſie, von dem allein alle gute und göttliche Gaben ſtammen. Womit kann denn auch der Menſch prangen, das er ſich ſelbſt erworben hätte, und nicht von der Hand des Schöpfers an ſich trüge! — Mit dieſer zarten Beſcheidenheit, welche dem Weiſen ſowohl anſteht, verband Jeſus zugleich eine aufrichtige Klugheit. Er wollte Aufſehen und Geräuſch zur Unzeit ver-

meiden und den Grund ſeines Erlöſungswerkes im Stillen legen, damit die Feinde deſſelben nicht allzufrüh darauf aufmerkſam würden und Hinderniſſe machten. Darum, wenn das Volk, entzückt durch ſeine Reden und Thaten, ihn mit Ungeſtüm pries, mit Begeiſterung erheben wollte, entwich er in unbekannte Einſamkeiten. Darum, wenn er wunderbar Kranke heilete, verbot er den Leuten, ſie ſollten es niemand ſagen. Jemehr er aber verbot, ſo erzählt der Lebensbeſchreiber Jeſu, Markus 7, 36. jemehr ſie es ausbreiteten. Und ſo ſollte auch Chriſtus den Schmerz erfahren, — er, dem keine Art des Schmerzes fremd bleiben durfte! — daß Freunde durch die Unbeſonnenheit ihrer Reden, durch die Unzeitigkeit ihres Eifers uns oft nachtheiliger werden können, als die ärgſten Feinde.

Gewöhnliche Menſchen pflegen zu glauben, daß wenn man nicht abſichtlich lüge oder verleumde, fluche, ſchwöre, läſtre, verrathe, ſpotte, man es mit den Reden im gemeinen Leben nicht allzugenau nehmen müſſe. Wer kann auch, heißt es dann, jedes Wörtlein auf die Goldwage legen? — Man ſpricht gar vieles in den Wind. Freundliche Ge-

ſprächigkeit iſt doch die wahre Würze des geſellſchaftlichen Lebens. Der Trieb der Geſelligkeit iſt einer der alleredelſten in der menſchlichen Natur. Man muß ſich da gegenſeitig mittheilen, ſo gut man kann; ſo gut man's verſteht; und ſich nicht allzuängſtlich über jede Rede Bedenklichkeiten machen. Wer dies thut, fährt beſſer, er bleibt ganz ſtumm, und aus der Geſellſchaft der Menſchen hinweg. Man muß doch, wenn man ſpricht, auch wohl andern Verſtand genug zutrauen, daß ſie beurtheilen, was wir im Scherz oder Ernſt, was wir als Geheimniß im Vertrauen, oder als gleichgültige Sache für jedermann ſagen.

So ohngefähr pflegt man ſeine eigne Unbehutſamkeit im Reden zu rechtfertigen oder zu entſchuldigen. Es ſind dies Grundſätze von derjenigen Art, mit welcher man endlich alle Schändlichkeiten beſchönigen kann.

Das Wort des Menſchen iſt ſeine That. Das Werk der Hand oder des Fußes iſt ſelten von der Wichtigkeit, als das Werk der Zunge. Mit dieſer enthüllen wir den Zuſtand unſers Gemüthes; durch ſie ſetzen wir unſern Geiſt am ſchnellſten und häufigſten in Verbindung und Verſtändniß mit allen

übrigen Geiſtern. Der müßte ein beinah wunderthätiger Heuchler ſeyn, welcher bei einem böſen Herzen ſeine innere wahre Geſtalt nicht endlich mit irgend einem Worte offenbarte. Durch das Wort verbinden und entzweien wir die Welt; verwunden oder heilen wir die Herzen; belehren oder verführen wir die Ungewiſſen; adeln oder entadeln wir die Geiſter. — Darum iſt das Wort nicht nur dem Chriſten, ſondern ſelbſt jedem verſtändigen Menſchen wichtig, von welcher Religion er auch ſeyn möge. Es iſt durchaus nicht gleichgültig, w i e man ſpricht, und w a s man ſpricht. Der Trieb zur Geſelligkeit iſt freilich vorhanden; er entſchuldigt aber keineswegs den Mißbrauch der Zunge, ſondern legt uns vielmehr Pflichten auf, das Glück der Geſellſchaft nicht auf eine unvorſichtige Weiſe durch beleidigende Aeußerungen zu ſtören. Darum warnt die heilige Schrift kaum vor einer Sünde ſo ſehr und ſo häufig, als vor dem Mißbrauch der Zunge. Laſſet, ruft ſie: kein faul Geſchwätz aus eurem Munde gehen; ſondern was nützlich zur Beſſerung iſt, das es Noth thut, daß es holdſelig ſei zu hören. Epheſ. 4, 29. Wir fehlen alle mannigfaltig, wer aber auch in keinem

Wort fehlet, nur der iſt ein vollkommner Mann, und kann auch den ganzen Leib in Zaum halten. Die Zunge iſt ein kleines Glied, und richtet groſſe Dinge an. Siehe, ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet es an! Und die Zunge iſt auch ein Feuer; eine Welt voll Ungerechtigkeit. Durch ſie loben wir Gott den Vater, und durch ſie fluchen wir den Menſchen, nach dem Bilde Gottes gemacht. Aus einem Munde gehet Loben und Fluchen. Es ſoll nicht, lieben Brüder, alſo ſeyn. Quillet auch ein Brunnen aus einem Loch ſüß und bitter? Jakobi 3, 2. 5. 6. 9. 10. 11.

So ſpricht die heilige Schrift.

Es iſt allemal ein Zeichen übler Beurtheilungskraft, ſchwachen Verſtandes oder aber allzumangelhafter Selbſtbeherrſchung, wenn ein Menſch ſeiner eignen Zunge nicht Meiſter iſt. Wer kann ohne volle Selbſtbeherrſchung Anſpruch auf den Namen eines Weiſen, das heiſſt, eines ächten Nachfolgers und Nachahmers Jeſu, machen?

Der Fehler, in Geſprächen mehr zu ſagen und zu entdecken, als man ſoll und ſogar ſelbſt will, iſt ſehr häufig. Es gibt wohl nur wenig Menſchen, welche nicht ſchon in denſelben verfallen ſind,

und entweder damit Andern vielen Verdruß, oder ſich ſelbſt ſehr groſſe Unannehmlichkeiten verurſacht haben. Auch iſt es ſchwer, ſich denſelben abzugewöhnen, weil dazu nicht nur die ſtrengſte, anhaltendſte Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, ſondern oft auch ein Kampf gegen ſein eigenes Temperament erfordert wird. — Es giebt Menſchen von der beſten Gemüthsart; es geht kein unanſtändiges Wort, kein Fluch, kein eckelhafter Schimpfname, keine Verleumdung über ihre Lippen; — dennoch ſind ſie nicht fähig, irgend ein Geheimniß zu bewahren und in Dingen verſchwiegen zu ſeyn, die beſſer ſind, verſchwiegen zu bleiben. Sie gehören zu denjenigen, von welchen Markus ſagt: jemehr es ihnen Chriſtus verbot, jemehr breiteten ſie es aus. Eben dieſe Menſchen pflegen oft eben ſo ſchnell ihre Unvorſichtigkeit zu bereuen, ihre Uebereilung zu verwünſchen, — aber zu ſpät. Sie wiſſen es, daß ſie durch ihre unbedachtſamen Aeußerungen ſchon den beſten Freunden vielmals Schaden gethan und ſich ſelbſt in die unangenehmſten Verlegenheiten geſtürzt haben. Sie wiſſen es, daß Neugierige oder boßhafte Schlauköpfe, oder heimtückiſche, ſchadenfrohe Leute, mehr als einmal

ſchon ihre Offenherzigkeit übel benutzten, ſchlimmen Gebrauch von ihrer Redſeligkeit machten, und dennoch verfallen ſie immer wieder in den ſchon ſo oft und ſo bitter bereuten Fehler. — Er heißt Geſchwätzigkeit.

Je nach den verſchiedenen Denkarten und Stellungen der Menſchen, nimmt dieſe Untugend auch ihre verſchiedenen Geſtalten an. Oft iſt ſie nicht eigentlich ſchädlich und ſündlich, ſondern nur ein Verſtoß gegen die gute Lebensart, gegen die Pflichten, welche wir den geſellſchaftlichen Verhältniſſen ſchuldig ſind. Sie iſt mehr läſtig, beſchwerlich oder lächerlich, als ſtrafbar.

Viele Schwätzer ſind zwar behutſam genug, nichts von dem zu verrathen, was für ſie und Andere beſſer iſt, daß es verheelt bleibe; aber doch überlaſſen ſie ſich allzugern einer unerträglichen Plauderei, indem ſie durch Mittheilung ihrer Gedanken in Worten kein Maas zu halten wiſſen. Sie wiederholen ſich; drücken ſich immer durch einen Schwall nichtsſagender Reden aus; betäuben damit das Ohr derer, die gefällig genug ſind, ihnen zuzuhören, und erregen durch ihre Weitſchweifigkeit entweder Langeweile oder Verſpottung.

Dieſe Plauderſucht iſt oft nur eine ungeregelte Geſelligkeitsluſt; ein kindiſches, abſichtloſes Geſchäftigſeyn.

Der Fehler ſteigt, ſobald ſich damit andere Untugenden verbinden, wie nur zu oft der Fall iſt, beſonders Eitelkeit und Stolz. Dann wird der Schwätzer anmaſend. Er will das Wort in den Geſellſchaften führen. Er will gehört ſeyn. Er will belehren, um Bewunderung zu erndten. Er breitet ſich mit ermüdender Weitläufigkeit über ſeinen Gegenſtand aus, und will auch da Kenntniſſe mittheilen, wo es niemand begehrt; oder er weiß anmuthige Fröhlichkeit genug in ſeine Plaudereien zu bringen, aber ſelten zur gehörigen Zeit das Ende derſelben zu finden. Er iſt zu eitel, um Andere neben ſich glänzen zu laſſen, und zu unbeſcheiden, um ſich nicht lieber ſelbſt, als Andere zu hören.

Dergleichen Perſonen ſind im geſellſchaftlichen Umgange häufig genug; und ſo achtungswürdig ſie in vielen Rückſichten ſeyn können, verdunkeln ſie durch beläſtigende Wortfertigkeit doch ihren eigenen Werth. Sie können nicht verhüten, daß man ihre Thorheit nicht lächerlich finde; und eine Lächer-

lichkeit ſolcher Art iſt oft ſchädlicher in der bürgerlichen Welt und unter den Menſchen, wie ſie nun einmal ſind, als ſelbſt zuweilen ein grober Fehler iſt.

Wenn aber die Plauderhaftigkeit zur wirklichen Sucht und Leidenſchaft wird; wenn der Menſch, was er kennt und weis, ſogleich mit geſchäftiger Zunge zu verbreiten ſich gezwungen fühlt; wenn das Geheimniß, das im Vertrauen zu ihm geſprochene Wort, ihn gleichſam brennt und quält, bis er's irgend einem Andern, aber unter dem Siegel einer Verſchwiegenheit, die er ſelbſt bricht, umſtändlich mittheilt — dann iſts nicht mehr Thorheit, die den Spott, nicht mehr Fehler, der den Tadel, ſondern Laſter, das den gerechten Abſcheu nach ſich zieht. Denn dieſer Schwätzer iſt nicht bloß kindiſcher Plauderer oder rechthaberiſcher Gernredner: ſondern willen- oder verſtandesloſer Sklave ſeiner Begierden, alles was er hört und ſieht, weiter zu verbreiten, und das Verbotene am liebſten. Er iſt jeden Augenblick fähig, und ſollte es auch das ſchmähligſte Verderben bringen, das heiligſte Geheimniß vor fremden Augen zu entblößen, den theuerſten Buſenfreund zu verrathen; durch Zwiſchentragerei die innigſten Familien zu trennen;

durch Ohrenbläſerei und Klätſcherei die unſchuldig-ſten Menſchen ins Gerede zu bringen.

Was unſer Nächſter geheim halten will, dazu haben wir kein Recht. Es gehört ihm, ſo gut, wie jedes andere Eigenthum. Erfahren wir einen geheimen Umſtand zufällig, ohne Abſicht und Willen deſſen, der die Sache nicht laut werden laſſen will, iſt auch unſere Pflicht, das tiefſte Schweigen zu behaupten. Jemandes Geheimniß, wider deſſen Willen, an die Welt ausliefern, heißt jemanden ſein Eigenthum ſtehlen. Eben ſo wenig wir Recht haben, ein uns in Verwahrung gegebenes Gut zu verſchenken oder zu verkaufen, dürfen wir auch kein anvertrautes Geheimniß weiter geben, es ſei denn, daß das, was wir verſchweigen ſollen, zum Unglück Anderer gereichen würde. Auch Diebesgut darf ja Niemand verheelen oder ſtill ſeyn, wenn es in des Nachbars Hauſe brennt.

Zuweilen iſt die Geſchwätzigkeit noch keine wirkliche Leidenſchaft, und doch bringt ſie alle gefährliche Wirkungen einer Leidenſchaft hervor. Dies iſt allemal der Fall, wenn irgend eine andre Leidenſchaft, eine offene oder geheime, vorangeht, welche Verſtand und Vernunft betäubt und

zur unbeſonnenen Plauderei reitzt. Wir wiſſen, daß jeder ſchon in dem Augenblicke geſprächiger wird, da ſeine Empfindungen lebhafter werden. In dem Maaße, wie die Gewalt des Gefühls zunimmt, nimmt die Richtigkeit der Urtheilskraft ab. Darum werden ſonſt verſchwiegene Menſchen ſchon geſchwätziger, wenn ſie nur durch ſtarke Getränke ihre Nerven mehr, als gewöhnlich, gereitzt haben. Darum iſt es ſprichwörtliche Redensart geworden, daß Berauſchte offenherzig ſeien. Darum macht eine große Freude, wie ein heftiger Zorn beredt und zum Verräther der innerſten Gedanken, die Freude aus Liebe, der Zorn aus Haß.

Alle allzulebhafte Gefühle ſind ein Seelenrauſch und verwirren das Urtheil in uns. Alle Leidenſchaften wenn ſie durch einen Anlaß heftiger gereitzt werden, erzeugen Heftigkeit in den Empfindungen. Der kälteſte Böſewicht hört auf gelaſſen zu ſeyn und wird geſchwätzig, ſobald ſeine ſchwache Seite (das iſt, die Grundleidenſchaft, welche ihn bewegt, und die er klug genug zu verbergen ſucht) angegriffen iſt; eben ſo der trägſte und wortarmſte Menſch.

Perſonen von ohnehin lebhaftem Temperament und reitzbarem Nervenbau bedürfen, um in Gäh-

rung zu gerathen, ohnehin keiner außerordentlich mächtigen Leidenſchaft, ſchnell alle Ueberlegung und Behutſamkeit zu verlieren. Eine geringe Schmeichelei, unter der ihre Eitelkeit erwacht, macht ſie plauderhaft, zutraulich und offener, als ſie ſeyn ſollen; ein unſchuldiges Wort, das ihr argwöhniſches Weſen reizt, macht ſie gehäſſig, bitter, redſelig, eine verſäumte Aufmerkſamkeit gegen ihren Stolz, ein Zweifel an ihren Vollkommenheiten macht ſie bis zur Unerträglichkeit geſchwätzig.

Zuweilen kann eine allzugroße Gutmüthigkeit, welche die Menſchen beſſer nimmt, als ſie in der That ſind, verbunden mit einer lebhaften Neigung zur Geſelligkeit und Unterhaltung, in den Fehler unbedachtſamer Geſchwätzigkeit verleiten. Jene Gutmüthigkeit, manchmal an kindliche Unerfahrenheit grenzend, iſt oft bei den beſten, weiſeſten, einſichtsvollſten Menſchen einheimiſch; iſt eine wunderbare Selbſttäuſchung, indem ſie jeden für ſo gut und rein halten, als ſie ſelbſt ſind; iſt eine liebenswürdige Schwachheit der Urtheilskraft, nicht aber des Herzens, die darum zum Fehler wird, weil ſie alle Früchte des Fehlers trägt. Unter durchaus edlen und reinen Menſchen wird dieſer Fehler, kein Fehler, ſondern Natürlichkeit eines tugendhaften Gemüths. Unter mehr oder weniger Verdorbenen mangelt ihnen zur evangeliſchen Taubeneinfalt die Klugheit der Schlangen. Die Unbeſonnenheit gutherziger Menſchen kann wohl tadelhaft, nie häßlich und entehrend ſeyn.

O mein Gott, indem ich mir in dieſem Augenblick die Urſache und Folgen eines Fehlers deutlich zu machen ſuche, in welchem auch ich wohl, oft in den heiterſten Stunden meines Lebens, verfiel — wie kann ich ihm entrinnen? O gib du mir Kraft und Weisheit, daß ich das vermeide, was mir ſelbſt und meinem Nächſten ſoviel Uebels ſtiften muß. — Ja, auch ich habe die Unbedachtſamkeit meiner Worte ſchon mehr als einmal Urſach gehabt zu bereuen; ich habe mir vielleicht dadurch in der Achtung bei Andern ſchon mehr geſchadet, als ich ſelbſt glaub' und weiß. Sollte ich nicht allen Ernſt anwenden, mich von dieſer ſo gefährlichen Untugend ganz frei zu machen?

Und ich kann es — ja, ich hoffe, ich werd' es, wenn ich mir nur durch gehörige Aufmerkſamkeit den Weg zur Herrſchaft über mich ſelbſt immer beſſer bahne. Ich will mich nie von der Lebhaftigkeit meiner Gefühle allzumächtig dahin reißen laſſen, weder den unangenehmen Empfindungen, noch den fröhlichen zu viel Meiſterſchaft über mich einräumen. Denn wo ſie einmal herrſchen, da flieht die Ueberlegtheit, und das Wort wird am fremden Glück und am eignen Herzen zum Verräther.

Beſonders will ich mir zum unverbrüchlichen Gehorſam drei Lebensregeln aufſtellen. Dieſe werden mich vor jedem unangenehmen Rückfalle in den verächtlichen Fehler bewahren.

Es ſoll mir zum Geſetz werden, daß ich ſowohl unter einzelnen vertrauten Freunden, als noch vielmehr in größerer Geſellſchaft oder unter mir weniger bekannten Perſonen, lieber ein beſcheidenes Schweigen beobachte, denn durch Reden zu glänzen ſuche. Wir haben, ſagte ſinnbildlich ein alter Weiſer, zwei Ohren zum hören, aber nur einen Mund um zu reden. So will auch ich lieber hören und mich unterrichten laſſen, als durch Unbehutſamkeit läſtig oder gar ſchädlich werden.

Es ſoll mir zum Geſetz werden, daß, wenn ich ſprechen muß, ich zwar alles das denke und glaube, was ich ſage, aber nicht alles ſage, was ich in mir denk' und glaube. Denn wahrlich niemand begehrt von uns alles was wir denken und wiſſen zu erfahren; und es iſt wohl nur die thörigſte Eitelkeit, ſich einzubilden, es müſſe Andern alles das wichtig ſeyn, was für uns einige Wichtigkeit hat. Eben ſo wenig wird man immer aufgefordert, ſeine Meinung über andere Perſonen und deren Angelegenheiten zu äußern. Und wenn ich auch aufgefordert würde, bin ich darum immer verpflichtet, ſogleich mein Urtheil zu fällen? Geb' ich nicht jederzeit eine Schwäche meines Verſtandes oder meines Herzens blos, wenn ich über Andere abſpreche, ohne ihr Innerſtes und die Beweggründe ihres Betragens zu kennen? Und bin ich nicht aufgefordert, nicht zur

Mittheilung deſſen verpflichtet, was ich von mir und Andern weis, um wieviel frecher iſt dann der unberufene Plauderer! Das fordert die Offenherzigkeit, die Gerechtigkeit, die Wahrheitsliebe, daß ich alles, was ich ſage, auch denke und glaube. Aber dagegen fordert die Beſcheidenheit, die Klugheit, die Schonung, daß ich nicht alles ſage, was ich denke und weis.

Es ſoll mir endlich zum Geſetz werden, daß ich ſchweige, ſobald ich wahrnehme, es übermanne mich die Lebhaftigkeit meiner Gefühle. — In Unmuth oder Vergnügen kann ich leicht durch ein unüberlegtes Wort zuviel thun. Ich habe es oft erfahren. Eine unbeſonnene Zutraulichkeit hat nicht ſelten das bitterſte Unglück herbeigeführt. Ich bin nicht immer Herr über meine Gefühle. Sie können rege werden; ſie mögen es ſeyn. Aber in der Lebhaftigkeit derſelben will ich mir jede entſcheidende Handlung, jedes entſcheidende Wort unterſagen. Nur ſo bleib ich Herr meiner ſelbſt und jedes Geheimniſſes, das ich mir ſelbſt dazu mache, oder welches meiner Treue und Verſchwiegenheit anvertraut ward. Ach Gott, gib mir Kraft! Ernſt iſt mein Wille, meine Sehnſucht, immer beſſer und wohlgefälliger vor dir nach dem Beiſpiele meines Jeſu zu wandeln — aber wer ſichert mich gegen meine eigenen Schwächen? Du kannſt es durch die Macht deines heiligen Geiſtes. O ſteh mir bei in den Augenblicken der Prüfung. Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Dreiundvierzigſter Sonntag, am 24 Oktober 1813.

Der Hang zum Böſen wohnt in mir;
Auch wenn ich ſchon, mein Gott, vor dir
Geheiligt bin, verſucht er mich
Zu Sünden doch; und ſtärket ſich
Durch Leidenſchaft und Sinnlichkeit,
Zu thun, was dein Geſetz verbeut.

Wie nah iſt jeder ſeinem Fall,
Wenn er verſuchet überall
Von innen durch ſein eignes Herz,
Durch Luſt, Gewinn und Furcht und Schmerz,
Nun kämpfen ſoll! wie leicht, wie leicht
Verliert er alle Kraft und weicht!

Ich fühle meine Schwäch', o Gott!
Mich ſchrecken leicht Gefahr und Spott;
Zerſtreuung und Vermeſſenheit
Des Beiſpiels Reiz, die Weichlichkeit,
Empfänglichkeit für Luſt und Schmerz:
Wie leicht verderben die das Herz!

Die Naturen im Menſchen.

Erſte Betrachtung.

Röm. 7, 15.

Schon oft hatt' ich mir feſt vorgenommen, nie wieder in meinen alten Fehler zu verfallen. Ich ließ es nicht an Aufmerkſamkeit auf mich ſelbſt, nicht an Eifer fehlen. Allein nach und nach erſchlaffte dieſer, verlor ſich jener. Ich glaubte ſchon Sieger zu ſeyn; und ſtark genug, jeder Anfechtung zu widerſtehen. Darum ward ich ſorgloſer. Siehe, und die Sünde bezwang mich von neuem. — Ja es iſt geſchehen, daß ich von meinem Fehler überwältiget ward, wenn ich am allerentſchloſſenſten war, ihn in mir gänzlich zu vertilgen.

Wie ſchwach iſt doch der Menſch! wie geht es zu, daß ich zuweilen, als wär' ich berauſcht, als wüßte ich nicht, was ich thäte, gegen meine vollkommenſten Ueberzeugungen handle? Wie kömmt es, daß in mir zu gleicher Zeit der edelſte Wille und die ſchlechteſten Handlungen ſeyn können? O wie wahr, wie tief hat Paulus, der fromme

Weiſe, aus meinem Herzen geſprochen, als er zu den Römern ſagte: „Ich weiß nicht, was ich thue; denn ich thue nicht, das ich will, ſondern was ich haſſe, das thue ich.“ Röm. 7, 15.

Woher dieſer Widerſpruch? wohnen denn zwei Seelen in mir? Oder begeiſtern und beherrſchen mich abwechſelnd bald ein guter, bald ein böſer Engel? Oder bin ich nur ein willenloſes Werkzeug, das aus ſich ſelbſt gar nichts kann, ſondern von andern äußern Umſtänden hin und her getrieben wird, wie ein Schiff ohne Ruder und Steuer auf dem Waſſer von der Gewalt der Winde? — Wie? wär' ich zuletzt ein Weſen ohne allen freien Willen?

Ohne freien Willen? — Aber wie könnte der Menſch auch nur zur Vorſtellung von einem freien Willen kommen, wenn er nie einen ſolchen gehabt hätte? Oder wozu nützte ihm das beſtimmte Bewußtſeyn von ſeiner Willkühr, wenn er keine Willkühr hätte? Ich weiß aber, daß es in tauſend Dingen allein von mir abhängt, was ich wählen will. Ich begehre, ich verabſcheue; ich ziehe vor, ich ſetze zurück; ich prüfe, ich entſchließe mich —

Die Naturen im Menſchen.

Erſte Betrachtung.

Röm. 7, 15.

Schon oft hatt' ich mir feſt vorgenommen, nie wieder in meinen alten Fehler zu verfallen. Ich ließ es nicht an Aufmerkſamkeit auf mich ſelbſt, nicht an Eifer fehlen. Allein nach und nach erſchlaffte dieſer, verlor ſich jener. Ich glaubte ſchon Sieger zu ſeyn; und ſtark genug, jeder Anfechtung zu widerſtehen. Darum ward ich ſorgloſer. Siehe, und die Sünde bezwang mich von neuem. — Ja es iſt geſchehen, daß ich von meinem Fehler überwältiget ward, wenn ich am allerentſchloſſenſten war, ihn in mir gänzlich zu vertilgen.

Wie ſchwach iſt doch der Menſch! wie geht es zu, daß ich zuweilen, als wär' ich berauſcht, als wüßte ich nicht, was ich thäte, gegen meine vollkommenſten Ueberzeugungen handle? Wie kömmt es, daß in mir zu gleicher Zeit der edelſte Wille und die ſchlechteſten Handlungen ſeyn können? O wie wahr, wie tief hat Paulus, der fromme

Weiſe, aus meinem Herzen geſprochen, als er zu den Römern ſagte: „Ich weiß nicht, was ich thue; denn ich thue nicht, das ich will, ſondern was ich haſſe, das thue ich.“ Röm. 7, 15.

Woher dieſer Widerſpruch? wohnen denn zwei Seelen in mir? Oder begeiſtern und beherrſchen mich abwechſelnd bald ein guter, bald ein böſer Engel? Oder bin ich nur ein willenloſes Werkzeug, das aus ſich ſelbſt gar nichts kann, ſondern von andern äußern Umſtänden hin und her getrieben wird, wie ein Schiff ohne Ruder und Steuer auf dem Waſſer von der Gewalt der Winde? — Wie? wär' ich zuletzt ein Weſen ohne allen freien Willen?

Ohne freien Willen? — Aber wie könnte der Menſch auch nur zur Vorſtellung von einem freien Willen kommen, wenn er nie einen ſolchen gehabt hätte? Oder wozu nützte ihm das beſtimmte Bewußtſeyn von ſeiner Willkühr, wenn er keine Willkühr hätte? Ich weiß aber, daß es in tauſend Dingen allein von mir abhängt, was ich wählen will. Ich begehre, ich verabſcheue; ich ziehe vor, ich ſetze zurück; ich prüfe, ich entſchließe mich —

ich fühle die Freiheit meines Willens. Denn ich kann, aus Ueberzeugung vom Nützlichen, oft ſelbſt das wählen, was mir an ſich ſelbſt ſehr unangenehm iſt.

Dieſer Gegenſtand hat ſchon ſeit uralten Zeiten die Aufmerkſamkeit der weiſeſten Menſchen erregt. Er iſt wohl auch meiner würdig. Solche Betrachtung kann für mich ungemein lehrreich werden und für meine ganze innere Glückſeligkeit und Ruhe wichtig ſeyn. Denn ich bemerke faſt täglich, welchen großen Einfluß der Zuſtand meines Körpers auf den Zuſtand meines Geiſtes hat; wie abhängig meine Seele vom Leibe iſt. Wie weit geht denn dieſe Abhängigkeit? Soll und muß das ſo ſeyn? Warum muß es ſeyn?

Alle dieſe Fragen, welche ich mir aufwerfe, machen mich nach einer befriedigenden Antwort begierig. Die Auflöſung dieſer Räthſel wären ein wichtiger Beitrag zu meiner Selbſtkenntniß. Aber wie gelang ich zu einem Licht, welches die finſtern Geheimniſſe meiner eignen Natur aufklärt?

Meiner Natur? Muß ich nicht glauben, der Menſch beſtehe aus mehr, denn einer Natur?

Er iſt offenbar aus einer geiſtigen und aus einem irdiſchen Weſen zuſammengeſetzt; es iſt etwas Verwesliches und etwas Unverwesliches in ihm.

Der menſchliche Leib beſteht zu allererſt aus vollkommen irdiſchen, groben Stoffen. Dieſe Stoffe wachſen ihm zu, theils aus der Nahrung, welche er genießt, theils aus der Luft, welche er mit der Lunge einathmet, oder durch die Oberfläche ſeiner Haut einzieht. Die Luft iſt der große, unerſchöpfliche Behälter von allen denjenigen feinen Stoffen, aus welchen Steine, Pflanzen und Thiere entſtehen. Wir wiſſen, daß ſich in feurigen Lufterſcheinungen nicht ſelten Steine bilden, die vom Himmel herabfallen. Eben ſo wiſſen wir, daß verſchiedene Zwiebelgewächſe frei in der Luft hängen können, und vermöge der Nahrung, welche ſie einſaugen, dennoch grünen und wachſen. Das Waſſer ſelbſt, die Hauptnahrung der meiſten Kräuter und Gewächſe, iſt nur eine ſehr verdickte Luft. Durch Wärme verdünſtet, wird es wieder zur Luft. Als Regen, Thau und feuchter Nebel ſinkt es wieder vom Himmel zur Erde nieder.

Wie der Körper der Pflanzen und Thiere wird auch der menſchliche Leib wieder Erde. Darum

wird er mit Recht irdiſch geheißen; und alles was an ihm irdiſch iſt, das ſteht unter den Geſetzen des Irdiſchen. Er iſt ſchwer, er iſt durchdringlich, er iſt zerſtörbar, wie jeder andere Körper. Gegen dieſe Geſetze, welchen die Theile des menſchlichen Körpers ſo gut unterworfen ſind, als der allerſchlechteſte Stein, vermag der menſchliche Geiſt durchaus nichts. Er muß ſie ehren, und der Gewalt derſelben kann er ſeinen Körper nicht entziehen. Die Geſetze der Natur ſind Gottes Anordnungen in der Weltſchöpfung, wodurch alles in Regſamkeit, Leben und Gleichgewicht erhalten wird. Ein Körper durchdringt den andern, vermiſcht ſich mit ihm und bildet etwas Neues. Daher die Mannigfaltigkeit in dem todten Reiche der Natur.

Aber durch dies todte Reich hat der allmächtige Herr des Lebens das Leben verbreitet; eine wunderbare Kraft. Dieſe dringet in den Staub; verbindet von irdiſchen Stoffen das mit ſich, was ihr entſpricht, und bildes daraus neue Geſtalten, die vorher nicht waren. So entſtehen die Geſtalten der Pflanzen und Thiere. So lange ihnen das Leben beiwohnt wachſen ſie, vermehren ſie ſich,

pflanzen ſie ſich fort. Aber jedes in ſeiner Art, und nach ganz beſondern Geſetzen, welche der Schöpfer gab. Weicht das Leben von der Pflanze und dem Thier: ſo werden Pflanz' und Thier wieder was ſie vorher geweſen ſind, eh' ſich das Leben mit ihnen verband — ein Haufen Erd' und Staub, der da verwittert, zerfällt und verſchwindet.

Der irdiſche Menſch iſt anfangs nichts, als ein Pünktchen Staub mit einem Lebensfunken vereint. So lange aber das Stäubchen dieſen Funken umgiebt, wächſt es zu. Das Lebendige darin zieht immer mehr Nahrungsſtoffe von außen an ſich, und bilden dieſelben nach den Geſetzen des Schöpfers.

So verwandeln ſich die Stoffe der Luft, des Waſſers und der Erde in ſcheinbare neue Stoffe. So wachſen auf dem gleichen Erdreich beiſammen die Eiche, die Tanne, der Weinſtock, das Gras und die Giftſtaude. Alle dieſe, vermöge des Lebendigen in ihnen, und vermöge der göttlichen Anordnungen, verwandeln aber die gleiche Luft, die gleiche Erde, das gleiche Waſſer, die ihnen gemeinſam zur Nahrung dienen, in die allerverſchiedenſten Dinge; in Holz und Harz die Tanne,

in die bittre, gärbende Rinde der Eiche, in den ſüßen Saft der Weintraube, in die heilſamen Kräuter des Graſes, welchen das Thier nachgeht, in die tödliche Beere des Giftſtrauches. — Und dies Alles — ſobald das Lebendige aus Eiche, Tanne, Weinſtock, Gras und Giftſtaude weicht — ſinkt zuſammen, verfault und wird wieder Erde.

Wer ſollte glauben, daß der Saft des Gift-krautes und des wohlſchmeckenden, geſunden Obſtes auch gleichen Stoffen bereitet worden wäre? Wer ſollte glauben, daß das Fleiſch der Thiere und das Kraut des Feldes einerlei Urſprung und einerlei Beſtandtheile hätten? — Und doch belehrt uns ſo-wohl ihr Entſtehen, als ihre Verweſung davon. Wer darf an dem unbegreiflichen Wunderwerk Gottes zweifeln, da wir täglich Augenzeuge deſſel-ben ſind?

Auch der Menſch iſt anfangs nur wie eine Pflanze zu betrachten. Er hat, ehe er das Licht der Welt ſieht, ſchlechterdings kein anderes Leben, in ſofern es wahrnehmbar iſt, als das einförmige Pflanzenleben, welches nach den göttlichen Geſetzen Nahrungsſtoffe an ſich zieht, und verarbeitet und verwandelt. — Selbſt möchte man ſagen, die erſten

Tage, Wochen und Monde des Kindes ſind nur ein pflanzenartiges Daſeyn. Es athmet, zieht Nahrung an ſich, wächſt und nimmt zu. Schon hat ſich im Verborgenen ſein Leib mit allen Gliedmaßen gebildet. Die gröbern, feſtern Theile des Leibes, welche faſt ganz aus Kalk beſtehen, ſind die Knochen. Dieſe ſind gleichſam die Träger und Halter einer feinern Maſſe, die aus Faſern, Geweben, Schläuchen, Gefäßen und flüchtigen Theilen, Saft und Blut zuſammengeſetzt iſt, und Fleiſch genannt wird. Das Fleiſch iſt abermals Halter und Träger noch feinerer Theilchen, die von den feſten Knochen durch das Fleiſch hinweg nach allen Richtungen gegen die Außenſeite zuſchweben, und Nerven heißen. Dieſe Nerven ſind wahrſcheinlich wieder Halter und Träger eines noch feinern, den Sinnen unſichtbaren Weſens, nämlich der Seele. Denn durch die Nerven nehmen wir alles, was außer uns befindlich iſt, wahr, und empfangen alle ſchmerzlichen und angenehmen Eindrücke. Alſo ſchwebet immerdar das Feinere und Edlere über dem Gröbern; ſo die Seele über dem Staub, mit dem ſie doch auf dieſe Weiſe wundervoll verknüpft iſt.

Die göttlichen Ordnungen im Pflanzenleben ſind unantaſtbar. Sie bleiben dieſelben. Der menſchliche Geiſt iſt gezwungen ſie zu ehren. Die geringſte Aenderung daran, der geringſte Streit wider ſie, verurſacht Krankheit und Zerſtörung des ganzen Körpers. Verſtümmele eine Pflanze, ſo wird ſie krüppelhaft; entzieh' ihr die Gelegenheit Nahrungsſtoffe an ſich zu ziehen, ſie wird bleichen, welken, ſterben. Eben ſo verhält es ſich mit dem Körper der Thiere, mit dem Leibe des Menſchen, welcher eigentlich nichts anders, als das Werkzeug des unſterblichen Geiſtes iſt, vermöge deſſen er ſich der Welt mittheilte, und wieder die Welt mit ſeinem Ich verbinden kann. Eine Störung in den Geſetzen des pflanzenhaften Lebens, wird hier zur Krankheit, zum Verderben des Ganzen. Zerſtörſt du aber das Werkzeug, das Mittel wodurch der Geiſt ſich die Auſſendinge zueignet, die Brücke gleichſam, auf welcher er aus dem Geiſterfelde in die irdiſche Natur, und durch dieſe wieder in Verbindung mit andern Geiſtern geht: ſo iſt der Geiſt für dieſe Erdenwelt verloren; ſo kann ſich niemand mehr ihm mittheilen, und er ſich nicht ändern.

Darum iſt Geſundheit des Leibes, das heißt

Vollkommenheit des Werkzeuges zu erhalten, eine der erſten Pflichten des Menſchen gegen ſich ſelbſt. Die in ihm wohnenden Ordnungen des Pflanzenlebens ſind ſo feſt, ſo ſtark, ſo ehrwürdig, daß der Geiſt ſie keinesweges aufheben darf, ob er ihnen gleich nicht unterworfen iſt. Der Leib fordert zu ſeiner Erhaltung Speiſe und Trank; geſunde Luft zum athmen, Reinlichkeit der äußern Theile oder Haut, damit dieſe zum Einſaugen der feinen Stoffe aus der Luft und zum Abſondern der unnützen, überflüſſigen Beſtandtheile tüchtig bleibt; fordert Schutz gegen äußere Verletzungen durch ſchickliche Kleidung und Behauſung; fordert zur Bereitung geſunder Säfte und zur Entwicklung der Kräfte Bewegung, Thätigkeit, und dann wieder Schlaf und Ruhe, um das Verlorne wieder zu erſetzen. — Alles dies ſind göttliche Anordnungen in der menſchlichen Pflanzennatur. Die Anordnungen oder Geſetze finden wir auch bei den übrigen Pflanzen wieder, wenn wir ſie recht genau beobachten. Auch Kräuter und Bäume haben ihren Schlaf, was man bei vielen am nächtlichen Zuſammenlegen ihrer Blätter, oder am Einziehen und Verſchließen ihrer Blumenkronen wahrnimmt. Auch Pflanzen athmen aus und ein; der Duft der Roſe iſt gleichſam ihr ſüßer Odem, den ſie verbreitet; und hohe Bäume pflegen oft ungeſunde Luft zu verbeſſern, indem ſie

die ſchädlichen Beſtandtheile derſelben einathmen oder zum Leben tauglichere Luft ausathmen.

Gleichwie ein guter Künſtler, und wär' er noch ſo ſinnreich und geſchickt, von ſeinen Werkzeugen abhängig iſt; und ſo wie die Feinheit und Güte von dieſen einen großen Einfluß auf die Feinheit und Güte ſeiner Arbeiten hat, die er mit ihnen verfertiget: ſo iſt auch der menſchliche Geiſt von ſeinem Leibe abhängig. So hat auch ein geſunder oder kranker Leib nothwendig einen großen Einfluß auf die freie Thätigkeit oder Beſchränktheit des Geiſtes.

So find' ich nun ſchon durch die pflanzenhafte Natur meines Körpers ein Geſetz in mir ſelbſt, das mit dem Geſetz des unſterblichen Geiſtes gar nichts gemein hat. Die Triebe des Körpers bezwecken nur ſeine Erhaltung und Fortpflanzung; die Triebe des Geiſtes wollen Vervollkommnung, Verherrlichung, Heiligung.

Aber die Triebe zur Erhaltung meines Leibes ſind an ſich ſelbſt ſehr unſchuldig. Welches Verbrechen kann einer Pflanze aus ihrer Neigung gemacht werden, zu wachſen, ſich zu vermehren und Nahrung an ſich zu ziehen? — Ich bemerke vielmehr, daß die Neigung des Geiſtes nach Vollkommenheit durchaus mit den Geſetzen meiner pflanzenhaften Natur in ſchöner Uebereinſtimmung lebt. Was mein Körper zu ſeiner Erhaltung und Tauglichkeit nothwendig begehrt, achtet der Geiſt für

Pflicht ihm zu ſchaffen. Jeſus ſelbſt ermahnte für die Geſundheit des Leibes zu ſorgen, und alles zu vermeiden, was derſelben ſchädlich werden könnte. Was vermag der Künſtler ohne ein kräftiges Werkzeug; und was der Geiſt, ohne einen tüchtigen Leib?

Der allweiſe Schöpfer ſicherte aus dieſer Urſach' den Körper auf mancherlei Weiſe gegen Selbſtverſtümmelung und Vernichtung. Schon der Verſtand des Geiſtes ward ſein vornehmſter Hüter und Beſchützer. Der Trieb des Lebens dringt gewaltig auf Befriedigung aller Bedürfniſſe, welche der Leib zu ſeiner Aufrechthaltung vonnöthen hat.

So iſt der Geiſt nur natürlicher Beſchirmer ſeines wunderbar eingerichteten Werkzeugs, ohne demſelben unterthan zu ſeyn. Die Naturgeſetze des Pflazenlebens ſind ſo heilige Anordnungen des Schöpfers, als die Geſetze des Geiſtes. Auch iſt zwiſchen dem, daß ich Pflanze bin, und dem, daß ich Geiſt bin, eigentlich kein zur Sünde entartender Widerſpruch. Denn fordert der Leib Nahrung, wie darf ich ſie ihm weigern; und iſt er nach langem Wachen des Schlafes bedürftig, wie könnte mein Geiſt ihn deſſelben berauben, auch wenn er wollte. Man pflegt daher auch im gemeinen Leben ſehr richtig zu ſagen, wenn die Natur ihre Rechte fordert, kann alle menſchliche Kraft nicht dagegen.

Ueberhaupt gehen im Menſchen die Geſchäfte des bloßen Pflanzenlebens meiſtens vor ſich, ohne daß

der Geiſt nur darauf achtet und davon weiß. So die Ausdünſtung; die Verdauung; die Verwandlung der Speiſen und Getränke in Schweis, Schleim, Blut, Knochen, Fleiſch und dergleichen; das Ein- und Ausathmen; die Zerſetzung der eingeſogenen Luft in der Lunge; das Ausſtoßen der ungeſunden, zur Lebenserhaltung untüchtigen Luft und Nahrungstheile; das ſtille Fortwachſen und ſich Ausbilden der Geſtalt, der Haare, der Nägel; das allmählige Uebergehen und verwandeln des Knorpels in Knochen; das Steiferwerden der Muskeln im Alter; das Spröderwerden und Verhärten der feinern Gefäße; damit endlich auch die allmählig zunehmende Unfähigkeit des Körpers die Nahrungsſtoffe einzunehmen und gehörig zu verarbeiten, wodurch zuletzt eine Schwächung und Hinfälligkeit des ganzen Werkzeugs, ein vollkommenes Untauglichwerden für den Geiſt, — der Tod erfolgt.

Es haben zahlloſe Menſchen gelebt und leben noch, die beinahe von allen dieſen mannigfaltigen Gefühlen und Wirkungen der ihnen eigenthümlichen Pflanzennatur gar keine Kenntniß hatten. Die Geſetze des Schöpfers wirken im Stillen fort. Nichts ändert ſie. Mit ſich ſelbſt ſteh'n ſie nie im Widerſpruch.

So erkenne ich denn nun, daß das in mir wohnende Böſe, die Neigung zur Sünde, das den Geſetzen meines Geiſtes widerſprechende Geſetz nicht in meiner irdiſchen Natur gegründet ſei, in ſofern

der Leib eine Pflanze iſt. Woher aber entſpringt dies Uebel? —

Sprach nicht der weiſe Paulus, Röm. 7, 22.: „Ich habe Luſt an Gottes Geſetz nach dem inwendigen Menſchen: ich ſehe aber ein ander Geſetz in meinen Gliedern, das da widerſtreitet dem Geſetz in meinem Gemüthe, und nimmt mich gefangen in der Sünde Geſetz, welches iſt in meinen Gliedern." — Wo iſt dieſes Geſetz? Wie und wodurch entſteht es? Liegt es in meiner irdiſchen Pflanzennatur, oder in meiner geiſtigen Natur?

Ernſt will ich mich in einer andern Stunde des Nachdenkens dieſem Gegenſtand weihen, indem ich mich und meine Naturen näher prüfe. Wie lehrreich ſind mir ſolche Betrachtungen! Wie tiefer wird meine Einſicht in den unendlichen Haushalt Gottes! Welch ein Wunder bin ich mir ſelbſt! — Ja, ich will nicht ermüden, bis ich die wahren, verborgenen Quellen alles Uebels im Innern meiner Bruſt entdeckt habe; die erſten, dunkeln Reitzungen zur Sünde, welche mich ſo oft unglücklich machen und meinen Geiſt vom Angeſicht Gottes entfernen. Vielleicht wird dann bei hellerer Erkenntniß mein Entſchluß feſter, mein Wille ſtärker, meine Kraft mächtiger, die Sünde in mir zu ertödten und den Geiſt von allen Unlauterkeiten zu reinigen, die ihn beflecken.

Wehe, wenn ich dann nur nicht mit Entſetzen gewahr werden muß, daß ich vielleicht ſchon zu tief

geſunken bin, um mich wieder ganz zu erheben, ein Ebenbild Gottes! Wenn ich dann nur nicht gewahr werden muß, daß die Quellen des Böſen in mir durch Verwahrloſung zu mächtig ſtrömen, als daß ich ſie gänzlich eindämmen oder austilgen könnte!

Mein Gott, mein Vater, mein Erbarmer, wie oft bin ich ſündigend von dir abgefallen, wie oft ſchwor ich, mich in Jeſu Sinn zu heiligen — wie heiße, feierliche Gelübde der Beſſerung legte ich ab — wie weinten meine Eltern, meine Verwandte ſo manche Thräne über meine Zukunft, da ich noch Kind war! Ach, die Guten! ſie haben wohl nicht ganz vergebens wegen meiner Verführbarkeit gezittert. —— Und noch heut ring' ich nach meiner Beſſerung. Werd' ich endlich überwinden?

Wer kann mir beiſteh'n? Du allein
Sollſt meine Hülf' und Stärke ſeyn.
Laß meine Schwachheit immer mir
Vor Augen ſtehen, daß ich von Dir
Nie weiche: daß ich ſtandhaft ſei,
Dir bis zum Tode, Gott, getreu.

Dann kommt die Zeit, wo, Herr, von Dir
Der Hang zum Böſen ganz in mir
Vertilgt und ausgerottet wird,
Wo nie Verſtand und Herz mehr irrt.
Wie heilig werd' ich dann, wie rein,
Wie herrlich, Gott, wie ſelig ſeyn!

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Vierundvierzigſter Sonntag, am 31 Oktober 1813.

Im Böſen ſchnell erfindſam, irrt
Mein Herz von Sünd' zu Sünden,
Und hofft, wenn's auch betrogen wird,
Darin ſein Glück zu finden.
Mein Ohr verſchleußt ſich, Gott, vor dir,
Denn ach, zu reitzend klingt oft mir
Die Stimme der Verführung.

Wie oft, mein Gott, belehrſt du mich
In meinen Finſterniſſen;
Doch ich betäub' oft freventlich
Gefühl, Vernunft, Gewiſſen;
Von meiner thieriſchen Natur
Dahingeriſſen fordr' ich nur,
Was dein Geſetz verbietet.

Noch immer ſchweb' ich in Gefahr,
Noch immer ſchwach und träge;
Erhalte du mich immerdar
Auf deinem heiligen Wege.
Ermuntre mich zur Wachſamkeit,
Gieb Vorſicht, gieb Beſcheidenheit,
Gieb Kraft, mich zu beſiegen.

Die Naturen im Menſchen.

Zweite Betrachtung.

Gal. 5, 17.

Nein, der Säugling, wenn er das Licht der Welt erblickt, iſt ſchon im erſten Augenblick mehr, als Pflanze. Er fühlt ſchon Schmerz und Freude; man hört ſein Weinen; bald wird die Mutter durch den Anblick ſeines erſten Lächelns entzückt. Er ſchaut umher. Sein Auge geht am liebſten dem Licht nach. Er lernt nach und nach ſeine Mutter kennen; er beweißt, daß er ein Gedächtniß hat. Er ſcheuet das ihm Unangenehme. Er ſehnt ſich ins Freie. Er lernt aus gewiſſen Umſtänden, wenn der Augenblick kömmt, da er hinaus getragen wird aus dem engen Zimmer in die heitre Luft. Seine Freude darüber beweißt, daß es ihm nicht an Urtheil fehle. Genug, der Säugling hat, was der Pflanze zu mangeln ſcheint, was ihr auch entbehrlich iſt, Seele.

Der Geiſt des Menſchen iſt in ſeinem Weſen vom Irdiſchen ſo ganz verſchieden, daß er mit den gröbern Theilen des Körpers gar keine Verbindung

eingehen könnte, ohne einen Mittler zwiſchen ſich und dem Leibe. Dieſes Mittelweſen iſt die Seele.

Auch das vernunftloſe Thier hat Seele. Und ſoweit ſich das Thier vom Menſchen unterſcheidet, ſoweit unterſcheidet ſich die Seele vom Geiſte.

Frag' ich mich aber: was iſt das, was man Seele nennt? ſo fühl' ich die Beſchränktheit meiner Einſichten. Doch nicht alle Erfahrungen fehlen, um mir über das Weſen der Seele Aufſchluß zu geben.

Der Leib iſt mit der Seele aufs Unmittelbarſte verknüpft; der Leib iſt das Kleid der Seele, in welchem ſie ſich bewegt. Der Leib iſt irdiſch und wird wieder Erde. Die Seele iſt nichts Irdiſches, denn wer kann ſie ſinnlich wahrnehmen? Die Seele iſt aber eine dem Irdiſchen nächſtverwandte höhere Kraft. Denn ſie verbindet ſich mit dem Leibe, und zwar vermittelſt der allerfeinſten Theile des menſchlichen und thieriſchen Körpers, aber doch auch noch irdiſch. Inzwiſchen ſind ſie fein genug, um die Träger und erſten Werkzeuge der Seele zu ſeyn. Es iſt aus vielfachen Erfahrungen gelehrter Aerzte bekannt, daß ein gewiſſer geiſtiger, unſichtbarer Duft die Nerven umſchwebt, der über die Nerven und oft über den Körper hinaus reicht.

So weit die Nerven gehen, ſoweit iſt Gefühl, ſoweit reicht die Seele. Zwar Nägel und Haare wachſen; ſie haben das Leben, wie es in Pflanzen iſt; allein ſie ſind ohne Nerven, und darum empfindet es die Seele nicht, wenn ſchon Theile davon verletzt oder abgeſchnitten werden.

Empfindung des Angenehmen und Unangenehmen, des Schmerzes und der Luſt iſt alſo das ſicherſte Kennzeichen von der Anweſenheit der Seele im Menſchen, wie im Thier. Auch äußert die Seele zu allererſt ihre Zufriedenheit oder Unzufriedenheit, ihr Vergnügen oder ihr Mißvergnügen. — Aus dieſen Empfindungen ſcheinen ſich die übrigen Eigenſchaften der Seele zu entwickeln. Denn ſie verwundet das Schmerzhafte, ſie ſehnt ſich nach dem Anmuthigen, und zeugt Begierden. Dadurch wird die Seele zur wirklichen Wächterinn über die Erhaltung ihres Werkzeugs, des Körpers. Denn indem die göttliche Weisheit unſers Schöpfers es alſo eingerichtet hat, daß die Seele ſich vermittelſt der Nervenwege durch alle Theile des Leibes verbreitet, und zwar weit mehr nach den äußern Theilen (weil von außenher die meiſten Verletzungen drohen) als nach den innern, iſt der allerleiſeſte

Anſtoß von außen hinreichend, die Aufmerkſamkeit der Seele dahin zu leiten.

Aus dem oft wiederholten angenehmen oder ſchmerzhaften Eindrucke von außen gewinnt die Seele Erfahrung; und indem ſie die Erfahrungen mit einander vergleicht und ihre Begierden darnach ordnet, ein Urtheil. Richtige Beurtheilung oder Erfahrungen, die man macht, und zweckmäßige Anwendung derſelben auf ſein Verhalten unter den jedesmaligen Umſtänden, iſt Klugheit.

Folglich ſind nicht blos Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen, ſondern auch Gedächtniß, Einbildungskraft, Verſtand und Begierde in dem Weſen der Seele gegründet. Aber alles dies finden wir auch bei den vernunftloſen Thieren.

Das Thier thut ſeinen Schmerz und ſeine Freude kund — es fühlt. Das Thier erinnert ſich der Oerter, wo es geweſen, der Wohlthaten, die es empfangen, ſo wie der Mißhandlungen, die es erduldet hat; es kennt ſeinen Herrn — es hat Gedächtniß. Das Thier erinnert ſich nicht bloß eines frühern Eindrucks wieder, wenn es einen ähnlichen empfindet, ſondern es erinnert ſich des Vergangenen, auch ohne äußere Veranlaſſung. Der treue Hund

So weit die Nerven gehen, ſoweit iſt Gefühl, ſoweit reicht die Seele. Zwar Nägel und Haare wachſen; ſie haben das Leben, wie es in Pflanzen iſt; allein ſie ſind ohne Nerven, und darum empfindet es die Seele nicht, wenn ſchon Theile davon verletzt oder abgeſchnitten werden.

Empfindung des Angenehmen und Unangenehmen, des Schmerzes und der Luſt iſt alſo das ſicherſte Kennzeichen von der Anweſenheit der Seele im Menſchen, wie im Thier. Auch äußert die Seele zu allererſt ihre Zufriedenheit oder Unzufriedenheit, ihr Vergnügen oder ihr Mißvergnügen. — Aus dieſen Empfindungen ſcheinen ſich die übrigen Eigenſchaften der Seele zu entwickeln. Denn ſie verwundet das Schmerzhafte, ſie ſehnt ſich nach dem Anmuthigen, und zeugt Begierden. Dadurch wird die Seele zur wirklichen Wächterinn über die Erhaltung ihres Werkzeugs, des Körpers. Denn indem die göttliche Weisheit unſers Schöpfers es alſo eingerichtet hat, daß die Seele ſich vermittelſt der Nervenwege durch alle Theile des Leibes verbreitet, und zwar weit mehr nach den äußern Theilen (weil von außenher die meiſten Verletzungen drohen) als nach den innern, iſt der allerleiſeſte

Anſtoß von außen hinreichend, die Aufmerkſamkeit der Seele dahin zu leiten.

Aus dem oft wiederholten angenehmen oder ſchmerzhaften Eindrucke von außen gewinnt die Seele Erfahrung; und indem ſie die Erfahrungen mit einander vergleicht und ihre Begierden darnach ordnet, ein Urtheil. Richtige Beurtheilung der Erfahrungen, die man macht, und zweckmäßige Anwendung derſelben auf ſein Verhalten unter den jedesmaligen Umſtänden, iſt Klugheit.

Folglich ſind nicht blos Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen, ſondern auch Gedächtniß, Einbildungskraft, Verſtand und Begierde in dem Weſen der Seele gegründet. Aber alles dies finden wir auch bei den vernunftloſen Thieren.

Das Thier thut ſeinen Schmerz und ſeine Freude kund — es fühlt. Das Thier erinnert ſich der Oerter, wo es geweſen, der Wohlthaten, die es empfangen, ſo wie der Mißhandlungen, die es erduldet hat; es kennt ſeinen Herrn — es hat Gedächtniß. Das Thier erinnert ſich nicht bloß eines frühern Eindrucks wieder, wenn es einen ähnlichen empfindet, ſondern es erinnert ſich des Vergangenen, auch ohne äußere Veranlaſſung. Der treue Hund

z. B. erinnert ſich nicht bloß ſeines Herrn, wenn dieſer gegenwärtig iſt: ſondern er ſucht denſelben, wenn er ihm fehlt. Er ſtellt ſich folglich ſeine Geſtalt vor, und wie ſie ſich von andern Geſtalten unterſcheidet — das Thier hat Einbildungskraft, ohne welche kein Gedächtniß möglich wäre. Auch bemerkt man an verſchiednen Thieren, daß ſie fähig ſind, zu träumen im Schlafe; ein Beweis für ihr Einbildungsvermögen. Auch den Verſtand und das Beurtheilungsvermögen können wir den Thieren gar nicht abſprechen. Wieviel auffallende Aeußerungen geſunden Urtheiles kennt man nicht am Hunde, am Elephanten, am Löwen, am ſchlauen Fuchs und andere Thiere!

Dieſe Seelengaben ſind aber bei den unvernünftigen Thieren nicht alle in gleicher Stärke vorhanden, ſo wenig, als bei den Menſchen. Sind die Seelen nun unter ſich ſelbſt in ihrer Vollkommenheit verſchieden? oder müſſen wir glauben, daß eine Seele ihr ganzes Weſen nicht in aller Kraft äußern könne, wenn ihr Werkzeug, durch welches ſie wirkſam iſt, mangelhaft, überhaupt oder theilweiſe gebrechlich, oder, wie bei den verſchiedenen Thiergattungen, von einander abweichend einge-

richtet iſt? Faſt ſollte man geneigt werden, das letztere zu glauben. Eine Seelenkraft in der Schlange wird ſich anders im Vogel, anders im menſchenähnlichen Affen äußern müſſen. Man findet ja auch, daß Menſchen, welche ſich durch einen Fall oder Stoß edlere Theile ihres Leibes, beſonders des Hauptes verletzten (wo der ſtärkſte Zuſammenfluß der Nerven iſt), oft große Veränderungen plötzlich in ihren Fähigkeiten erlitten. Man hat Beiſpiele, daß einige jählings das Gedächtniß überhaupt oder nur für einige Gegenſtände verloren, wie dies auch im hohen Alter, beim allmähligen Verderbniß des irdiſchen Werkzeuges manchmal der Fall iſt. Andere hingegen wurden durch einen ſcheinbaren Unfall plötzlich verſtändiger, ſinnreicher. Man weiß, wie geiſtige Getränke vorzüglich ſchnell durch das in ihnen enthaltene flüchtige Weſen die Nerven reitzen und damit die Thätigkeit der Seele vermehren; in dem einen das Gedächtniß, im andern die Einbildungskraft erhöhen. — Beweißt uns dies nicht, daß die Seelen alle gleiche Anlagen haben mögen, aber daß ſie nur durch theilweiſe Fehler des Körperbaus und Nervengeflechtes, oder durch verſchiedene innere Geſtaltungen des Körpers

verhindert werden, ihre Anlagen insgeſammt auf gleiche kräftige Weiſe zu äußern?

Sei dem wie ihm wolle, Gottes weiſe Schöpferhand hat dieſe Ungleichheit und Mannigfaltigkeit ſelbſt in der Natur feſtgeſtellt. Sie dient zur Beförderung der Thätigkeit und Beſeligung des Weltganzen.

Immer aber iſt es Schmerz oder Luſt, was die Seele zum Handeln reitzt; die erſte Triebfeder aller Begierden, Hunger, Wolluſt, Behaglichkeit, Pein, Gewohnheit, Ungewohntes, Angſt, Schrecken u. ſ. w. regieren das Thier. Es kennt keinen höhern Beweggrund zum Handeln. Es erwacht, um Nahrung zu ſuchen; es flieht, was ihm Schmerzen macht; es treibt ſich umher, dem Vergnügen nach; es thut alles für ſich und ſeinetwillen. Das Gefühl iſt der Treiber des Thiers; es kennt keinen andern Zweck, als ſich ſelbſt. In der Selbſtſucht beruhet alles, was das Thier begehrt oder verabſcheut, ſogar die ſcheinbare Mutterliebe gegen die Jungen; denn dieſe Liebe iſt nur Naturtrieb, wie der Hunger, und geht vorüber, wenn der Zweck erreicht iſt, welchen die Natur dabei hatte. Auch die rührende Treue mancher Thiere gegen einander ſelbſt oder gegen ihre

Herren iſt nur Wirkung jener Selbſtſucht; denn dieſe Treue iſt keine Frucht vernünftiger Hochachtung oder des Pflichtgefühls, ſondern tiefer Gewöhnung zu dem Gegenſtand.

Gewohnheit, ſagt man, iſt oder wird für Thier und Menſchen eine andre Natur. Sie iſt von außerordentlicher Macht und übt den unüberwindlichſten Einfluß auf die Seele. Es läßt ſich dies aus dem Weſen der Seele leicht erklären. Sie handelt bloß nach Gefühlen, oder um Unangenehmes zu entfernen oder Angenehmes herbei zu ſchaffen. Ein Zuſtand, der ihr behaglich iſt, gilt ihr mehr, als ein unbekannter Zuſtand, welcher vielleicht mit Schmerzen verbunden iſt. Daher geht ſie (bei Menſchen wie bei Thieren) gegen alles Fremde mit Beſorgniß und mit Scheu, bis ſie es kennen gelernt hat. Sie zieht daher den gewohnten Zuſtand, den gewohnten Reitz jedem andern vor. Die Gewohnheit iſt das Element, in welchem ſie lebt, wie der Fiſch im Waſſer, wie der Vogel in der Luft. Sie bewegt ſich gleichſam nur nach den Schranken und Geſetze der ihr bekannten und gewohnten Umſtände. Sie verbindet ſich mit denſelben, gleichſam, als wie mit nothwendigen Theilen und Eigenheiten ihres

Körpers, ſie wird gewiſſermaßen verſtümmelt, beſchädiget, indem man ihr die zum Bedürfniß, zum Eigenthum gewordenen Dinge entzieht.

Wie mächtig die Gewohnheit über die Seelen der Thiere iſt, bedarf wohl kaum eines Beweiſes oder Beiſpiels. Eben ſo mächtig iſt ſie über die menſchlichen Seelen. Ja, hier iſt die Quelle alles menſchlichen Unglücks. Nur indem wir der Seele vergängliche Dinge zum Bedürfniß durch Gewohnheit machen, ſtürzen wir ſie in das tiefſte Leiden, wenn nun das Vergängliche einmal wegfällt. Wieviel Menſchen ſind nicht im Schmerze Selbſtmörder geworden, weil ihnen ihr Zuſtand unerträglich war, nachdem ſie das verloren ſahen, woran bisher ihre Seele gehangen. Was ſind denn alle Leidenſchaften anders, als gewiſſe Begierden, an deren Befriedigung die Seele gewöhnt war. Soll nun das Befriedigungsmittel hinweg genommen werden: ſo wird dieſer Zuſtand unerträglich. Oft opfert der leidenſchaftliche Menſch das Leben, ja ſelbſt die Tugend auf, wenn er die Begierde nicht mehr ſtillen kann.

Dies alſo iſt das Weſen der Seele. Sie iſt eine hohe wunderbare Kraft. Sie verbindet ſich

mit dem thieriſchen Leben. Sie bewacht die Erhaltung der thieriſchen Körper und deren Ordnungen. Sie leitet die vernunftloſen Geſchöpfe, veranlaßt deren Handlungen und entzieht ſie dem Untergange im Gedräng' und Kampf mit andern Erſcheinungen der belebten und unbelebten Natur. — Aber ſie iſt keiner hellen, deutlichen Vorſtellung fähig; ſondern nur der Bilder, Gefühle und Begierden. Sie iſt unfähig, entfernte Zwecke zu erkennen; ſie wird nur durch Schmerz und Luſt bewegt; und ſtatt höherer Zwecke hat ſie dunkle Triebe.

Daß die Thiere keine helle, deutliche Vorſtellungen haben, iſt kaum zu bezweifeln. Wir finden ja dieſe oft kaum bei Kindern, und ſie fehlen dieſen wohl noch ganz, ſolange die Sprache fehlt, womit zur größeren Deutlichkeit Gegenſtände bezeichnet werden können. Auch das Kind hat nur Bilder, Gefühle, Begierden, in denen es lebt, bis ſich ſeine höheren Vermögen entwickeln.

Im Kinde, im werdenden Menſchen, bildet ſich demnach zuerſt die irdiſche Natur, das Pflanzenhafte aus. Iſt dieſes gethan, ſteigt in demſelben die Thätigkeit der Seele hervor, oder die thieriſche

Natur. Dann, als Höchſtes von Allem, dem alles dient, der Geiſt; das in uns lebende, ſich ſelbſt bewußte Ich, welches mit wunderbarem göttlichen Licht durch alle Vermögen der Seele durchleuchtet, alles beſtimmter erkennt, das Weltall durchblickt und von ſeiner Abſtammung aus Gott weis.

So wie der Leib der Träger und das gröbere Werkzeug unſrer Seele iſt, ſo iſt die Seele wohl ein Träger, ein feineres Werkzeug, eine unmittelbare Hülle des Geiſtes. Wie die menſchliche Seele den ganzen Leib, geleitet von den Nerven, durchdringt: ſo durchdringt das heilige Himmelslicht, der Geiſt, das Weſen der Seele und derſelben Fähigkeiten. Wer könnte einen heiligen und weiſen Mann, oder auch nur ein Kind von wenigen Jahren, in Rückſichten der hohen Geiſteseigenſchaften, mit einem Thiere in Vergleich ſtellen, wäre dies auch noch ſo alt, ſo klug, ſo gelehrig! Das Thier, aber weil es nur Seele hat, und nur von Gewohnheiten und Begierden gelenkt wird, iſt der menſchlichen Sprache nie fähig. Es kann Worte lernen, das heißt, gewöhnt werden gewiſſe wortähnliche Töne hören zu laſſen, ohne ſie aber jemals zu verſtehen. Der Hund ſcheint oft die Worte

ſeines Gebieters zu verſtehen, indem er demſelben gehorcht, aber er erkennt nur deſſen Willen an gewiſſen Klängen der Stimme, die, verbunden mit gewiſſen Strafen, Belohnungen und Verrichtungen, ihm ehemals letztere zur Gewohnheit machten. Die Sprache der Menſchen iſt nur des Menſchen Gut, iſt nur des Geiſtes Erfindung und Frucht.

Der Leib hat auf die Seele einen immerwährenden großen Einfluß, je nachdem er ein vollkommenes oder unvollkommenes Werkzeug iſt. Wird dieſes ſchadhaft, das heißt, erkrankt der Leib: ſo leidet und erkranket auch die Seele. Denn da ſie des Leibes Hüterin iſt, vermöge ihrer Gefühle, durch welche ſie jede äußere oder innere Verletzung wahrnimmt: ſo kann die ſchmerzhafte Empfindung, wenn ſolche anhaltend oder groß iſt, das Weſen der ganzen Seele trüben.

Aus der pflanzenhaften Natur des Körpers entſpringen die ſogenannten Temperamente. Eine größere oder geringere Schwäche und Reitzbarkeit der Nerven; eine größere oder geringere Erregbarkeit der Galle; eine größere oder geringere Schwachheit der Eingeweide; ein dickeres oder

leichters Geblüt in den Adern u. dergl. m., hat auf das Wohlſeyn der Seele nothwendig den entſcheidenſten Einfluß. Jemehr die Fehlerhaftigkeit des Leibes die Seele zu ſchmerzlichen Gefühlen bringt, oder ein geſunder Körper ihr Behaglichkeit und Heiterkeit gewährt, jemehr iſt ſie zum Guten oder Böſen geneigter. Derſelbe Menſch, welcher in geſunden Tagen übermüthig, heftig, wollüſtig war, kann in kränklichem Zuſtand liebreich, ſanftmüthig, beſcheiden, ehrbar ſeyn. Und umgekehrt erfahren wir oft, daß eine Perſon, die in geſunden Tagen mildthätig, wohlwollend, zutraulich war, in krankhaften Umſtänden ſehr mürriſch, zänkiſch, argwöhniſch wird. Die meiſten ſogenannten guten oder üblen Launen ſind Folgen ihrer körperlichen Geſundheitsverhältniſſe. Oft iſt der Seelenarzt unnütz, weil der Leibesarzt allein helfen kann, indem er das Werkzeug der Seele, die pflanzenhafte Natur, wo ſie geſtört ward, in ihren Ordnungen wieder herſtellt. So fruchten alle religiöſe Vorſtellungen, alle wehmüthigen Ermahnungen bei einem Trunkenbolde oder viehiſchen Wollüſtling nichts; denn ihre Seele iſt krank geworden durch den **Körper**, deſſen Nervenbau gelähmt ward in ſeinen Ver-

richtungen. Der Körper muß erſt gerettet werden, dann geſundet die leidende Seele von ſelbſt.

Wie wichtig iſt demnach die Pflicht, über des Körpers Geſundheit zu wachen, da von ſeinem richtigen oder unrichtigen Zuſtand unſre höhere Vollkommenheit, das Wohlſeyn der Seele, die Herrlichkeit und Tugend des Geiſtes abhängen kann. Die Pflicht wird um ſo bedeutender, da ſich gewiſſe Krankheiten und Mängel des Leibes auch auf die Nachkommen vererben, womit denſelben zugleich auch die größern oder geringern Anlagen der Aeltern, deren Neigungen und Gemüthsarten mitvererbt werden können.

Noch wichtiger aber, als des Leibes Geſundheit, muß die der Seele ſeyn. Denn die Seele iſt des Geiſtes Werkzeug und Leib. Ihre Krankheit zieht den Geiſt aus der Höhe nieder, zu welcher er ſich beſtimmt fühlt. Wie ſoll er ſich aufſchwingen zum Göttlichen und Heiligen, wenn ſeine Flügel gelähmt ſind. Aber Krankheit der Seele iſt jede Gewohnheit oder herrſchende Vorliebe zum Vergänglichen. Wenn die Seele das flüchtige Vergnügen entbehren ſoll, entweder weil es ſeiner Natur nach verſchwunden iſt, oder weil es der Geiſt

zu genießen unterſagt: dann entſteht das innere Leiden des Menſchen, dann der innere Kampf zwiſchen dem Geſetz des Fleiſches und des Geiſtes.

Und hier erblick ich ſchaudernd die Quellen der Sünde, wenn das Göttliche dem Staube gehorchen muß, — wenn der Geiſt wahrhaft in ſich ſelbſt vernichtet wird. Nun wird mir hell das Wort der heiligen Schrift: „Das Fleiſch gelüſtet wider das Fleiſch. Dieſelbigen ſind wider einander, daß ihr nicht thut, was ihr wollt?“ Gal. 5, 17.

Gott, mein Gott, erleuchte du mich, daß ich mich ſelber immer beſſer erkennen und die verborgenen Urſachen meines Verderbens immer deutlicher unterſcheiden lerne. Wie erſcheint mir mein Inneres jetzt ganz anders, nun ich den Grund und Boden erblicke, in welche die Sünde ihre Wurzeln tief hinein ſteckt. Sie ſenkt ſich tief hinein durch die Gefühle und Begierden der Seele in den irdiſchen Staub meines Leichnams, und ihre giftige Blume umſchattet betäubend den Geiſt. — Herr, errette mich von mir ſelbſten! Und du o Jeſu, mein Erlöſer, verkläre meinen Geiſt durch dein Himmelswort, daß er Macht gewinne zum Sieg und zur Herrſchaft über die Lüſte des Fleiſches. Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Fünfundvierzigſter Sonntag, am 7 November 1813.

Wie wichtig iſt's, ein Menſch zu ſeyn!
Ich bin es, Herr, durch dich allein,
Du gabſt mir hohe Kräfte.
Du biſt's auch, der Gelegenheit,
Sie fortzubilden, mir verleiht,
Und Segen zum Geſchäfte.

Wenn ſchnell mein Geiſt und ohne Müh'
Die Wahrheit faßt, o dann will nie
Ich Glücklicher vergeſſen:
Du ſchufſt den Geiſt, Du ſtärkſt die Kraft
Und wirſt am Tag der Rechenſchaft
Nach meiner Kraft mich meſſen.

Wer viel empfing, ſoll edle Saat,
Soviel er kann, auf ſeinen Pfad
Weit um ſich her ausſtreuen.
Wer ſicher ſchlummert, kärglich ſä't,
Der wird, erwacht er einſt zu ſpät,
Sich keiner Erndte freuen.

Viel oder wenig ſei mein Theil,
Ich will durch Trägheit nie mein Heil,
Mein Ewiges verſcherzen.
Wer treu benutzt, was du ihm giebſt,
Der iſt es, Vater, den du liebſt,
Der trägt dich, Gott, im Herzen.

Die Naturen im Menſchen.

Dritte Betrachtung.

Math. 26, 41.

Auch das klügſte aller Thiere geht im dumpfen Hinſinnen dahin; geleitet von dunkeln Trieben; beherrſcht von Begierden nach Luſt und Abſcheu vor Schmerz; umringt von verworrenen Bildern der Erfahrung. Seine beſten Verdienſte ſind — ſtumme nützliche Gewohnheiten. Seine Treue und Liebe verdient eigentlich nicht dieſe erhabenen Benennungen von Tugenden, die ihm fremd ſind. Es iſt nur Inſtinkt und Gewalt der Gewohnheit, was ihm den reitzenden Schein der Tugendhaftigkeit verleiht; nicht Ueberzeugung von Pflicht und Recht, nicht Hochachtung für das Gute und Edle an ſich ſelbſt. Alle Verſtändlichkeit, alle Liſt, alle Kunſt, welche wir oft an Thieren bewundern, ſei es in der Art wie ſie ihre Nahrung ſuchen, oder wie ſie ihre Neſter und Hölen bauen, oder wie ſie ſich vor den Nachſtellungen ihrer Feinde ſichern, oder wie ſie allerlei Dinge erlernen, die dem Menſchen zum Vergnügen und Nutzen gereichen, — nur

dunkler, ihnen vom Schöpfer verliehener Trieb iſt Alles, oder eine Erinnerung von verworrenen Erfahrungen über das, was ihnen unter gewiſſen Umſtänden Luſt oder Schmerz erweckte. Die größte Geſchicklichkeit des Vogels, mit welcher er umherſchwebt, ſein Futter zu finden, oder in fremden Weltgegenden zu ziehen im Herbſt, oder im Wiederfiuden ſeiner Heimath, wenn er im Frühling aus weitentlegenen Landen zu uns zurückkehrt, iſt nicht bewundernswürdiger, als wenn der kaum geborne menſchliche Säugling die Mutterbruſt ſucht, und die Milch zur Erhaltung ſeines zarten Lebens eintrinkt. Und ſo ſinnreich auch der Bau und die Arbeit der Bienen in ihren Zellen von Wachs, oder das mühſame, geſchäftige Eierſammeln der Ameiſen für den Winter ſeyn mag: ihre Kunſt iſt kein Werk ihres eigenen Nachdenkens, ſondern des dunkeln Triebes. Sie ſchreiten nie weiter, als dieſer ſie führt. Sie können ihre Arbeit nie vollkommener ſchaffen; ihre Geſchäftigkeit nie durch neue Kenntniſſe vermehren. Wie Ameiſen und Bienen ſeit Anfang der Welt vor Jahrtauſenden bauten und ſammelten: alſo bauen und ſammeln ſie fort noch bis zum heutigen Tage.

Ganz anders iſt es mit der Thätigkeit des Menſchen und ſeiner Kunſt. Das menſchliche Geſchlecht ſchreitet ſeit Jahrtauſenden unaufhörlich in Vervollkommnungen ſeines Zuſtandes, ſeiner häuslichen und geſellſchaftlichen Einrichtungen fort. Die einſt in Wäldern und Höhlen, nachher in gebrechlichen Hütten lebten, erbauten zuletzt glanzvolle Palläſte, angefüllt mit allen Annehmlichkeiten des Lebens. Die einſt nackt und halbbedeckt umher wandelten, in Furcht und Schrecken vor wilden Thieren, gehen jetzt wohlgeſchützt durch ihr Gewand gegen die Rauhigkeit der Witterung, geſchirmt durch ihre künſtlichen Waffen, und ſind das Schrecken der wilden Thiere, die Herren der Erde. Ihnen iſt keine Weltgegend zu fern, kein Gebirg zu hoch; ſie ſchweben, ohne die Natur des Fiſches zu haben, über Weltmeere, Seen und Flüſſe dahin; ſie erheben ſich, ohne mit Flügeln ausgerüſtet zu ſeyn, in die höchſten Lüfte des Himmels, wohin kaum der Adler dringt; ſie wühlen tief hinab in die dunkeln Eingeweide des Erdbodens, wohin ſich kein Wurm verliert, und ſuchen dort die Schätze der Natur hervor, um ihre mannigfaltigen Bedürfniſſe zu ſtillen, und die Herrlichkeit der Schöpfung genauer

Alles dies iſt die Frucht des Geiſtes, dieſes Funkens aus dem göttlichen Urquell des Lichts. Der Geiſt iſt es, welcher dem Menſchen ſeine ganze Erhabenheit giebt über alles, was im Reiche der Natur lebt. Der Geiſt iſt es, welcher ihn nicht nur fähig macht, gleich dem Thiere, einzelne Erfahrungen des Lebens zu ſammeln, an einander zu reihen und zu vergleichen, ſondern die geſammten Erfahrungen einer vieltauſendjährigen Vorwelt zu bewahren und in Anwendung zu bringen. Der Geiſt iſt es, welcher vermöge ſeiner wahrhaft göttlichen Kraft, tauſend verſchiedene Vorſtellungen in einen einzigen, alle umfangenden Begriff auflöſt; aus dem Gewühl zahlloſer Gedanken ſich gleichſam eine neue innere Welt voller Einheit, Ordnung und Klarheit baut; und ſogar mehr weis und kennt, als ihm die ganze ſichtbare Welt und die Erfahrung von mehrern tauſend Jahren ſagen kann. Denn er, wie einſt der Geiſt Gottes über den Waſſern der Schöpfung, ſchwebt über allem Irdiſchen und Sinnlichen; er gehört einer höhern Welt an, aus welcher er auf das niederblickt, was dem Staube angehört; er iſt dem Allerherrlichſten näher verwandt; geſchaffen nach dem Ebenbilde

Gottes — noch trägt er das Zeichen ſeines göttlichen Urſprungs an ſich — er denkt Gott — er richtet ſeinen Blick zu dem Unendlichen empor — er redet, er betet zum Schöpfer des Himmels und der Erden. Von allem dieſem Hohen und Ueberſinnlichen haben die vernunftloſen Thiere keine Ahnung; keine vom Zweck ihres Daſeyns, von Erreichung einer größern Vollkommenheit und Glückſeligkeit, als welche aus Befriedigung blos ſinnlicher Begierden entſteht; keine Ahnung von einer Vorwelt, noch weniger von einer Ewigkeit und einem unendlichen Daſeyn.

Die Pflanze, gefühllos, hängt feſtgeſchloſſen mit ihren Wurzeln am Staube, aus dem ſie vermöge ihrer Lebenskraft auf kurze Zeit hervorblühte; das Thier, von dunkeln Trieben, Gefühlen und Gewohnheiten bewegt, kriecht, ſchwebt und fliegt im Staube, welchem es die ganze Summe ſeines Wohlſeyns dankt. Es genießt die Nahrung und ſchaut nicht empor zum Baume und Halm, der ihm ſeine Frucht herabſtreut. — Des Menſchen Geiſt aber ſieht hell über alle Verknüpfungen des Lebens hin; forſcht nach Urſachen und Wirkungen; bekämpft die Gewalt der Elemente, und bezwingt

ſie oft; widerſteht dem Sturm; dämmet die Fluthen der Meere ein; bindet die Flammen des Blitzes, der aus den Wolken fährt. Das Thier geht ſtumm und für alles andre gleichgültig der Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe nach; ſein Auge iſt blind für die Schönheiten und wundervollen Einrichtungen der Natur. Der Geiſt des Menſchen aber, entzückt durch die Pracht des Schöpfers in ſeinen Werken, erforſcht die heilſamen Kräfte der Erden, Steine und Pflanzen; unterſucht die Lebensarten und Eigenſchaften der Thiere; dringt durch die endloſen Räume des Weltgebäudes; zählt und berechnet die Ordnungen der Welten, welche als Sterne über ſeinem Haupte ſtrahlen, und bezeichnet ihre ungeheuern Laufbahnen.

Es kann das Thier ſeinen Schmerz wie ſein Vergnügen durch Bewegungen und einzelne Töne zu erkennen geben; es kann das Thier ſeines Gleichen anlocken, rufen, warnen, drohen durch einen einfachen Laut, welchen der dunkle Trieb lehrt und einflößt. Auch der Menſch hat, inſofern er thieriſcher, ſinnlicher Natur iſt, die Gabe, ſeine Empfindungen durch bloße Töne, durch einen Schrei, einen Seufzer, durch Winſeln oder Lachen,

durch das drohende Donnern ſeiner Stimme aus-zudrücken — aber, er iſt Geiſt, er vermag noch mehr: er hat die wunderbare Macht der Spra-che, durch welche er ſeine innere und die ganze unſichtbare Welt in Tönen darſtellt, durch welche er ſein innerſtes Seyn und Leben, in das innerſte Leben eines gleichgeſchaffenen Weſens überpflanzt.

Doch alle dieſe Vorzüge des Geiſtes ſind noch nicht die höchſten. Das Göttlichſte im menſchlichen Geiſte iſt ſeine Sehnſucht nach dem Göttlichen; nach der Vereinigung mit dem Allerheiligſten; das Streben nach einer Vollkommenheit und Vollendung, die ganz unabhängig von allem Irdiſchen iſt. Er findet keine Beruhigung, als allein in dem, was wahr iſt; keinen Genuß, als in dem, was gerecht iſt. Er iſt von unausſprechlicher Ehrfurcht für das Schöne, Edle und Tugendhafte durchdrungen, und voll natürlichen Widerwillens gegen die Unwahrheit, gegen die Laſterhaftigkeit, gegen die Unvollkommen-heit jeder Art. Das Thier kann wohl Verſtand haben; aber nur der Menſch hat eine höhere Ver-nunft, welche die Geſetzgeberin heiliger und gerech-ter Handlungen iſt. Das Thier kann Klugheit beſitzen, aber iſt keiner Weisheit fähig, die nur des menſchlichen Geiſtes Eigenthum iſt.

Dies alſo ſind die irdiſchen Naturen des Menſchen, vermöge welcher er daſteht in der Mitte zwiſchen dem Staube und dem Ueberirdiſchen, zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen, zwiſchen der todten Körperwelt und der lebendigen, alles beſeligenden Gottheit. Sein Fuß hängt am Erdboden, ſein Haupt aber trägt er zum Himmel aufgerichtet. Er iſt Pflanze, er iſt Thier, aber er iſt noch etwas Göttlicheres. Der Leib iſt nur das Werkzeug ſeiner Seele; die Seele iſt nur das Werkzeug ſeines Geiſtes. Der Geiſt allein ſoll herrſchen über dieſe Werkzeuge, und mit ihnen ſeine Vollkommenheit ſchaffen. Eine andere Geſetzgebung hat zu ihrer Selbſterhaltung die Natur ſeines Körpers; eine andere Geſetzgebung die Seele in ihren Gefühlen und übrigen Eigenſchaften; eine höhere aber der Geiſt, welchem, als den Höchſten, alle andere untergeordnet ſeyn müſſen, wie die Diener ihrem Herrn untergeordnet ſind.

Die Klarheit des Lichts, und ich möchte ſagen: die göttliche Kraft im Geiſte durchdringt und verklärt, und erhöht ſelbſt alle Eigenſchaften des Körpers und der Seele. Daher geſchieht, daß der menſchliche Körper endlich an Fertigkeiten und

Geſchicklichkeiten die Körper anderer Thiere übertrifft; daß er der äußere Spiegel ſeiner innerſten Gefühle und Vorſtellungen werden kann. Daher geſchieht ferner, daß die menſchliche Seele in ihren Gefühlen und Fähigkeiten ſo veredelt wird, wie die Gefühle und Fähigkeiten eines Thieres nie ſeyn können. Das Thier kann Trieb zur Reinlichkeit, zur Ordnung haben, aber nur die Seele des Menſchen hat Sinn für äußere Schönheit; lebt mit Entzücken im Anſchauen reitzender Geſtalten oder in den zauberiſchen Klängen der Muſik, aus welchen ſie die Sprache ihrer tiefſten und zarteſten Gefühle geſchaffen hat. — Das Thier kann den Trieb haben, ſich andern furchtbar zu machen durch überlegene Macht und Stärke; aber der menſchliche Geiſt veredelt dieſen Trieb zum Streben nach Ehre und Ruhm aus vielſeitigen Wirken und Herrſchen. Das Thier kann geitzig und gierig ſeinen Raub bewachen, den es erworben hat; aber der menſchliche Geiſt veredelt dieſe rohe Freude am Beſitz in ein Trachten nach Vermehrung des Eigenthums, weil durch die Vervielfältigung ſeiner Hülfsmittel und Erweiterung ſeines Wirkungskreiſes auch die Möglichkeit vergrößert wird, noch erhabenere Pflichten zum Glück der Mitmenſchen zu erfüllen.

So iſt der Menſch durch die Kraft und Hoheit ſeines Geiſtes ſelbſt als Pflanze und Thier weit vortrefflicher und vollkommener, denn andere Pflanzen und Thiere. Daher übertrifft die Liſt des Menſchen und ſeine Klugheit, alle Liſt und Klugheit der übrigen Thiere, und vermöge ſeines ausgedehnteren Gedächtniſſes, folglich auch ſeiner reicheren Erfahrungen und eines geſchärfteren Verſtandes macht er die Schnelligkeit, die Stärke, die ſchärferen Sinnwerkzeuge, die furchtbaren, natürlichen Waffen mancher Thiere, die ihn in dieſen einzelnen Gaben oft weit übertreffen, unnütz.

Aber wie verachtungswürdig würde der erhabene, gottentſtammte, zur Ewigkeit und Vollendung auserkorne Menſch ſeyn, wenn er in der Welt auch nichts mehr, als bloß ein veredeltes Thier wäre! — Wenn er, um das liſtigſte, gewaltigſte, mächtigſte, erfahrenſte, ſchwelgeriſchſte Thier zu ſeyn, den höhern Beruf in ſich vergäße; verſäumte ein vom Irdiſchen und dem Wohl und Weh ſeiner Gefühle unabhängiges Weſen zu ſeyn, dem Pflicht und Recht über Haab und Gut, dem Heiligkeit der Geſinnungen über äußere Schönheit, dem Wahrheit und Gottähnlichkeit über allen menſchlichen Ruhm

und Beifall gehen ſollen. Wie unnatürlich und widerlich würde uns der majeſtätiſche Löwe erſcheinen, welchen wir den König unter den Thieren zu nennen pflegen, wenn er nichts als eine veredelte Pflanze, als ein geringer Wurm ſeyn möchte, den nur die willkührliche Bewegung von einem gemeinen Kraut unterſcheidet? Wenn er ſeiner Rieſenkraft vergäße, die in ihm wohnt; des Donners ſeiner Kehle, mit welcher er die Wälder erſchreckt und die Wüſte durchherrſcht; der Behendigkeit ſeines Laufs, mit welcher er ſeine entrinnende Beute zurückholt? wenn er ſich mit dem begnügte, was ihm der Zufall zuſpielt, und ſich von den elendeſten Kreaturen zertreten ließe, die ein bloßes Schütteln ſeiner Mähnen mit Entſetzen füllen würde? — Eben ſo unnatürlich und widerlich wäre der Menſch, der nach Gottes Bilde Geſchaffene, der zu einem göttlichen Daſeyn und Wirken wundervoll Ausgerüſtete, wenn er ſich begnügte, mit allen ſeinen hohen Anlagen bloß ein veredeltes Thier zu ſeyn.

Wehe, und was iſt oft der Sterbliche anders? —— Ich ſchaudere. Ich erkenne in Wahrheit, wie er oft tief unter ſeiner Würde niedergeſunken

daliegt, und ſeines göttlichen Urſprungs und ſeiner hohen Beſtimmungen gänzlich uneingedenk iſt. Wie er bloß für den Kitzel ſeiner Sinne lebt; wie er nur auf Erden arbeitet und ſorgt, ſich Nahrung und Vermögen zu ſammeln, um damit zu glänzen und ſich gütlich zu thun; wie er geitzig ſein Geld hütet und wuchert, um Metalle zu ſammeln, daß man ihm ſage, er ſei reich; wie er keine größere Glückſeligkeit kennt, als niedrige Wollüſte, Abwechſelungen der Ueppigkeit, Uebergänge von einer Luſtbarkeit in die andere; Pracht in Kleidern und Geräthe, Leckereien des Tiſches oder wie er die Ruhe ſeiner Tage, das Glück ſeiner Mitbürger für einen flüchtigen Ruhm aufopfert; oder wie ihn ein beſtändiger Neid gegen die Beſſern, und ein thieriſcher Haß gegen die erfüllt, die ſeine vermeinten Vorzüge nicht anerkennen.

Was iſt der Schönſte unter den Schönen, der Mächtigſte unter den Herrſchern, der Klügſte unter den Klugen mehr, als ein veredeltes Thier, wenn er für alles Höhere, Religiöſe, Göttliche, ohne Sinn, nur für das lebt, wofür auch die Thiere leben, für die Befriedigung von Begierden, Neigungen und Wünſchen, die nicht über den heutigen

Tag, über das künftige Jahr, wie über die endliche und unfehlbare Todesſtunde hinweg reichen? Was iſt der Menſch mehr, als ein veredeltes Thier, wenn er zwar einſieht, er ſolle Jeſu Chriſti, des Göttlichen Wort erfüllen: ſei vollkommen, wie dein Vater im Himmel vollkommen iſt; wenn er zwar zu den Tempeln eilt, um die höhere Wahrheit zu vernehmen, aber ſie nicht erfüllt; wenn er zwar zum Schöpfer ſeines Lebens betet, aber deſſen Willen nicht vollzieht, wie ihn der Gottesſohn uns offenbaret hat; wenn er zwar die äußerlichen Gebräuche der chriſtlichen Kirche gewohntermaßen beobachtet, aber nicht in Chriſti Sinn lebt, nicht ſegnet, die ihn fluchen, nicht wohlthut denen, die ihn beleidigen; nicht Gott über alles und jeden ſeiner Miterſchaffenen, wie ſich ſelber liebt? Wenn er zwar für Augenblicke ſich ermannt und das Geſetz des Geiſtes ehrt, aber bald wieder ſchwach und von der elendeſten Gewohnheit, von der unreinſten Neigung beherrſcht, dem Geſetz des Fleiſches unterthan wird? — Darum mahnte der Erlöſer ſo ernſt, ſo rührend auf Gethſemane ſeine Jünger und das ganze Menſchengeſchlecht durch ſie: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet.

Der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach. Matth. 26, 41.

Auch ich — — auch ich fühle meine Schuld, meine Verſunkenheit, meine Unwürdigkeit vor dir, o du Allerheiligſter, o Schöpfer meines unſterblichen Geiſtes! auch ich, indem ich auf mein vergangenes Leben und Treiben, Suchen und Arbeiten, Lieben und Haſſen zurückſchaue, erkenne mit Beſchämung und Betrübniß, daß ich weit mehr im Fleiſche, als im Geiſte lebte, und ein Sklav niedriger, ſinnlicher Begierden war, denen ich oft — ach, nur allzuoft meine höchſte Angelegenheit, meine heiligſten Pflichten und die ernſteſten Anregungen meines Gewiſſens aufopferte. Ich verwechſelte nur allzuoft das Geringſte mit dem Wichtigſten, das Vorübergehende mit dem, was ewigen Werth behält.

Ich weiß, o mein Schöpfer, daß ich die Pflicht habe, für die Erhaltung und Geſundheit meines Leibes zu ſorgen; daß ohne die Vollkommenheit des Werkzeuges, meine Seele zu vielem untüchtig wird. Aber wie leicht vergaß ich, daß auch ſelbſt der Leib nur Nebenſache iſt, wenn höhere Pflichten gebieten; daß ich weder Glanz noch Schönheit achten ſoll, wenn es darauf ankommt, der Unſchuld und Tu-

gend den Vorzug zu geben; daß ich für das Glück meiner Mitmenſchen in entſcheidenden Augenblicken weder Unbequemlichkeiten noch Gefahren, ſelbſt den Tod für meine Brüder nicht ſcheuen ſoll.

Ich weiß, o mein Schöpfer, daß ich die Freuden des Lebens genießen darf, ſolange ſie nicht in Widerſpruch mit der Tugend ſtehn, die mir mein Jeſus geboten; ich weiß, daß ich verpflichtet bin, darauf zu denken, diejenigen Mittel zu vermehren, durch welche ich der Welt immer nützlicher werden kann, mir Geſchicklichkeiten, Kenntniſſe, Vermögen, Anſehn zu erwerben. Allein, wie oft vergaß ich unbeſonnen über das Beſtreben nach den Mitteln, das Streben nach dem höhern und heiligen Zweck derſelben, und verſplitterte in unnützen Sorgen, in fruchtloſen Anſtrengungen meine Kräfte, um immer zu haben, ohne recht würdig zu gebrauchen, was mir ſchon durch deinen Segen verliehen war!

Der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach. Darum will ich fortan wachen, beten und arbeiten, daß ich nicht in Anfechtung falle, ſondern daß mein Geiſt überwinde und nach deinem heiligen Willen handle. Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Sechsundvierzigſter Sonntag, am 14 November 1813.

Schlagt in Feſſeln meine Glieder;
Aber frei bleibt doch mein Geiſt;
Prüft ihn, Thoren, er zerreißt
Mächtig alle Banden nieder;
Ihm wird aller Zwang zum Spott.
Meine Freiheit iſt von Gott.

O, wie fühl' ich mich erhaben,
Herr, wie haſt du mich geehrt!
Meines Geiſtes hoher Werth
Iſt die ſchönſte deiner Gaben;
Frei rings um' in der Natur,
Iſt der Geiſt des Menſchen nur.

Menſchenwürde, Menſchenwürde!
Ja, du ſollſt mir heilig ſeyn.
Leichter wird, gedenk' ich dein,
Mir des Erdenlebens Bürde.
Unter Druck, Verfolgung, Schmerz
Seh' ich freudig himmelwärts.

Stärke, Gott, mich in dem Streben
Meines Geiſtes freie Kraft
Ueber wilde Leidenſchaft,
Immer göttlich zu erheben.
Dadurch wird mein Heil beſteh'n.
Mag die Welt auch untergeh'n.

Die Naturen im Menſchen.

Vierte Betrachtung.

Gal. 5, 1. 16. 17.

Alles, was die weiſe Allmacht des Schöpfers ins Daſeyn berufen hat, bewegt ſich darin nach ewigen Geſetzen; und nichts kann die Geſetze brechen, denn ſie ſtammen von der Allmacht. Nach dieſen ewigen Ordnungen wandeln die Geſtirne, verwittert der Stein, erzeugt ſich das Metall; wächſt, blüht und welket; ſteigt der Vogel in die Lüfte; kriegt der Wurm am Boden; ſpielt der Fiſch in den Gewäſſern.

Auch im Menſchen und in ſeinen verſchiedenen Naturen herrſchen dieſe Ordnungen. Nach unwandelbaren Einrichtungen entſteht, ernährt ſich und vergeht der menſchliche Körper. Nach unwandelbaren Einrichkungen empfindet, begehrt und handelt im Thier, wie im Menſchen, die Seele. Dieſe Einrichtungen ſind ſo wunderbar zuſammenſtimmend, daß ſie einander nie widerſtreiten, ſondern gegenſeitig zur Aufrechthaltung und Fortdauer des Ganzen wirken. Sie ſind an ſich nie ſündlich und

unrein, denn wie könnte etwas aus der Schöpferhand des Allerheiligſten hervorgehen, das nicht heilig und rein wäre? Auch wird niemand ſagen, ein Thier ſündige mit ſeinen Trieben und Handlungen. Und wäre der Menſch nichts anders, als ein Thier: ſo könnte er nicht ſündigen.

Aber der Menſch iſt ein Geiſt. Auch als Geiſt hat er ſeine Geſetze empfangen. Dieſes Geſetz des Geiſtes iſt höherer Art; es ſtammt von Gott; und auch Gott iſt ein Geiſt. —

Der menſchliche Geiſt an ſich, wie Gott der Herr ihn ins Leben rief, iſt rein und ohne Sünde. Er kann, wär' er vom Körper frei, keinen andern Willen haben, als einen reinen, heiligen Willen. Nur erſt durch die Wirkungen ſinnlicher Begierden, die gegen ihn ſtreiten, denen er unterliegt, wird ſeine natürliche Unſchuld befleckt.

Der Wille des Geiſtes iſt das, was Gott will. Und den Willen Gottes hat uns unſer Erlöſer von der Sünde, Jeſus Chriſtus, geoffenbart. Darum ſprach derſelbe: wer in mir iſt, der bleibt in Gott. Wer von Gott iſt, der hört Gottes Wort.

Wenn aber alle Einrichtungen Gottes in der Natur ſo wunderbar übereinſtimmend ſind, daß ſie

einander nie widerſtreiten; wenn ſie niemals ſündlich, ſondern an ſich ſelbſt immerdar gut und heilig ſind: woher iſt denn die Sünde in die Welt gekommen? woher der verderbliche Kampf zwiſchen dem Geſetz des Fleiſches und des Geiſtes?

Urſprünglich hat einſt ein Menſchengeſchlecht im Anbeginn der Tage gelebt — nicht nur die heilige Schrift redet uns davon, ſondern auch die älteſten Sagen der älteſten Völker, die nichts von Moſes Büchern wußten, deuten auf eine ſolche Zeit zurück — da war der Menſch in reinſter Unſchuld; da waren ſeine ſinnlichen Triebe, die Empfindungen ſeiner Seele in keinem Widerſpruch mit dem heiligen Willen ſeines Geiſtes. Der Menſch war noch einiger mit Gott und der Natur. Dann erfolgte der traurige Abfall.

Willſt du dir ſeinen Abfall, dieſes Entſtehen der innerlichen Zwietracht des Menſchen mit ſich ſelbſt erklären: ſo blicke auf die Geſchichte jedes einzelnen Sterblichen von ſeiner Geburt an, blicke auf die Geſchichte deines eigenen Lebens zurück.

Der Säugling iſt unſchuldig; das Kind ohne Sünde. Da ſteh'n noch ſeine innern Triebe und Geſetze in keinem Widerſpruch. Zwar vermöge

ſeiner irdiſchen Natur begehrt es irdiſch, oft mit Heftigkeit; aber es iſt auch vermöge ſeiner geiſtigen Natur wahrhaft, ohne Falſch, liebend und gutmüthig. Darum wies Jeſus ſeine Jünger ſelbſt auf die unſchuldigen Kleinen und ſprach: So ihr nicht werdet wie dieſe Kindlein, könnet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. — Aber das Kind wächſt und wird älter. Reitzungen aller Art wirken auf ſeine Sinne. Falſche Beiſpiele leiten es irre. Es nimmt Gewohnheiten an, die ſeinen Gefühlen wohl thun. Dieſe Gewohnheiten ſcheinen anfangs ſehr unſchuldig zu ſeyn; die, denen die Erziehung des Kindes obliegt, ſehen darüber hin. Aber die Gewohnheiten werden älter und ſtärker mit den Jahren; ſie werden gleichſam zur andern Natur der Seele. Die Seele, wie der Körper empfangen dadurch eine falſche Richtung, weil die Befriedigung der Gewohnheit zur erſten aller Neigungen wird. Damit iſt der Keim einer Ungeſundheit der Seele entſprungen. Das Werkzeug des Geiſtes iſt mangelhafter geworden; der Geiſt iſt in ſeiner Thätigkeit gelähmt. Der Schmerz, welcher aus Nichtbefriedigung der gewohnten Begierden entſteht, wird zu heftig, als daß man ihn lange ertrüge;

Der Geiſt geräth in Kampf gegen die übermächtige Begierde, gegen die Krankheit des Leibes oder der Seele. Er muß unterliegen. Die Sinnlichkeit triumphirt; des Geiſtes heiliger Wille iſt vernichtet. Das iſt die Sünde!

Wir wiſſen aber, daß die Gewohnheit, wie in der Seele, auch im Körper ſelbſt, große Veränderungen hervorbringen kann, die bleibend ſind. Kräfte, die man im Guten oder Böſen oft übt, werden durch die Uebung ſtärker, als diejenigen, welche man weniger anſtrengt. Darum iſt bei Menſchen z. B. welche die rechte Hand häufiger anwenden, als die linke, jene zuweilen größer, aber immer ſtärker und kräftiger, als dieſe. So iſt es bei allen innern Theilen des menſchlichen Körpers, die öfters, als andere, geübt werden. So iſt es bei allen Neigungen und Kräften der Seele, die öfter, als andere gereizt, und angewandt werden.

Solche Eigenheiten des innern Körpers pflegen ſich von Aeltern auf Kinder zu vererben, gleichwie ſich gewiſſe Eigenheiten der Pflanze auf alle diejenigen Pflanzen fortſetzen, die von ihnen abſtammen. Schwächliche Aeltern haben ſelten ſtarke Kinder. Menſchen, die ihre beſte Lebenskraft in Wollüſten

verſchwelgt oder damit ihr Geblüt vergiftet haben, pflanzen ihre Gebrechlichkeit auf die beklagenswerthe Nachkommenſchaft fort, und hinterlaſſen den Geiſtern ihrer Kinder unvollkommene Werkzeuge. Daher ſieht man in vielen Familien gewiſſe Krankheiten, Schwächen, Neigungen und verderbliche Anlagen erblich werden. So wird die Neigung zu gewiſſen Fehlern fortgepflanzt von Geſchlecht zu Geſchlecht. — Hier iſt Erbſünde!

Als die Laſter des Menſchengeſchlechts einmal, durch den Sinnenreitz verführt, das Göttliche in ihnen vergeſſen hatten, ſanken ſie in immer größern Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Das Beiſpiel ihrer Schwächen wirkt auf die Nachkommenden. Die Neigung zur Sünde, fehlerhafte Anlagen, das Vorherrſchen einzelner thieriſcher Triebe ward erblich. Durch Adams Fall kam die Sünde in die Welt, wie noch heut durch laſterhafte Aeltern Neigung zu gewiſſen Laſtern weiter vererbt werden kann.

Wie wichtig iſt es alſo vor allen Dingen jedem Vater, jeder Mutter, auf ſich ſelbſt zu achten; daß ſie nicht durch ſündhafte Gewohnheiten und Neigungen ihren eigenen Körper, ihre eigene Seele

zerrütten und krankhaft machen, damit ſie dieſen krankhaften innern Zuſtand, dieſe Neigung zur Wolluſt, zum Jähzorn, zur Schlemmerei und andern Uebeln nicht zur unglücklichen Erbſchaft ihrer Kinder machen! Wie wichtig iſt es, daß ſie vor allen andern Dingen für die körperliche Geſundheit ihrer Erzeugten ſorgen, weil der Geiſt derſelben ohne ein geſundes, vollkommenes Werkzeug elend werden muß! — Wie mächtig wird dadurch die Pflicht, auf die erſte Erziehung der Jugend den meiſten Fleiß zu wenden, und mit Lieb' und Ernſt darüber zu wachen, daß nichts bei ihnen, als Gehorſam, Lieb und Wahrheit, zur Gewohnheit werde! Denn auch die anfangs unſchuldigſte ſinnliche Neigung eines Kindes, wenn dieſelbe ſich zu oft äußert, zu oft Befriedigung verlangt, wächſt eben durch ſolche Befriedigung zum Uebermaaß, wird Gewohnheit, andre Natur, Seelen- oder Leibeskrankheit, und damit zur Sünde, ſobald ſie mächtig genug iſt, den beſſern Willen des Geiſtes zu unterdrücken, und in Feſſeln zu ſchlagen. — Der menſchliche Geiſt, ſo lang' er frei iſt, ſo lang' ihn nicht die Macht der Gewohnheit und übermäßiger Neigungen

erdrückt, iſt gut, iſt rein, kann nichts Böſes wollen. Denn wie könnte auch ein vernünftiges Weſen das Unvernünftige wollen? wie könnte man ohne Unvernunft jemals behaupten, das Ungerechte ſei gerecht, das Abſcheuliche liebenswürdig? — Der Geiſt des Menſchen iſt herrlich, gut, rein; er kann das Böſe nicht wollen, ſo lang' er frei iſt.

Wer iſt frei? — Derjenige, welcher nach ſeinem Gefallen thun kann, was er will. Darum aber einem vernünftigen Weſen nichts, als das, was vernünftig iſt, gefallen kann, ſo wird es, ſo lange es frei aus ſich ſelbſt handelt, auch nur das wollen, was vernünftig und gut iſt.

Wer iſt frei? — Derjenige iſt's, welcher keinen fremden Geſetzen gehorcht, ſondern nur ſeinen eigenen, die er ſich ſelbſt macht. Da nun aber die Geſetze des Geiſtes nur Heiligkeit, Gerechtigkeit und Vernunftmäßigkeit ſind, und er alles Unheilige, Ungerechte, Vernunftloſe verachtet und haßt: ſo iſt der tugendhafte Geiſt der freieſte. So iſt in dem ſündlichen Menſchen keine Freiheit, ſondern Sklaverei; er gehorcht nicht ſeinen eigenen, inneren Geſetzen, ſondern den Geſetzen ſeiner ſinn-

lichen Neigungen. — Nicht der Geiſt will das Böſe, ſondern die thieriſche, ſelbſtſüchtige Natur des Leibes. Läßt ſich der Geiſt von dieſer überwältigen: ſo ſündiget er.

Daher kömmt, daß wir auch mitten im Rauſch der böſen Leidenſchaften noch denken und wiſſen: was ich thue iſt unrecht. Denn der Geiſt in uns kann ſeine reine Natur, ſein Geſetz nicht verläugnen. Wir nennen dieſe Empfindung das Gewiſſen. Und das Gewiſſen iſt nichts anders, als die klagende Stimme des Geiſtes! Unterdrücke, betäube dieſe Stimme nicht, Unglücklicher. Es iſt das Unſterbliche, was in dir redet. Willſt du das Unſterbliche in dir tödten? willſt du ein Selbſtmörder für die Ewigkeit werden? willſt du aufhören in der Reihe zur Seligkeit und Vollkommenheit berufenen Weſen zu ſtehen und zum Thier werden?

Das iſt nun das doppelte Geſetz in uns, von welchem Paulus redet: Ich weiß nicht, was ich thue; denn ich thue nicht, das ich will; ſondern was ich haſſe, das thue ich. Röm. 7, 15. Das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt und der Geiſt wider das Fleiſch. Gal. 5, 17. Das iſt der Urſprung der Sünde, daß unſer Geiſt das Glück aller

will; die ſinnliche Natur aber nur allein für ſich ſorgt, wie jedes vernunftloſe Thier. — Selbſtſucht iſt der Karakter der Thierheit; allgemeine Glückſeligkeit iſt das Streben des Geiſtes. Wenn nur daraus Widerſpruch erfolgt und der Geiſt den ſelbſtſüchtigen Trieben unterliegt, ſtatt ſie, als alleiniger König in ſeinem Gebiet zu beherrſchen: ſo iſt die Sünde vollbracht. — Darum ſprach Jeſus im Evangelium zu den Juden: „Ihr ſollt frei ſeyn. Wer Sünde thut, der iſt der Sünde Knecht.“ Joh. 8, 33. 34.

Der menſchliche Geiſt entſtammt dem göttlichen Geiſt; er iſt ein Kind Gottes; er iſt geſchaffen nach Gottes Ebenbilde. Darum iſt das innere Geſetz unſers Geiſtes das ihm vom Vater im Himmel gegebene Geſetz. Darum kann der menſchliche Geiſt keinen andern Willen haben, als den Willen Gottes. Und weil das Geſchlecht der Sterblichen ſeinen himmliſchen Urſprung vergeſſen hatte; abgefallen war vom göttlichen Vater; verſunken lag im Irrthum und verwildert in den Umtrieben thieriſcher Selbſtſucht, trat Jeſus Chriſtus in das Leben, uns Licht zu geben in der Finſterniß, Erlöſung zu bringen durch das Wort der Wahrheit, uns frei

zu machen durch Offenbarung des göttlichen Willens. So ihr bleiben werdet an meiner Rede, rief der Erlöſer: ſo ſeid ihr meine rechten Jünger, und werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen. Joh. 8, 31. 32.

Zu dieſer Freiheit des Geiſtes zeigte der Heiland uns den verlornen Weg; er kam, uns von dem Geſetz und Trieb der irdiſchen Natur, nämlich von der thieriſchen Selbſtſucht zu befreien, und uns zu dem Geſetz des Geiſtes zurückzuführen, welches allgemeine Glückſeligkeit des Weltganzen will. Alle Geſetze aber, ſpricht die heilige Schrift, werden in einem Wort erfüllt: Liebe deinen Nächſten, als dich ſelbſt. Gal. 5, 14.

So beſteht nur in der Freiheit, damit uns Chriſtus befreiet hat, und laßt euch nicht wiederum in das knechtiſche Joch fangen! Gal. 5, 1.

Man glaube doch nicht, als ſei der menſchliche Geiſt an ſich ſelbſt viel zu ſchwach den gewaltigen Gewohnheiten und Trieben der irdiſchen Natur des Menſchen zu widerſtehen. — Wäre dem alſo, wie würde Gott, wie würde Jeſus Chriſtus ſolches von uns begehrt haben? wie würde unſer eigenes Bewußtſeyn uns dazu auffordern können?

Es hat der menſchliche Geiſt eine unglaubliche Macht über ſein Werkzeug, über die Neigungen und Triebe der Seele und des Körpers, wenn er nur feſte Entſchloſſenheit genug hat, ſeinen Willen geltend zu machen. Haben wir nicht Beiſpiele des Heldenmuthes genug, mit welchem ſtarke Geiſter alle Schmerzen der Krankheit überwunden haben, und unter den größten Qualen heiter und getroſt blieben? Wenn ein Glied des menſchlichen Leibes vom innern Brandſchaden ergriffen iſt, daß dadurch das ganze Leben bedroht wird; wenn die Trennung des Gliedes vom Leibe nothwendig wird: ſo ſchaudert die ſelbſtſüchtige, thieriſche Natur davor; aber der vernünftige Geiſt ſpricht: der Theil muß zum Beſten des Ganzen aufgeopfert werden. Und aller ſchmerzlichen Sinnen ungeachtet wird, weil der Geiſt will, die Trennung des ſchädlichen Gliedes vollſtreckt. Der Geiſt überwindet die Schmerzen des Körpers.

Andre edle Menſchen, die des Reichthums und Wohllebens gewöhnt waren, und plötzlich in die bitterſte Armuth verſanken, gaben nicht geringere Beweiſe ihrer Geiſtesſtärke durch die heiterſte Gelaſſenheit im Unglück, das ſie unſchuldig erdulden mußten. Denn nur wohlverdiente Noth iſt das Niederſchla-

genſte. Die Noth zwar ließe ſich ertragen, aber nicht das Bewußtſeyn, ſie verſchuldet zu haben.

Ja, kennen wir nicht zahlreiche Beiſpiele, wie der Geiſt des Menſchen um eine theuere, heilige Sache ſelbſt den Tod des Leibes nicht ſcheute? Mochte doch die ſelbſtſüchtige, ſinnliche Natur vor dem Sterben zurückſchaudern: der Geiſt ſprach, hier iſt das Sterben für die gute und große Sache Pflicht, und das Leben ward freudig dahin geopfert.

So unverkennbar groß iſt die Gewalt unſers feſtentſchloſſenen Geiſtes über die Seele und den Körper. Warum ſollten wir, bei ernſtem Willen, verzweifeln, daß wir unſere Unabhängigkeit und Freiheit gegen den Einfluß des Körpers und der herrſchenden, irdiſchen Begierden behaupten könnten?

Dies geſchieht aber nicht dadurch, daß wir faſten, uns kaſteien; aller irdiſchen Freuden abſchwören; jedes Vergnügen für Sünde halten; in Einöden flüchten; unſerm Leib die dringendſten Bedürfniſſe, oder auch nur alle Annehmlichkeiten verſagen. Nein, auch in einem zermarterten, abgequälten Leibe kann ein knechtiſcher Geiſt wohnen. — Wir wiſſen ja, daß Gott dies Leben nicht umſonſt mit Anmuth ſchmückte; ſondern der Schöpfer wollte auch von dieſer Seite unſre Glückſeligkeit vermehren. Wir wiſſen

ja, daß die Triebe des Körpers, die Gefühle und Neigungen unſrer Seele an ſich ſelber ganz unſchuldig ſind, ſo lange ſie nicht im Widerſpruch ſtehen mit unſern höhern Geſetzen der Vernunft, mit dem Willen Gottes. — Wir wiſſen ja, daß die Selbſtſucht der thieriſchen Natur ein vom Schöpfer gegebener Trieb iſt, zur Beſchirmung, Erhaltung und Vervollkommung der Werkzeuge unſers Geiſtes.

Allein die Forderungen dieſer Selbſtliebe ſollen nicht weiter ſchreiten, als ihr erſter Zweck, nämlich Geſunderhaltung des Körpers und der Seele, nöthig machen; ſie ſollen dem Geſetz des Geiſtes nicht widerſtreiten, welches Beförderung allgemeinſter Glückſeligkeit verlangt. — So wir Nahrung und Kleider haben, ſprach Jeſus: ſo laſſet uns genügen; in allem Uebrigen liebet Gott über alles und den Mitmenſchen, wie euch ſelbſt. Der Geiſt muß frei ſeyn; muß allein herrſchen über die Triebe des Körpers, über die Macht der Neigungen und Gefühle der Seele; er muß die Triebe der Selbſtſucht in ihre natürlichen Schranken zurückweiſen, wie ſchmerzlich es auch unſrer thieriſchen, ſelbſtſüchtigen Natur fallen möge. Das heißt in der Sprache der heil. Schrift, ſein Fleiſch kreuzigen ſammt den Lüſten und Begierden.

Und wenn ich nun einen Blick tief in mein Inneres werfe, und mich erforſche, ob ich frei bin — was ſpricht mein Geiſt?

Schaamvoll und bebend blick ich auf zu dir, o Gott, Allheiliger! ich bin nicht, wie ich ſeyn ſoll. Vater, ich bin von dir abgefallen; — ich Unglückſeliger, nach deinem Ebenbild erſchaffen, gleiche dir nicht mehr. Umſonſt kam Jeſus, mich zu befreien von den Banden der Sünde; ich blieb ihr Knecht. Umſonſt offenbarte er mir deinen heiligen Willen; ach, unter ſchmachvollen Gewohnheiten verſunken, von Neigungen, die ich allzumächtig werden ließ, überwältigt, verdunkelte ſich meine Vernunft und vergaß ich im Rauſch niedriger Gefühle — o wie oft! — deinen heiligen Willen. — Auch ich, weh, daß ich mirs geſtehen muß! war nur zu oft mehr Thier, als Geiſt, und meine Handlungen giengen mehr aus Selbſtſucht hervor, denn aus der Geiſtesſehnſucht nach Beförderung allgemeiner Glückſeligkeit. Wo ich nur Fehler haſſen ſollte, haßt' ich oft die Menſchen; aus Begierde zur Ehre, zum Anſehn, zum Wohlleben verſäumt ich die erhabenen Pflichten; Klugheit galt mir oft mehr als Weisheit.

Oft habe ich zwar mein Unrecht empfunden und mit mir ſelbſt gekämpft — warum muß ich in mehr als einem Kampfe mit mir unterliegen? Der Geiſt war willig; das Fleiſch ſchwach. O Vater, Liebevoller, Langmüthiger, ſtärke meine Kraft; gib mir ein mächtigeres Vertrauen auf mich ſelbſt, daß ich entſchloſſener werde und durch Entſchloſſenheit obſiege. Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Chriſtenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Siebenundvierzigſter Sonntag, am 21 Nov. 1813.

Herrlich ausgebreitet ſteh'n
Deine Himmel, doch vergeh'n
Deine Himmel und die Welt
Sinkt, wenn ſie dein Arm nicht hält.

Was der Menſch vom Staube ſchuf,
Es verflog vor deinem Ruf,
Und des Alterthumes Pracht,
Deckt ſchon allgemeine Nacht.

Du nur bleibeſt, wie du biſt,
Und was du verordnet, iſt
Jetzt, wie über tauſend Jahr,
Heilig und unwandelbar.

Sollt' ich mehr auf Menſchen ſchau'n,
Als auf dich, mein Gott, vertrau'n,
Deſſen Weisheit und Verſtand
Immer für mich Rettung fand!

Die Worte der Vorwelt.

1. Petri 1, 24. 25.

Warum zitterſt du, o meine Seele, vor dem Sturme dieſer Zeiten, der alles umzuſtürzen droht? Warum zitterſt du vor der Gewalt der Mächtigen auf Erden, und ihrem Zorn und der Macht ihrer Heere? Warum zitterſt du vor der Wuth der Völker, vor den Abſichten der Herrſcher? — Ach deine eigenen Geliebten werden das Opfer des groſſen Elends, dein eignes Haus wankt auf dem unſichern Grunde. Wie ſoll es werden mit uns?

Wieviel haben wir ſchon ſeit Jahren erlebt; was ſollen wir noch erleben? Iſt das auf hundert Schlachtfeldern vergoſſene Blut noch nicht zum Strom angeſchwollen, in welchem die Flamme des Kriegs auslöſchen könnte? Wohin drängt und eilt alles? Sollen die weiland blühendſten Reiche der Erde wieder Einöden ſeyn? Soll das milde Licht der Wiſſenſchaften, welches ſoviel Anmuth über das Leben verbreitet, wieder in der alten, zurückkehrenden Nacht der Barbarei erglimmen? ſollen die gefälligen Künſte und Gewerbe des Friedens wieder unnütz werden, in denen wir einer dem andern

dienten und die Menſchen ſich gegenſeitig zum Bedürfniß und zur Freude wurden?

Was liegt denn in den Planen der Menſchen? Wohin geht ihr Trachten? Was iſt das Schickſal unſrer Städte, Dörfer, Uebungen und alten Geſetze? Welches Verhängniß droht unſern Thronen, unſern geliebten Landesvätern? Iſt dem Sterblichen alles erlaubt mit ſeiner Macht?

Warum zitterſt du, o meine Seele, vor dem Sturme dieſer Zeiten und vor den Planen der Menſchen und vor den Thaten ihrer entzügelten Leidenſchaft? — Lebt nicht der Eine noch, dem alles gehört, der alles vorherſah, der alles geordnet hat in ſeinem Rath, der auch dem Mächtigſten ſeine Schranken baut? — Hat er, der Eine, der Allerherrſchende, vor dem die Seraphim verſtummen und die Welten erbeben, hat er ſich dir in ſeiner Alleinmacht und Güte noch nicht genugſam offenbart? Weiß er nicht am beſten, wie weit der Sturm brauſen, und wo er ſchweigen ſoll. Die Menſchen können rathen; Gott aber lenkt den Zug der Begebenheiten groß und klein.

Zittere nicht vor den Raſereien der Welt, vor den drohenden Entwürfen und Thaten derer, welche

die Macht zu haben ſcheinen. Siehe, was ſie heut thun, iſt morgen nicht mehr vorhanden! Aus dem Uebelſten, was ſie erſonnen, muß das Gute hervorſteigen, das ſie nicht wollen. Quillt nicht aus dem Schooße der Nacht endlich das Tageslicht? — Was ſie heut thun, iſt morgen nicht mehr vorhanden; nur das Gute bleibt, was ſie ſelbſt nicht verlangten, nicht bemerkten, nicht beſchützten. Aber das Gute will Gott, darum geht es überall endlich ſiegend aus den Trümmern des Untergangenen herauf. Der Tempel allgemeiner Glückſeligkeit, das Gottesreich, muß auf Erden wachſen. Es erweitert ſich der große Bau von einem Tage zum andern. Die Thorheit wie die Weisheit der Sterblichen bringt dazu ſeinen Beitrag. Fürchte nicht, der Tempel werde zuſammenſtürzen, wenn das Rüſtwerk der Bauleute bricht, weil es nach und nach immer mehr entbehrlich wird, wie der Gottesbau vorrückt.

Warum zitterſt du vor den feindſeligen Träumen, Entwürfen und Gewaltthaten der Menſchen? Siehe, was ſie heute thun, iſt morgen nicht mehr vorhanden. Was geſtern geſchah, iſt heute ſchon durch neue Begebenheiten weggedrängt.

Es **ſoll** alles vergehen, es **ſoll** immer das

Neue kommen und wieder veralten, damit du im Zuge der vorüberwandelnden Dinge erkennen mögeſt, was das Unbeſtändige ſei, und was das Beſtändige? Wer im Wechſel der Begebenheiten das bleibende einzig Wahre, — wer im Wechſel der Freuden und Schmerzen die bleibende einzige Luſt erkannt hat, der ſteht auf dem Wege ein Weiſer zu werden. Und er iſt ein Weiſer geworden, ſobald nur die bleibende Wahrheit ſein einziges Gut und die bleibende Luſt ſeine einzige Sehnſucht iſt.

Wie verſchwinden doch ſobald alle Drohungen der Gewaltigen, wie eitel iſt ihr Streben und Wirken! Die Majeſtät der Mächtigſten wird endlich zum Nichts, welches der Bettler mit in die Erde nimmt. Denn es ſagt die heilige Schrift: „alles Fleiſch iſt wie Gras; und alle Herrlichkeit der Menſchen, wie des Graſes Blumen. Das Gras iſt verdorrt und die Blume abgefallen. Aber des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit.“ 1. Petri 1, 24. 25.

Die Reichen bauen Palläſte auf Jahrhunderte, die Könige gründen Throne auf Jahrtauſende. Wo ſind nun die Palläſte des Stolzes, die noch vor wenigen Menſchenaltern glänzten? Wo ſind die ungeheuern Reiche und Ordnungen, welche der

Hochmuth der Eroberer oder die Klugheit der Geſetzgeber ſchuf? — Siehe, es iſt alles anders geworden. Und was ſie heut thun, iſt morgen nicht mehr vorhanden.

Blick ich auf die herrlichen Werke der Vorzeit, wie war doch die Welt davon des Ruhmes ſo voll! Was iſt aus ihnen geworden? Was fruchteten die Heldenthaten der Weltüberwinder? Sie zerſtörten den Frieden der Zeitgenoſſen, und erbten die Verachtung der Nachkommen. Was frommten die Denkmale der Eitelkeit, welche ſich die Macht der Sterblichen baute? Sie liegen verwittert, im Staub begraben, von Diſteln umwuchert. — Keines weis, wer ſie erhöhte oder weſſen Namen ſie verewigen ſollen.

Wo iſt das übermüthige Babylon? Es herrſchte lange durch das weite Morgenland, und ſchreckte die Thronen und Völker. — Wanderer ſehen heut noch in einer todten Sandwüſte einige nackte Schutthaufen, und daran klebt der Name der uraltmächtigen Stadt. — Wo liegen Tyrus und Sidon, in deren Vorrathshäuſern einſt aller Reichthum entfernter Weltgegenden verſammelt gefunden ward? Wo glänzt noch das prangende Ninive, welches

einſt die groſe Stadt Gottes hieß, drei Tagereiſen groß? Jonas 3, 3. Der Herr ſchonete ihrer, als ſie nach des Propheten Predigt Buße that, und der König von ſeinem Thron ſtieg, den Purpur ablegte und einen Sack um ſich hüllte. Aber ewig ſollte Ninives Pracht nicht währen. Kaum erblickt man noch Trümmern am Strom des Tigris in der Einöde neben ärmlichen Fiſcherhütten. — Jeruſalem liegt zerfallen. Niemand erkennt in dem Orte noch die Stadt Davids und die Größe Salomons, zu deſſen Füßen Arabien ſeine Schätze ausſchüttete. Die Weisheit der Aegyptier iſt verloren; die Gewalt der Pharaonen vergeſſen. Das Land iſt mit Bruchſtücken verſchwundener Tempel und Grabmäler bedeckt, deren Inſchriften niemand mehr zu deuten weis. Völker fremder Weltgegenden zogen darüber hinweg, wie eine zerſtörende Fluth. — Wer weis noch von Perſiens Macht, welche einſt das halbe Aſien unterjochte? Weder die Tapferkeit noch Staatsklugheit des Coros konnte ſeinem Werke Dauer geben; heut iſt das Land zerſtückelt, nach brudermörderiſchen Kriegen halb öde, die Beute mehrerer Stämme und Herrſcher. — Zwar heut noch wird Griechenlandes Weisheit und Kunſt geprieſen; aber

ſie lebt nur noch dunkel in der Menſchen Gedächtniß. Das ehemals blühende Land iſt ein Raub gefühlloſer Barbaren geworden. Wo Paulus einſt auf den Straßen Athens den unbekannten Gott predigte, welchen man einen Altar gebaut hatte; wo ſonſt der Wohnſitz der Kunſt und Wiſſenſchaft ſich zwiſchen zahlloſen Palläſten und Tempeln erhob; wohin ſonſt aus den entlegenſten Landen Wißbegierige wallfahrteten, um ihre Kenntniß zu mehren, ihre Sitten zu verfeinern, erblickt der Reiſende heut nur armſelige Hütten eines Dörfleins zwiſchen den letzten Trümmern der Vorzeit. — Korinth, die reiche Stadt, worin ſich ſchon früh um Paulus, mitten unter der Ueppigkeit und dem Wohlleben der ſchwelgenden Bürger, eine Gemeinde gläubiger Chriſten ſammelte, ward ein Raub der Flammen. Nur dürftig behauptete ſich ein ſpäteres Städtchen auf der Brandſtätte vernichteter Schätze. — Wie mächtig war Rom, die Weltbeherrſcherin, zu den Tagen der Geburt unſers Erlöſers! Die bekannten Länder der Erde in jenen Tagen zollten dem Kaiſer Zins; Jeruſalem ſelbſt und ein großer Theil geſammten Morgenlandes; die fruchtbaren Küſten Aſiens, und der Welttheil, welchen wir bewohnen,

lag ſeinem furchtbarem Zepter unterthan. Wo iſt die Allgewalt des Römerreichs? Schon ſeit anderthalbtauſend Jahren nicht mehr vorhanden. Wie viel Eroberer kamen nach dieſem und vergiengen mit ihren Thaten! wieviel Reiche wurden nach dieſem geſtiftet und wieder vernichtet! Denn alles Fleiſch iſt wie Gras und alle Herrlichkeit des Menſchen wie des Graſes Blume, das Gras iſt verdorret und die Blume abgefallen!

Alles Irdiſche iſt nichtig. Warum zitterſt du noch, o meine Seele, vor dem was heute geſchieht? morgen iſt es nicht mehr vorhanden, wie es heute war. Das Neue veraltet. Nur mein unſterblicher Geiſt und Gottes Huld veraltet nicht. Ich werde leben, wenn die Reiche der Welt längſt untergegangen ſind. Warum zittert das Unſterbliche vor dem Sterblichen, welches ſeiner Natur nach Ohnmacht iſt?

Alles Irdiſche iſt nur Stoff zum Gewande der Seele und des Geiſtes. Das Gewand vermodert. Der Geiſt bleibt. Tauſend Geſchlechter haben vor dir auf der Stelle gewohnt, welche jetzt du und deine Lebensgenoſſen bewohnen; tauſend Geſchlechter, mit dunkeln oder glänzenden Namen, zogen

vor dir über den Landſtrich hin, den du heut dein Vaterland nennſt. Was iſt aus denen geworden, die hier lange vor dir umherwandelten? Was iſt aus allen ihren Werken geworden, die ſie mit ſoviel Sorge, Muth und Kummer ſchufen? Wars der unmäßigen Freude werth, die ſie beim Gelingen ihrer Plane äußerten? wo ſind ihre Plane? Wars der zahlloſen Thränen werth, die ſie über ihre vermeinten Unglücksfälle vergoſſen? Wo iſt denn nun alles, was ihnen Luſt und Trauer machte? — Siehe, wohin du trittſt und der Staub ſich zu deinen Füßen erhebt, ſteigt Staub empor, der einſt zum Leib und Eigenthum deiner Vorfahren gehörte. Denn ſelbſt wie ihr Fleiſch, iſt ihr feſtes Gebein mürbe und morſch in Erde zerfallen, in andre Körper übergegangen und in fremdes Leben verwachſen mit dem Safte ſpäterer Pflanzen, mit dem Fleiſche der Thiere, die ſich von den Gewächſen des Staubes nährten.

Dieſer Blick auf die Vorwelt und ihre Werke, und wie ſie mit ihren Werken, gleich einem Traumbild verſchwunden iſt, deſſen man nur noch flüchtig gedenkt, dieſer Blick auf das Vergängliche in allem, was vom Staube kam, lehre dich das Einzigwahre

und Bleibende finden. Denn auch du, mit deinem Schmerz und deiner Luſt wirſt vergehen. Es wird ein Tag kommen, da man auch nicht mehr das kleinſte deiner Gebeine finden wird; da der Leib, welchen du heut noch zärtlich pflegteſt, in Sonnenſtäubchen, im Saft des Graſes, im Blut ſpäterer Geſchöpfe ſchwimmt. Es wird ein Tag kommen, da niemand mehr unter dem Monde wandelt, der dich gekannt oder der auch nur von dir gehört hat; da dich niemand mehr nennt und keiner weiß, ob du jemals ein Lebendiger geweſen biſt.

Zittre nicht, Unſterblicher, vor dieſem Gedanken; denn du lebſt und wirſt leben, während deines Leibes Staub wunderbar verſchwunden iſt, um andern Geiſtern zu dienen in andern Verbindungen und Ordnungen. Zittre nicht, Jeſus ſagts, vor dem, was den Leib tödtet; wohl aber fürchte, was die Seele tödtet! denn alles Fleiſch iſt wie Gras, und alle Herrlichkeit des Menſchen wie des Graſes Blumen. Das Gras iſt verdorrt und die Blume abgefallen.

Der Blick auf deine Vorwelt und ihre Werke, auf die allgemeine Vergänglichkeit des Irdiſchen, weit entfernt dich zu erſchrecken, dich muth-

los zu machen und zu beugen, ſoll dich erquicken und heben. Blicke auf die Werke der Vorwelt, und du wirſt nicht mehr ſo ſehr vor den Ereigniſſen des heutigen Tages beben. Die Menſchen, auch die mächtigſten derſelben, erreichen nicht, was ſie wollen. Das Böſe, was ſie zu ſtiften gedenken, verwandelt ſich unter ihrer Hand zum Nützlichen. Was du für verderblich hältſt, iſt vielleicht die erſte Quelle des Segens; was dir Gift ſchien, war vielleicht Arznei. Man ſchlug ſchon Völker in Ketten, um ſie zur Freiheit reif zu machen; verfolgte die Weiſen, um ihre Lehre deſto verbreiteter zu machen; tödtete die Tugendhaften, um Andere durch ihr Beiſpiel zu begeiſtern. — Denn ſiehe, das iſt die göttliche Ordnung in den Schickſalen der Menſchheit, daß die Sterblichen zwar aus Irrthum oder Bosheit ein dauerndes Uebel ſtiften wollen, aber es nie vollbringen können. Gott wehret!

Du ſprichſt: das Böſe in den Werken der Vorwelt gieng unter, aber wieviel auch des Herrlichen und Guten! — Und wieviel Herrliches und Gutes wird auch durch den Sturm unſrer Zeiten vertilgt! Zittre nicht, Unſterblicher, niemand vertilgt das

Unſterbliche! — Kunſtwerke, Stiftungen, Wohlſtand, vortreffliche Verfaſſungen, Handel, Gewerbe können vernichtet werden, aber ſind ſie der Zweck vom Leben der Geiſter auf Erden? Und man zerſtört doch zuletzt nur die ſinnlichen Wirkungen der Kunſt, des Fleißes, der Tugeud, der Weisheit: wer aber iſt auf Erden mächtig genug den Gedanken der Kunſt, des ſchöpferiſchen Fleißes und der Tugend zu vernichten? Das Geiſtige bleibt das Erbe der Menſchheit von Jahrhundert zu Jahrhundert; die Form des Geiſtigen, die irdiſchen Darſtellungen des Gedankens mögen brechen durch das Schwerdt des Kriegers oder durch die Gewalt der alles verwitternden Zeit.

Der Blick auf deine Vorwelt und ihre Werke, wie ſie alle verſtäubten, ſoll dich nicht niederſchlagen und beugen, ſondern erquicken und heben. Denn Unſterblicher, nur das Sterbliche iſt geſtorben und untergegangen! Darum höre auf ſtolz zu ſeyn auf das Irdiſche, und ſuche deinen Ruhm in dem, was unſterblich iſt. — Zittre nicht, blühende Jungfrau, für das Hinwelken deiner Schönheit, den ſie ſoll und wird welken. Erhebe dich nicht deiner Kraft, Jüngling, deine

müden Arme werden ſich nach wenigen Jahren ſuchen an einem Kinde zu ſtützen. Freue dich nicht übermüthig deines Reichthums, Begüterter, er iſt nach wenigen Jahren gewiß in der Hand eines andern. Weine und ſorge nicht troſtlos, o du Verunglückter, um deinen zerrütteten Wohlſtand; es war dir das höchſte Heil ihn einzubüßen, weil er dich mit ſeinen Feſſeln ſchwer zum Sinnlichen und Thieriſchen niederzog; du aber ſollteſt, o unſterblicher Geiſt, nicht um das Sterbliche, ſondern um das Ewige in dir bemüht ſeyn. Zittre nicht vor möglichen Lebensgefahren in dieſen Zeitſtürmen, du kannſt, wenn das Schlimmſte geſchieht, doch nur ſterben. Und dies wirſt du müſſen, auch ohne den Zeitſturm. — Zittre nicht vor dem Hohngelächter deiner ſiegenden Feinde; — wem ſein Gewiſſen ein frohes Zeugniß gibt, fürchtet Menſchenſpott am wenigſten.

Alle die in dieſen Tagen der Noth um ihr irdiſches Wohlſeyn verzagen, beweiſen durch ſolche Muthloſigkeit, daß ſie an dem Zufälligen mehr hangen und mit dem Sinnlichen enger verwandt ſind, als ſie es ſeyn ſollten; daß ihnen ſolche Zeiten nothwendig ſind, um ſie von ihrer Weichlichkeit

zu befreien und ſie zur Chriſtenheit, zur Seelengröße zu erheben. Und erreicht das Unglück der Tage dieſen Zweck in ihnen nicht: ſo werden noch ſchwerere Zeiten ſie lehren müſſen, was Noth iſt dem Unſterblichen und ihnen. Es ſoll, es muß endlich dahin kommen, daß wir unabhängig werden von den Reitzen eines weichen, ſelbſtſüchtigen Lebens, und ſtark werden, durch jene hohe Selbſtverläugnung, in der Jeſus unſer Vorbild war. Nur der iſt Chriſt, welcher die irdiſchen Güter mehr für Andere hat, als für ſich ſelbſt; welcher ſie gebraucht, ſich aber nicht von ihnen gebrauchen und beherrſchen läßt. Was kann der fürchten, welcher in unverſchuldeter Schmach keine Schande, in unverdienter Verarmung kein Elend, im Tode kein Unglück, ſondern nur das Ende alles irdiſchen Trübſals findet.

Ja, der Anblick der großen, allgemeinen Vergänglichkeit der Dinge ſoll mich keineswegs niederdrücken, ſondern meinen Geiſt zu ſeiner wahren Selbſtſtändigkeit und angebornen Würde erhöhen. Ich will in den Gewittern des Lebens meine Stärke zeigen, durch welche ich mächtig bin über alle Unfälle. Meine Stärke aber iſt das Bewußtſeyn meiner

eigenen Unvergänglichkeit, und daß ich noch ſeyn werde, wenn alle Thronen und Reiche dieſer Zeit nicht ſind. Meine Stärke iſt das Bewußtſeyn eines reinen, tugendhaften, wohlwollenden Gemüthes, welches fern von Selbſtſucht alles zum Beſten Anderer hat und benutzt. Denn die Unſchuld iſt ein eherner Schild gegen Widerwärtigkeiten und die Wegweiſerin zu Triumphen. Meine Stärke iſt das Bewußtſeyn, daß du, allmächtiger Urheber meiner Tage, du Ordner meiner Schickſale, daß du die ewige Liebe und mein Vater biſt! — Und biſt du, mein Gott, für mich, wer will mir ſchaden; wer will wider mich ſein?

Dieſe Stärke hab' ich durch Jeſum empfangen, der mich durch ſein Wort erleuchtet und beſeliget hat; der mir meinen Gott offenbart hat in ſeiner unvergänglichen Liebe; der mich durch die Finſterniſſe des Lebens den Blick in das Allerheiligſte der Ewigkeit thun ließ; der, mich durch ſeine Lehre von den Sünden erlöſend, zur wahren Freiheit und Unabhängigkeit, das heißt, zum wahren Leben des Geiſtes erhob. Durch Jeſum Chriſtum bin ich zu allem mächtig. Denn des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit! Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Achtundvierzigſter Sonntag, am 28 November 1813.

Nur wer reines Herzens iſt,
Blickt zum Himmel mit Vertrauen;
Schlauheit kann und Hinterliſt,
Niemals feſtes Glück erbauen.
Reden müſſen, ſo wie Thaten,
Unſer reines Herz verrathen.

Ränke ſind der Weisheit nie,
Launen nie der Tugend eigen;
Aber Vorſicht fordert ſie
Wie im Reden, ſo im Schweigen.
Gott ſollſt du in allen Trieben,
Menſchen, wie dich ſelber, lieben.

Wenn im Buſen tief und hell,
Wahre Gottesliebe lodert,
O der fehlet nicht ſo ſchnell.
Was er meidet, was er fordert,
Und ſein Reden und ſein Schweigen
Wird von Gottes Liebe zeugen.

Die Nothlügen.

Luk. 22, 55. 56. 57.

Dieſer war auch mit ihm!“ rief die Magd, welche den Jünger Jeſu im Hauſe des Hohenprieſters am Feuer ſitzen ſah, während Chriſtus duldend das Todesurtheil erwarten mußte, und ein gleich trauriges Schickſal alle ſeine Anhänger bedrohte. „Dieſer war auch mit ihm!“ rief die Magd. Petrus aber, voller Furcht und Schrecken, verläugnete ihn und ſprach: Weib, ich kenne ihn nicht! Luk. 22, 57.

That Petrus recht daran, als er in augenſcheinlicher Gefahr war, ſich von ſeinem Meiſter los zu ſagen und zu ſprechen: ich kenne ihn nicht? — Vielleicht wird jeder, der es lieſet oder höret, ausrufen: das ſei ferne! ich an ſeiner Stelle würde meinen Heiland nie verläugnet haben! — Aber viele werden in ihrem Herzen denken: konnt’ er denn anders? War er nicht gewiß, daß, wenn er die Wahrheit ſpräche, er ebenfalls dem grauſamſten Schickſale preis gegeben worden wäre? Sah er nicht das Verdammungsurtheil Jeſu ſchon auf aller Zeugen und Richter Lippen, und die Mordluſt aus den Augen des jüdiſchen Volkes funkeln? Konnt’ er Jeſum retten, wenn er, ſtatt ihn zu verläugnen, ſich zu ihm

bekannt hätte? War's nicht billig, daß er wenigſtens noch auf die Rettung ſeines eigenen Lebens bedacht war? Konnte hier die Nothlüge nicht zu einer heiligen Pflicht werden? Gebot hier nicht die Klugheit, für einen Augenblick von der Wahrheit abzugehen?

So wird mancher, der ſich in die bedenkliche Lage des Jüngers verſetzt, heimlich bei ſich denken, wenn er gleich es öffentlich zu ſagen ſich ſchämt. — Aber Paulus, ſobald er vom erſten Schrecken zu ſich ſelber gekommen war, fand, was er gethan, weder gerecht noch klug. Denn er fühlte ſein Vergehen mit ſchmerzlicher Reue; er weinte bitterlich. Er fühlte, daß er ſeinem Jeſu nicht die unendliche Liebe vergolten habe. Wo iſt der Vater, der ſein Kind liebt, welcher es im Augenblick der Gefahr verläugnen könnte? Wo iſt die Mutter, die in ihrer heißen Mutterliebe nicht das Leben um das Leben des Kindes wagen, oder in der Noth deſſelben ſich von ihm losſagen würde? Wahre Zärtlichkeit denkt nur an den geliebten Gegenſtand und vergißt ſich ſelbſt. Petrus fühlte, er habe ſeinen Jeſum nicht ſo geliebt, wie er von ihm geliebt worden. Darum gieng er, und weinte die Thränen bittrer Reue. — Er fühlte, daß er nicht nur ohne Liebe, ſondern

Die Nothlügen.

Luk. 22, 55. 56. 57.

„Dieſer war auch mit ihm!“ rief die Magd, welche den Jünger Jeſu im Hauſe des Hohenprieſters am Feuer ſitzen ſah, während Chriſtus duldend das Todesurtheil erwarten mußte, und ein gleich trauriges Schickſal alle ſeine Anhänger bedrohte. „Dieſer war auch mit ihm!“ rief die Magd. Petrus aber, voller Furcht und Schrecken, verläugnete ihn und ſprach: Weib, ich kenne ihn nicht! Luk. 22, 57.

That Petrus recht daran, als er in augenſcheinlicher Gefahr war, ſich von ſeinem Meiſter los zu ſagen und zu ſprechen: ich kenne ihn nicht? — Vielleicht wird jeder, der es lieſet oder höret, ausrufen: das ſei ferne! ich an ſeiner Stelle würde meinen Heiland nie verläugnet haben! — Aber viele werden in ihrem Herzen denken: konnt' er denn anders? War er nicht gewiß, daß, wenn er die Wahrheit ſpräche, er ebenfalls dem grauſamſten Schickſale preis gegeben worden wäre? Sah er nicht das Verdammungsurtheil Jeſu ſchon auf aller Zeugen und Richter Lippen, und die Mordluſt aus den Augen des jüdiſchen Volkes funkeln? Konnt' er Jeſum retten, wenn er, ſtatt ihn zu verläugnen, ſich zu ihm

bekannt hätte? War's nicht billig, daß er wenigſtens noch auf die Rettung ſeines eigenen Lebens bedacht war? Konnte hier die Nothlüge nicht zu einer heiligen Pflicht werden? Gebot hier nicht die Klugheit, für einen Augenblick von der Wahrheit abzugehen?

So wird mancher, der ſich in die bedenkliche Lage des Jüngers verſetzt, heimlich bei ſich denken, wenn er gleich es öffentlich zu ſagen ſich ſchämt. — Aber Paulus, ſobald er vom erſten Schrecken zu ſich ſelber gekommen war, fand, was er gethan, weder gerecht noch klug. Denn er fühlte ſein Vergehen mit ſchmerzlicher Reue; er weinte bitterlich. Er fühlte, daß er ſeinem Jeſu nicht die unendliche Liebe vergolten habe. Wo iſt der Vater, der ſein Kind liebt, welcher es im Augenblick der Gefahr verläugnen könnte? Wo iſt die Mutter, die in ihrer heiſſen Mutterliebe nicht das Leben um das Leben des Kindes wagen, oder in der Noth deſſelben ſich von ihm losſagen würde? Wahre Zärtlichkeit denkt nur an den geliebten Gegenſtand und vergißt ſich ſelbſt. Petrus fühlte, er habe ſeinen Jeſum nicht ſo geliebt, wie er von ihm geliebt worden. Darum gieng er, und weinte die Thränen bittrer Reue. — Er fühlte, daß er nicht nur ohne Liebe, ſondern

auch ohne Gerechtigkeit gehandelt habe. Denn hier kam es ja nicht darauf an, ſich ſelbſt oder Chriſto das Leben zu retten, ſondern der Wahrheit die Ehre zu geben, die Jeſus unerſchrocken vor dem Zorn der Richter bekannt hatte. Es kam darauf an, daß wider die falſchen Zeugen auch wahre Zeugen auftraten und bekannten: ja, dieſer Jeſus iſt der Meſſias, iſt der Chriſt, iſt der Weltheiland! Es kam darauf an, um allen Gläubigen Muth zu machen, daß öffentlich in Jeſu Sinn ſeine Schüler handelten, und daß ſein Evangelium würdig ſei, für daſſelbe Gut und Blut hinzuopfern. Aber Petrus, wenn auch überzeugt von der Wahrheit der Lehre Jeſu und der Kraft derſelben, die Sünder ſelig zu machen, hatte nicht den Muth, der allererſte Blutzeuge der Religion zu werden. Er fühlte ſein ſchweres Vergehen, und gieng hinaus und weinte bitterlich. Mußte Chriſtus nicht ſelbſt ſeinen Feinden dadurch geringſchätzig werden, daß keiner ſeiner Schüler Entſchloſſenheit genug hatte, ſich auch in der entſcheidenden Stunde zu ihm zu bekennen? Wie ſollte der ganz Juda und die geſammte Menſchheit mit dem Himmelswort begeiſtern, der nicht einmal ſeine Buſenfreunde, ſeine Zöglinge für ſich begeiſtern konnte? — Das alles erwog Petrus

nicht in der erſten Beſtürzung. Die Thränen der Schaam und Reue fielen zu ſpät.

Aber Petrus verläugnete Jeſum in der erſten Beſtürzung. Wie viel Jünger und Jüngerinnen des Göttlichen leben heut, welche ihn mit ähnlicher Selbſtſucht zwar, aber mit kaltem Blute, mit Ueberlegung vor der Welt verläugnen!

Jeſus iſt nicht mehr perſönlich unter uns, aber ſein Geiſt noch in ſeiner Lehre. Und wer die Tugend verläugnet, das Recht und die Wahrheit, die Jeſus predigte, der verläugnet ihn ſelbſt. — Das iſt das laue Chriſtenthum, die laue Gottesliebe unſerer Tage, daß man mit ſeinen Grundſätzen nach den Umſtänden ſchaltet. Man richtet nicht ſein Leben und Thun nach der Religion ein, ſondern die Religion nach dem Leben. Man hat keine ewige, feſte Chriſtustugend, ſondern eine Tugend, in der man ſichs bequem macht. Man hat nicht die göttliche Weisheit, ſondern die thieriſche, ſelbſtſüchtige Schlauheit, die man lieber Klugheit heißt.

Daher ſtammen die ſprichwörtlichen Redensarten, welche die Verſchlechterung der chriſtlichen Denkarten treffend bezeugen; zum Beiſpiel: Noth bricht Eiſen; oder: Man muß aus der Noth eine Tugend machen. Das heißt, man will unter gewiſſen Umſtänden das

Verdammenswürdige für lobenswürdig, das Schwarze für ſchneeweiß halten dürfen. Man nennt den Betrug, die Unwahrheit, die Falſchheit, welche man rechtfertigen will — Nothlüge.

Wenn jemand, ohne innern Werth ſeiner ſelbſt, ihn ſich durch Prunk und Gepränge in Worten und äußern Handlungen verſchaffen, ſich ein Anſehen bei den Leuten gewinnen will, das er nicht verdient: ſo ſpricht der Praler; die Klugheit gebietets mir; beſcheidenes Verdienſt wird nicht anerkennt; man muß die Welt täuſchen, weil ſie getäuſcht ſeyn will; es iſt eine Nothlüge. Sie iſt mir nützlich und darum iſt ſie gut.

Wenn jemand, der zwar noch ziemlich unverdorben iſt, oder doch für fromme, tugendhafte Grundſätze noch lebhaften Sinn hat, in ſchlechte Geſellſchaften geräth; wenn er da, weil man Ehre und guten Namen bekannter Menſchen witzig läſtert, oder ihnen, obgleich unerwieſen, auf bloßen Schein hin, die ſchändlichſten Dinge zuſchreibt, oder, weil man dergleichen gehört hat, mit Begierde nacherzählt, wenn er da aus Höflichkeit in den Ton der geſchäftigen Läſterzungen einſtimmet; — wenn er, wo Zoten und unzüchtige Reden fallen, Zweideutigkeiten belächelt, vor denen die Tugend ſchaamvoll

erröthet; wenn er da, wo Wüſtlinge ſich dem Trunke und Spiele und jeder Ausgelaſſenheit in ſchimpflicher Keckheit überlaſſen, aus falſcher Ehrbegierde mitmacht, um nicht als ein Tugendbild von den übrigen verſpottet und verlacht zu werden: ſo ſpricht der feige Schwächling: die Klugheit gebietets; unter den Wölfen muß man mit heulen; ich haſſe das alles, es liegt nicht in meiner Gemüthsart, aber — es war Nothlüge.

Wenn jemand, der ein zartes Gewiſſen hat, bei Beobachtung fremder Bosheit, ſichs gern verzeiht, wenn er im Handel und Wandel ſeine Mitmenſchen betrügt, übervortheilt, ſchlechte Waare für gute giebt, mit Zinſen drückt, ſo ſpricht er: Noth hat kein Gebot. Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte. Das ſind kleine Handelsvortheile, die man erlauben muß.

Wenn jemand den, den er im Herzen verabſcheut, mit verdoppelter Kriecherei behandelt, bis er ihm die Fallſtricke gelegt hat; wenn jemand dem Mächtigen, der ſich Schandthaten und Ungerechtigkeiten erlaubt, eben dieſer Ungerechtigkeit willen Weihrauch ſtreut, ihn in ſeiner Schlechtigkeit beſtärkt; wenn er aus Menſchenfurcht ſich ſcheut, der Wahrheit die Ehre zu geben vor Freund und Feind: ſo ſprach er: die Großen haben lange Arme. Ich

habe keinen Beruf mich aufzuopfern. Ich will mir keine Feinde machen. Man ſagt in der Noth manches, woran das Herz nicht denkt!

So entſchuldigen die gewöhnlichen Menſchen unſerer Tage jede ihrer Schändlichkeiten, ſo verläugnen Chriſten noch heut Jeſum ihren Erlöſer, und hoffen doch Erlöſung. Dann beſtürmen ſie mit ihren Beſuchen die Kirchen, die Kapellen, die Meſſen und Betſtunden, und hoffen durch das Verdienſt deſſen ſelig zu werden, den ſie täglich mit ihren Lüſten und Begierden kreuzigen. Dann betrügen ſie ſich ſelbſt, ſo lange ſie es können, bald mit den vermeinten Pflichten einer vorgeblichen Weltklugheit; bald mit einer zu ihrer Bequemlichkeit erfundenen Religion der Einbildungskraft, indem ſie, wie ſie ſagen, zu den Wunden Jeſu ihre Zuflucht nehmen; oder behaupten, nur durch Jeſu Verdienſt werde man ſelig, alle unſere Tugend ſei dazu entbehrlich; oder hoffen, durch die Fürbitte der Heiligen, oder durch den Genuß des heil. Abendmahls, oder durch ſtundenlange Gebete den Himmel zu erwerben. — Nein, nein, ihr Verblendeten, irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten! Chriſtus ſelbſt widerſprach feierlich euren Irrthümern, eurer bequemen Religion, die alles mögliche glauben, aber

nichts thun will, was ſich nicht mit eurem Eigennutz oder eurer Gewohnheit und Verweichligung verträgt. Er ſelbſt ſprach: Nicht alle, die da zu mir ſagen: Herr! Herr! werden in das Himmelreich kommen, ſondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. An ihren Früchten und Werken ſoll man ſie erkennen.

Es iſt inzwiſchen nicht zu läugnen, daß es auch für rechtſchaffene Herzen Fälle giebt, wo ſie über das, was gethan werden muß, zweifelhaft ſeyn können. Nicht nur die alltägliche Lebensklugheit verbietet zuweilen, die Vorſchrift Jeſu mit aller Strenge zu erfüllen, ſondern was weit wichtiger iſt, oft kann eine allzugenaue Wahrhaftigkeit in Wort und That mit andern Pflichten höherer Art ſtreiten.

Allerdings giebt es Fälle, wo es eine größere Untugend wäre, die Wahrheit zu ſprechen, als ſie zu verheelen. Wem würde nicht, wo ein kranker Familienvater, der die Stütze der Seinigen iſt und zwiſchen Leben und Tod ſchwebt, gern ihm dies Leben zu erhalten ſuchen durch freudige, beruhigende Nachrichten, ſtatt ihm die Wahrheit von der Schande eines ſeiner ungerathenen Kinder zu erzählen, und damit ſeine Tage jammervoll zu verkürzen? In allem

iſt Vorſicht und Maas zu halten. Es giebt höhere Pflichten, welche oft die geringeren verdrängen. Es kömmt nur darauf an, im gewöhnlichen Leben die höhern Pflichten allezeit zu erkennen, welchen die geringern nachſtehen ſollen.

Es bedarf dazu keiner großen Weltkenntniß und Lebensklugheit, oder keines außerordentlichen Gedächtniſſes, um immer das Verhältniß der größern und kleinern Pflichten gehörig vor Augen zu haben. Nein, das Chriſtenthum iſt keine Gelehrſamkeit, die erſt mühſam in Schulen erlernt ſeyn muß. Jeſus Chriſtus predigte ſein Wort den Einfältigſten im Volk und ward verſtanden. Er wählte keine Gelehrte zu ſeinen Jüngern, ſondern Männer von geringer Herkunft und Erziehung. Und doch wurden ſie groß und weiſe durch ſein Wort — durch das Wort, welches wir heut noch haben, um uns dadurch weiſe und ſelig zu machen.

Es iſt auch um die höhern von den geringern Pflichten zu unterſcheiden, dazu keines langen und ſcharfſinnigen Nachdenkens vonnöthen, daß man wiſſe, ob es in gewiſſen Fällen nützlicher ſei, die Wahrheit zu reden oder zu verſchweigen. Denn wer hat, wo plötzlich im Leben gehandelt werden ſoll, immer Zeit zu einem langen Ueberlegen, was das

Nützlichſte ſeyn werde? Wer kann überhaupt immer von ſeinen Handlungen wiſſen, ob ihre Wirkung nützlich oder ſchädlich ausfällt? Und wer möchte endlich glauben, daß das Nützliche jederzeit der Maasſtab der Tugend ſeyn könne? Das Nützliche, wie der Erfolg jeder That, hängt nicht vom Menſchen ab, und iſt allein in dieſem Willen begründet. Es giebt Pflichten, die ſo erhaben ſind, daß ſie uns in irdiſcher Rückſicht, ſtatt Vortheil, Verderben bringen. Es giebt Pflichten, welche die Aufopferung unſers Habes und Gutes, ja die freudige Hingebung unſers Lebens fordern. Eben dadurch ſteigt die Tugend in ihrem Werth, daß ihre Ausübung uns Mühe koſtet, indem wir dabei unſre Selbſtſucht überwinden müſſen.

Wie kann ich nun, ohne Nachdenken und Scharfſinn, ohne Gelehrſamkeit und Weltkenntniß oder Klugheit jedesmal die höhern Pflichten von den geringern unterſcheiden? Wie kann ich wiſſen, wo ich Wahrheit reden, wo ich ſie verſchweigen oder verhüllen ſoll? Die Frage iſt mir zu wichtig, da wohl zuweilen Fälle eintreten, die mich zweifelhaft machen können.

Jeſus Chriſtus, deſſen Lehren für den Weiſeſten, wie für den Unwiſſendſten gelten, fordert zu ihrer

Ausübung keinen Scharfſinn, keine Gelehrſamkeit, keine große Weltkenntniß, ſondern nur Eins — und dies Eine iſt die Liebe. — Liebe Gott über alles, und deinen Nächſten wie dich ſelbſt; darin liegt die Hauptſumme aller Gebote. Der Liebe iſt ja jeder Menſch fähig, auch das Kindlein an der Mutterbruſt. Die Liebe iſt immerdar der ſicherſte Leitſtern zu dem, was tugendhaft, gerecht und vor Gott und Menſchen wohl gültig iſt. Wer aus Liebe handelt, thut dem nicht leicht unrecht, mit dem er handelt.

Liebe Gott über alles, und du wirſt ſogleich die Gränze deiner Pflichten gegen die Menſchen erkennen. Wer Gott liebt, wird nicht aus Menſchenfurcht das Böſe thun, was Menſchen von uns begehren. Wer Gott liebt, wird nicht das Verbrechen entſchuldigen, nicht dem Laſter Weihrauch ſtreuen, nicht die Unſchuld verfolgen helfen. Wer Gott liebt, wird, wenn er auch das Böſe von Andern nicht verhüten kann, doch niemals aus niedriger Heuchelei oder feiger Höflichkeit Hand und Wort leihen, um zu helfen. Wer Gott liebt, horcht auf die Gottesſtimme in ſeinem Innern. Und dieſe Gottesſtimme iſt das Gewiſſen, welches ſchnell erkennt, was recht, was unrecht ſei. Wer Gott liebt, wird

nicht leicht Gefahr laufen, ſeine Zuflucht zur Lüge nehmen zu müſſen. Sein Herz ſagt ihm: du ſollſt Gott mehr gehorchen, als dem Menſchen! — Es ſagt ihm: Du ſollſt den Vater der Wahrheit durch Wahrheit ehren. — Es ſagt ihm, wenn der große Augenblick kömmt, wo man für das Bekenntniß der Wahrheit alles Gut der Welt, das Leben ſelbſt von ſich werfen muß: verläugne nicht Jeſum! — Auch Jeſus ſtarb für die Wahrheit, welche er den Sterblichen vom Himmel brachte; auch ſeine Jünger ſtarben für die Wahrheit, und zahlloſe edle Menſchen dachten, handelten, bluteten für die Wahrheit, wie ſie.

Liebe deinen Nächſten, wie dich ſelbſt. Und wer iſt dein Nächſter? Jeder in jedem Stande, in Bezug auf welchen du etwas redeſt oder thuſt. Liebſt du deinen Miterſchaffenen, wie du ſollſt, ſo liebſt du nur dich ſelbſt in ihm. Darum, was du willſt, das dir die Leute thun ſollen, das thue du ihnen auch. Kannſt du wollen, daß man dich mit Unwahrheiten täuſche, auch nur zum Scherz? — Aber auch ſegnen wirſt du den, der um ein größeres Uebel von dir abzuwehren, aus wahrer Liebe zu dir eine gefährliche Wahrheit verſchwieg.

Ja, es giebt Wahrheiten, die, wenn ſie zur Unzeit bekannt werden, groſſes Unheil veranlaſſen können. Wir müſſen aber nie ſo ſehr darauf ſehen, ob durch muthvolles Bekenntniß der Wahrheit unſerm eigenen Nutzen Eintrag geſchieht, als nur darauf, ob damit die Ruhe und Wohlfahrt Anderer gefährdet werden könnte? — Die Liebe wird dich allezeit lehren, wo du reden, wo du ſchweigen müſſeſt.

Bekenne die Wahrheit, wenn ihr Verheelen Andern einen gröſſern Nachtheil bringt, als dir Vortheil; bekenne ſie, wenn ihr Verheelen zwar einigen nützt, aber noch weit mehreren Gefahr droht. Die Liebe wird dich lehren, was recht ſei; nur ſie öffne dir den Mund. Aus Rachſucht Wahrheiten an den Tag bringen, iſt ein eben ſo ſchimpfliches Vergehen, als ſie aus Eigennutz verbergen.

Bekenne die Wahrheit, wenn auch dir das Bekenntniß ſchädlich würde; aber verbirg ſie ſchonend, wenn ſie das Glück guter Menſchen ſtört. Verbirg ſie, wenn du, ohne Schaden Anderer, Verſchwiegenheit gelobt haſt. Verbirg ſie, ſobald du fühlſt, daß das, was du für wahr hältſt, noch nicht einmal ganz unzweifelhaft iſt, und bei Andern Verdacht und Unruhe erregen müßte, ohne Ueberzeugung zu

gewähren. Verbirg ſie, ſobald du fühlſt, daß es noch nicht die rechte Stunde ſei, wo ſie wohlthätig erſcheinen kann. Denn alles hat ſeine Zeit. — Die Liebe wird dichs lehren, wenn der glückbringende und vortheilhafte Augenblick da ſei.

Darum ehre das auch an Andern, was ihnen Wahrheit ſcheint, wodurch ſie redlich und fromm ſind, ob dir es gleich Irrthum oder Vorurtheil zu ſeyn dünken mag. Lebſt du unter Menſchen von anderer Religion, wirf dich nicht unberufen zum Wahrheitsprediger auf; hüte dich, ihren Glauben durch Zweifel zu erſchüttern. Jeder Menſch iſt nur in ſeinem Glauben ſelig; jeder Menſch iſt nur ſeines eigenen Glaubens fähig. Wird ſein Geiſt heller, ſo wird er allgemach das Vorurtheil von ſich abſtreifen. Sieh nie darauf ſo ſehr, wie dein Nächſter glaubt, ſondern wie er handelt. Führt er ein Leben nach Jeſu Sinn, o ſo iſt er Jeſu Jünger. Gott rechnet uns einſt nicht die Irrthümer des Verſtandes, ſondern nur die Verirrungen des Herzens an. Aber die Liebe wird dich lehren, wie du behutſam und ſchonend die allfälligen Vorurtheile deines Freundes von ihm löſeſt.

Nur aus Liebe gabſt du, o ewiger Urquell der Seligkeit, Gott, dem Weltall, mir ſelbſt, das Da-

ſeyn; du ſchufſt mich nach deinem Bilde. Darum iſt der wohlwollende, liebende, ſeligkeitverbreitende Geiſt das Göttlichſte in mir. Ach, daß dieſer Himmelsfunke immer hell und erwärmend in mir bliebe, ſo würde bald in ſeiner heiligen Glut der niedrige, irdiſche Eigennutz verſchwinden, und ich nur in allgemeiner Beſeligung meiner Miterſchaffenen die eigene Seligkeit finden. Fache du, o höchſte Liebe, den mir von dir verliehenen Funken an, daß er mein ganzes Weſen werde! Denn hab' ich Jeſu Geiſt erfaßt; dann erſt athme ich, leb' und web' ich in ihm. Dann iſt ſein Wollen mein Wollen; ſeine Weisheit meine Weisheit. Dann erſt werd' ich Wahrheit in Werk und Wort höher achten, als Erdengewinn und Erdenleben; dann erſt ganz verſtehen das tiefe ſinnesvolle Wort: Chriſtum Jeſum lieb haben, iſt beſſer, denn alles Wiſſen. Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Chriſtenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Neunundvierzigſter Sonntag, am 5 Dezemb. 1813

Meſſias kam. — Die falſchen Weiſen
Verſchwanden! Gott, dich muß man preiſen,
Der du uns deine Wahrheit giebſt.
Doch wem — wem gabſt du deine Rechte?
Dem wankelmüthigſten Geſchlechte.
Das iſt es, das ſo ſehr du liebſt?
Kaum aus der Nacht hervorgezogen
Verachtet deine Welt ihr Glück,
Und hält, gleich einem loſen Bogen,
Und fällt in ihre Nacht zurück.

Sie läßt ſich deine Wahrheit rauben;
Jahrhunderte voll Aberglauben!
Voll Greul! für die Vernunft voll Hohn!
Entweiht klagt die Religion.
Der Wahn von Juden und von Heiden,
Muß ſich in Chriſti Lehren kleiden;
Und — Wehe — triumphirt noch heut
Mit Jeſu Wort und Licht im Streit!

Todtenerſcheinungen und Ahnungen

Luc. 24, 39.

Es gehört zu den Seltſamkeiten unſerer Tage, daß nicht nur unwiſſende Leute, von mangelhafter Erziehung falſche Vorſtellungen von den Eigenthümlichkeiten und Kräften der Natur haben, ſondern die in mancherlei Dingen große Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erworben haben mögen, welche in die thörigſte Vorurtheil der unwiſſendſten Zeitalter, in den längſt und mit Recht verſpotteten Aberglauben aller Art wieder eintreten.

Dies rührt, wie es ſcheint, wohl vornehmlich daher, daß manche, welche in ihrem Eifer für Wahrheit und Licht anfangs zu weit gegangen waren, auch hin und wieder eine geſunde Aehre unter die Spreu geworfen und alles und jedes, was ihr Verſtand nicht begriff, was mit ihren Naturkenntniſſen nicht ganz übereinſtimmte, für Irrthum und Aberglauben erklärt hatten. Dadurch wurde andern wieder die Arbeit ſolcher, welche Aufklärung verbreiten wollten, ſehr verdächtig. Wo Verdacht einkehrt, wandert das Zutrauen aus. Man hielt das Verworfene nachmals für wichtig genug, auf-

gehoben zu werden. Man prüfte von neuem, und je nachdem einzelne ſolcher Prüfer einer lebhaften, zu Schwärmereien geneigten Einbildungskraft, einen reitzbaren Nervenbau hatten, oder nicht, nahmen ſie von den ungeiſtlichen und altvetteliſchen Fabeln, vor welchen Paulus 1. Tim. 4, 7. warnt, mehr oder weniger in ihren Glauben auf.

Eine andere Quelle dieſes Uebels ſcheint auch die zu ſeyn, daß es heutiges Tages leichter iſt, als vorzeiten, ſeine eignen Meinungen durch Druckſchriften ſchnell zu verbreiten. Es ſchreiben nun viele über Dinge, worin ihnen gründliche Kenntniſſe abgehen, Bücher, deren ganzes Verdienſt oft nur in der Anmuth der Schreibart und der Wahrſcheinlichkeit beſteht, mit welcher ſie ihre Einbildungen und Muthmaßungen auszuſchmücken wiſſen. Da nun aber der größte Theil von denen, die ſolche Schriften leſen, weder Scharfſinn genug haben, Trugſchlüſſe der Schriftſteller zu zerſtören, noch Kenntniß und Erfahrung genug beſitzen, Träumereien zu widerlegen; da ferner in jedem Menſchen die geheime Neigung zu allem lebt, was den Reitz des Wunderbaren führt: ſo kann man ſich leicht erklären, wie der Glaube an Geſpenſter, Geiſter-

erſcheinungen, Hexerei, Kobolde, Ahnungen und dergleichen nicht nur in unwiſſenden Volkshaufen, ſondern ſelbſt unter vielen Perſonen, die einen beſſern Unterricht genoſſen, mehr oder minder herrſchend bleibt.

Es iſt bekannt, daß ſchon die Juden zur Zeit unſers Erlöſers Jeſu Chriſti vielen ſolchen Aberglauben unter ſich von den Heiden aufgenommen hatten, mit denen ſie, als Nachbaren, im täglichen Verkehr ſtanden, oder unter deren Oberherrſchaft ſie, wie z. B. in Zeiten der babyloniſchen Gefangenſchaft, geſtanden waren. Die Juden waren damals ſelbſt den heidniſchen Römern als ein äußerſt abergläubiſches Volk bekannt und verächtlich. Chriſtus fand bei den Juden den Glauben an Erſcheinungen der Geſpenſter, an Umherwandeln von mancherlei Teufeln, denen ſie verſchiedene Namen gegeben hatten, üblich. Wollt' er mit ihnen reden, wollt' er ſich ihnen verſtändlich machen, ſo mußte er nothwendig in der Sprache, in der üblichen Vorſtellungsart dieſes in Unwiſſenheit gerathenen Volkes reden. — Weil in der heil. Schrift, ſelbſt in den Reden Jeſu, die Vorſtellungsart der Juden aufgenommen worden iſt, nicht als wahrhaft, ſondern

als üblich: ſo hat dies in ſpätern Zeiten manchen verleitet, das, was die Juden von den Heiden erlernt hatten und glaubten, oder das, was bei ihnen in ihrer Art zu denken üblich war, auch für wahrhaft zu halten.

Solche Arten des Irrthums auszurotten, war der göttliche Sohn nicht in die Welt gekommen. Denn auch bei dergleichen Wahn kann man ein frommer, tugendhafter Menſch ſeyn und in ſeinen Geſinnungen wohlgefällig vor Gott. Ohnedem hat jedes Zeitalter ſeine Schwächen und Lieblingsirrthümer, die ſo lange behauptet werden, als ſie durch beſſere Einſichten verſchwinden. Jeſus führte ſein hohes Lehramt nur drei Jahre. In ſo kurzer Friſt hatte er unendlich erhabenere Dinge zu vollbringen. Er unterſchied die Irrthümer des Verſtandes, die an ſich niemals Sünde ſind, von den Verirrungen des Herzens. Von dieſen letztern wollte der Meſſias die Menſchheit befreien und ſie zu Gott zurück leiten. Daher eiferte er mehr gegen die Sünden der Welt, als gegen die mangelhafte Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte. Er liebte daher die Kinder, weil ſie noch rein von den Laſtern und böſen Gewohnheiten der Erwachſenen ſind, ungeachtet der kindliche Ver-

ſtand, arm an Erfahrungen, noch reich an Irrthümern iſt.

Heutiges Tages, da wir ſeit Jeſu Tagen ſchon eine Erfahrung von beinah zweitauſend Jahren mehr haben, iſt der Glaube an Geſpenſter, Kobolde, Hexen, Zaubereien, Teufelsbündniſſen, Bannungen böſer Geiſter, ziemlich verſchwunden. Er erhält ſich nur noch bei den Aermſten und Niedrigſten im Volke, die keine Gelegenheit hatten, in guten Schulen beſſere Erkenntniß zu ſammeln, und ſolche Fabeln von ihren unwiſſenden Verwandten hörten. Denn die erſten Chriſten waren ja entweder Juden oder Heiden. Als dieſe die Lehre vom Kreuz annahmen, vergaßen ſie darum nicht die Märchen der Vorwelt. Sie behielten ihren Aberglauben, gegen welchen die Lehrer der Religion weniger, als gegen die herrſchenden Sünden oder gegen Abgötterei predigten. So pflanzte ſich denn, noch immer abnehmend, der Aberglauben von Kindern zu Kindeskindern bis auf unſere Zeiten fort.

Am häufigſten glaubt man wohl unter uns noch an die ſichtbaren oder fühlbaren Wiedererſcheinungen verſtorbener Perſonen. Man glaubt daran, ungeachtet von allen jetztlebenden Menſchen keiner iſt,

der das Glück gehabt hat, einen abgeſchiedenen Freund aus dem Reiche der Geiſter zurückkehren zu ſehen. Um ſich auch nur die Möglichkeit ſolcher Wiedererſcheinungen darzuthun, erdichtet man neue Märchen von einem beſondern Aufenthaltsort der Seelen nach dem Tode, ehe ſie von Gott gerichtet ſind. Man läßt ſie bald unter der Erde, bald in der Luft wohnen. Aber wer hat dieſen Träumern ſolche Offenbahrungen gebracht? Oder wer von ihnen hat das Schickſal des Geiſtes geſehen, wenn er von ſeiner irdiſchen Hülle getrennt ward? — Kein Sterblicher. Dies iſt das Geheimniß Gottes, des liebenden Vaters. Aber wahrlich, er weiß ſeinen Kindern, den Geiſtern der Verſtorbenen, wohl edlere, würdigere Beſchäftigungen nach dem Tode ihres Leibes, als ſie zwecklos umherfahren zu laſſen, die Ruhe und Glückſeligkeit einiger Lebenden zu ſtören. — Und wenn man auch vielerlei Erzählungen von wiedererſcheinenden Verſtorbenen geſammelt hat: ſo ſind dieſe Erzählungen in ſich ſelbſt ſchon unwahrſcheinlich, meiſtens von Leuten, welche ſich durch eine allzulebhafte Einbildungskraft ſelbſt betrogen; oder in Furcht und Schrecken Dinge ſahen, die gar nicht vorhanden waren, oder etwas, das ſie wahr-

nahmen, ganz anders auslegten, als es im natürlichen Zuſammenhang der Dinge lag.

Was den Glauben an das Wiedererſcheinen verſtorbener Perſonen noch beſonders begünſtiget, iſt die dem Menſchen eigene, natürliche Furchtſamkeit, beſonders im Dunkeln. Dieſe Furchtſamkeit äußert ſich ſchon in den erſten Kindestagen, wo man noch keine Vorſtellung von Geſpenſtern hat. Jeder Menſch, und ſo auch das Kind, hat vor allem Fremdartigen eine wohlthätige Schüchternheit. Im Dunkeln aber wird, wegen des höchſtdürftigen Lichts, das auf die umherſtehenden Gegenſtände fällt, alles undeutlich, verworren, ungewöhnlich. Selbſt das Bekannteſte gewinnt ein anderes Anſehen. So erſchrickt das Gemüth leicht. Man glaubt ſich unſicher. Die Einbildungskraft ſetzt die Gefahr größer, als ſie iſt. Man hat im Leben ſo wunderbare Geſtalten nie geſehen, als hier ſich in der Dämmerung zu bilden ſcheinen. Man wird geneigt, ſie für etwas Ueber- oder Unterirdiſches zu halten. Die Erinnerung an die Todten, deren Anblick immerdar für die lebensbegierige Menſchennatur etwas ſchauderhaftes hat, erwacht; und das Geſpenſt oder die Erſcheinung eines Verſtorbenen iſt ſogleich gemacht.

Es wäre nicht nöthig geweſen, daß noch ver-ſchmitzte oder ſchadenfrohe Leute, welche von der Schreckhaftigkeit Anderer Nutzen ziehen wollten, hin-zugekommen wären, um durch kecke Betrügereien und Vermummungen die Furchtſamkeit der Aber-gläubigen zu vergrößern. Sie iſt es ſchon genug durch ſich ſelbſt.

Dieſe Furchtſamkeit wird leicht auf die Kinder fortgepflanzt, beſonders durch künſtlich grauſenhafte Erzählungen. Die erſten Eindrücke auf jugendliches Gemüth und Gedächtniß ſind bekanntlich die tiefſten und bleibendſten. Daher ſind gar oft ſelbſt betagte, einſichtsvolle Leute, wenn ſie auch fern von allen Thorheiten des Aberglaubens ſind, nicht immer im Stande, ſich des Grauens und einer unwillkührli-chen Bangigkeit zu erwehren vor Dingen, an deren Daſeyn ſie nicht glauben können. So tief haftet in ihnen das, womit man in Kinderjahren ihre Ein-bildungskraft in Schrecken geſetzt hat.

Da nur ſolche Furchtſamkeit von eingebildeten Uebeln in der That oft Freuden, Frieden, Ruhe und heitern Genuß des Lebens ſtöhrt, iſt es chriſt-liche Pflicht, ſie auf jede Art zu vermindern. — Auch Jeſus Chriſtus, unſer aller Meiſter, unterließ

es nicht. Da er nach ſeiner Auferſtehung zu ſeinen Jüngern trat, die ihn noch im Grabe glaubten und ſie ſich vor ihm entſetzten, weil ſie glaubten, er ſei ein Geiſt, widerlegte er ihnen die Thorheit ihrer abergläubigen Gedanken mit wenigen Worten. „Was ſeid ihr ſo erſchrocken,“ ſprach er zu ihnen: „und warum kommen ſolche Gedanken in eure Herzen? Sehet meine Hände und meine Füße. Ich bin es ſelber. Fühlet mich und ſehet! — Denn ein Geiſt hat nicht Fleiſch und Bein, wie ihr ſehet, daß ich habe.„ Luc. 24, 38. 39.

Man kann nichts durch die Sinne wahrnehmen, als das Sinnliche, Irdiſche. Der Geiſt des Menſchen aber iſt ganz das Entgegengeſetzte vom Irdiſchen und Körperlichen. Wie kann man nun ſehen das, was unſichtbar, und fühlen, was unfühlbar iſt. Es fehlt nicht an Träumern, welche, im vollen Widerſtreit mit Jeſu Worten, den Geiſtern abermals einen Körper erdichten, wie den menſchlichen geſtaltet. Aber wer hat ihnen die Offenbarung gegeben? Noch mehr, ſie geben ſolchem luftigern Körper ſogar, menſchlicher Weiſe, ein Gewand und Kleid, als wenn ſich unſer Linnen- und Wollenzeug, oder unſre Kleiderſitte auch im Reiche der Geiſter befinde. Es iſt ein Beweis von der erſtaunenswürdigen Schwäche und Leichtgläubigkeit des menſchlichen Verſtandes, an ſolchen ſinnloſen und ſich

ſelbſtwiderlegenden Fabeln nur einen Augenblick lang Geſchmack zu finden.

Aber, Dank ſei es den Fortſchritten der geſunden Vernunft; Dank ſei es den ſich immer verbeſſernden Unterrichtsanſtalten für die Jugend; Dank den immer heller werdenden Einſichten in die Natur und derſelben Kräfte: jene Traumbilder des Aberglaubens werden mit Recht ſchon von den meiſten Chriſten verlacht und verworfen.

Dahingegen erhält ſich der Glaube von Ahnungen von Sterbenden, an Vorherkündigungen gewiſſer Begebenheiten der Zukunft allgemein.

Allerdings läßt ſich nicht läugnen, daß wir in Erforſchung der Naturgeheimniſſe noch Lehrlinge ſind, und daß wir manches, was uns unbegreiflich ſcheint, nicht eben deswegen gänzlich hinweg läugnen müſſen. Wir wiſſen jetzt z. B. daß die menſchliche Seele, die ſich zu ihren Werkzeugen im Irdiſchen beſonders der Nervengeflechte bedient, auch über die Nerven hinaus empfinden kann. Wir wiſſen, daß in gewiſſen Zuſtänden von Nervenkrankheiten der Menſch ein erhöhtes Vermögen beſitzen kann, entfernte Dinge wahrzunehmen, die Meilen weit von ihm getrennt ſind. Wir wiſſen, daß bei einem zerrütteteten Nervenzuſtande manche Perſonen auch mit feſtgeſchloſſenen Augen ſehen, bei geſchloſſenen Gehörwerkzeugen hören können. Wir haben die Beiſpiele an den ſo-

genannten Nachtwandlern, welche beim feſten Schlaf ihres Leibes Dinge verrichten, die ſie im wachenden Zuſtande ihres Leibes nicht auszuführen im Stande wären. Hier zeigt ſich alſo ganz offenbar eine Wirkſamkeit der Menſchenſeele, ganz unabhängig von ihren äußern Sinnen. Aber eigentlich ſind es ja auch nicht die Augen, welche ſehen, die Ohren, welche hören, ſondern die Seele iſt's, welche ſieht und hört und wahrnimmt durch die Nerven, die ſich über die ganze Oberfläche des Leibes ausbreiten, und am meiſten gegen die Sinnwerkzeuge des Geruchs, Gefühls, Gehörs, Geſchmacks und Geſichts verdoppeln. Man weis ſogar, daß es Nervenkrankheiten giebt, in welchem ein Geſunder dem Kranken gewiſſermaßen von ſeiner Lebenskraft mitzutheilen fähig iſt, und daß er, jemehr von ſeiner Lebenskraft in den Kranken übergegangen iſt, dadurch eine Art von Macht erhält, blos durch ſeinen Willen und Gedanken den Willen und Gedanken des Kranken zu beherrſchen.

Die unzweifelhaften Erfahrungen beſtätigen alſo die Möglichkeit einer engen Verbindung, einer Einwirkung der Seelen auf Seelen, ohne Dazwiſchenkunft körperlicher Hülfsmittel. Und inſofern iſt auch das, was wir Ahnungen, Vorherkündigungen und dergl. m. nennen, wohl etwas Gedenkbares.

Allein alle jene unzweifelhaften Erfahrungen

haben uns nichts anderes bewieſen, als daß die menſchliche Seele, in gewiſſen Krankheiten, ein erhöhtes Wahrnehmungs-Vermögen beſitzt, nicht aber, daß ſie eine Kraft hätte, auf Körper außer ihrem Leibe zu wirken. Die Seele iſt geiſtigen Weſens, und auf Körper kann ſie nur vermittelſt ihres eigenen Körpers wirken. Folglich iſt von ſolchen vermeinten Ahnungen nichts zu halten, und eben ſo wenig von Vorherbedeutungen gewiſſer Schickſale, wenn die Zeichen davon uns irdiſch oder körperlich erſcheinen. Seelen wirken nur ſich mittheilend auf Seelen; Körper nur ſich mittheilend auf Körper; Geiſt nur ſich mittheilend (durch die Sprache) auf Geiſter. Ohne Körper aber iſt auch keine hörbare Sprache möglich.

Wer ſich alſo rühmt, Ahnungen gehabt zu haben, kann ſie nicht außer ſich gehabt und geſehn, ſondern im Innern ſeiner Seele empfunden haben. Und wenn ſich dieſelben nun auch nicht gänzlich verwerfen laſſen, bleibt doch unmöglich, immer genau zu erkennen, welche Empſindung Ahnung geweſen ſei und welche nicht? Denn der Wechſel der Gefühle im Menſchen iſt zu ſchnell und vorübergehend, als daß er fähig ſeyn könnte, ſich darüber deutlich Rechenſchaft zu geben. Wir werden uns in dem, was wir für Ahnungen und Vorherkündungen anſehen, tauſendmal täuſchen, ehe wir einmal richtig ſehen. Es

geſchieht auch gewöhnlich, daß die, welche eine Ahnung gehabt zu haben glauben, es erſt hinterher erkennen, wo ihnen die Vorherkündung nicht mehr, weder zum Guten noch Böſen, etwas frommen kann. Denn das iſt der Wille des Herrn: der Sterbliche ſoll nicht das Zukünftige vorherſehen, damit er deſto harmloſer und freier handle, nicht aus Furcht und Schrecken, ſondern aus inniger Liebe zu Gott und Menſchen.

Darum iſt es Pflicht, weder auf ſogenannte Ahnungen und Vorzeichen viel Acht zu haben, noch ihnen einen beſondern Werth beizulegen. Denn theils würden wir uns dabei nur allzuoft mit Einbildungen täuſchen, theils weniger aus wahrer Gottesfurcht und Nächſtenliebe, als aus Eigennutz und Beſorgniß handeln. Noch größere Pflicht aber iſt es, alle ſchreckhafte Bilder der Einbildung und die eitle Furcht vor Erſcheinungen abgeſchiedener Geiſter von uns zu verbannen. Denn Chriſtus Jeſus, der Göttliche, hat uns die Unmöglichkeit ſolcher Erſcheinungen an ſich ſelbſt dargethan. Seine Worte zu den erſchrockenen Jüngern ſagten nichts anderes, als: Wär ich ein Geiſt, ſo würdet ihr mich wahrlich nicht ſehen und nicht fühlen?

Um ſich der thörigten Fabeln und der eiteln Furcht vor denſelben ganz zu entſchlagen, auf daß damit nicht länger die innere Zufriedenheit, die Geſundheit des Körpers, die häusliche Glückſeligkeit geſtört

werde, iſt es am zweckmäßigſten, derſelben nie zu gedenken; und wenn ſich unwillkührlich ſolche Gedanken aufdrängen, alsbald Zerſtreuung zu ſuchen. Man denket erſt, was man fürchtet; und was man fürchtet, pflegt man dann erſt zu ſehen. — Die bloße Entwöhnung von einem Gegenſtande iſt oft hinreichend, uns ihn fremd und unſer Urtheil über ihn unbefangener und ſicherer zu machen. So lange man durch Furcht bewegt wird, iſt jedes Urtheil unzuverläſſig.

Nicht minder wichtig iſt es, daß wir nicht alsbald jeden Vorfall, den wir auf der Stelle zu erklären unfähig ſind, einer übernatürlichen Urſache zuſchreiben. Denn wir haben zahlreiche Beiſpiele, daß Begebenheiten, welche höchſt wunderbar ſchienen, und ſelbſt einſichtsvolle Menſchen in Erſtaunen ſetzten, zufällig erſt lange Jahre nachher auf die natürlichſte Weiſe erklärbar und begreiflich geworden ſind. Wer in allem, was ihn befremdet, ſogleich Einmiſchung oder Spiel höherer Weſen und Wunder ſieht, ſetzt ſich der Gefahr aus, mit Recht wegen Unverſtändigkeit oder Unerfahrenheit getadelt zu werden, und wirkt mit ſeinem Wahn nachtheilig auf ſchwache Gemüther und unwiſſende Perſonen.

Daher iſt jedem Chriſten wichtig, beſonders auf die Behütung der Jugend vor den falſchen, abergläubiſchen Märchen Acht zu haben. Es iſt Pflicht, Kindern früh Muth und Zuverſicht einzuflößen; ihnen

alles Wunderbarſcheinende ſo natürlich zu erklären, als man dazu fähig iſt; von allem, was ſie erſchreckt hat, das Schreckbare wegzuziehen, daß ſie in Zukunft beherzt, getroſt und vorurtheilsfrei einherſchreiten, des Nachts wie am Tage. Vor allen Dingen vermeide man, ihnen in den erſten Lebensjahren von Hexen, Geſpenſtern, Todtenerſcheinungen und andern Erdichtungen des furchtſamen Aberglaubens hören zu laſſen; man verbiete dem Geſinde, ihnen ja von ſolchen Thorheiten zu erzählen; man verbiete, ihnen, auch nur im Scherz, durch irgend ein Schreckensbild Angſt und Furcht einzuflößen. Wer ſolches thut, macht ſich ſchwerer Verantwortlichkeit ſchuldig, denn er legt den Kein zu vielerlei ſpätern Uebeln und Selbſtpeinigungen in das zarte, jugendliche Gemüth. Und kann es endlich nicht länger vermieden werden; erfährt ein Kind durch unvorſichtiges Geſchwätz von den albernen Erfindungen des Aberglanbens: ſo ſollen wir, wie Jeſus Chriſtus ſeinen Jünger gethan, durch einfache Beweiſe die Nichtigkeit ſolcher Einbildungen darthun.

Wieviel Irrthum iſt in der Welt noch wider der Menſchen Willen! Wer nun wiſſentlich Irrthum verbreitet, iſt er nicht ein Mörder an der Vollkommenheit der Geiſter auf Erden? — Gott iſt der Vater des Lichts und der Wahrheit; laſſet uns ihn ehren durch Verbreitung der Wahrheit und des Lichts! Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Chriſtenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Funfzigſter Sonntag, am 12 Dezember 1813.

Gieb in des Krieges bangen Tagen
Gott! mir nur Kraft auf dich zu ſchaun;
Ich werde nimmermehr verzagen,
Kann ich nur feſt auf dich vertraun.
Wenn Menſchenſtärke nichts mehr nützt:
So iſt's dein Arm noch, der mich ſchützt.

Was hilft der Streiter große Menge,
Was hilft Gewalt'gen ihre Macht?
Der Roß und Wagen dicht Gedränge
Hat doch nicht immer Sieg gebracht;
Der wird allein von deiner Hand,
Wem du ihn gönneſt, zugewandt.

Kein blinder Zufall herrſcht auf Erden;
Du biſt der Gott, der alles führt:
Du läßt es allen inne werden,
Daß dir allein die Macht gebührt.
Zürnt immer Völker, rüſtet euch;
Iſt Gott für uns, ſo fehlt der Streich!

Drum fallen wir in deine Arme,
O Vater der Barmherzigkeit,
Und flehn demuthsvoll, erbarme
Dich über uns zur böſen Zeit.
Laß Gnade uns für Recht ergehn,
So bleiben wir doch aufrecht ſtehn.

Kriegsnoth.

Pſalm 27, 1.

Wer könnte auch in dieſen ſchickſalsvollen Tagen an etwas anderes denken, als an das, was uns durch jedes Geſpräch mit Freunden, durch jede neue Botſchaft, durch den Anblick ſo vielerlei Rüſtungen und fremden Völker immer wieder ins Gedächtniß gerufen wird? — Wer könnte leicht an etwas anders denken, als an das, woran uns die Klagen von ſo vielen unſerer Mitbürger, woran uns unſer eigener Verluſt faſt täglich erinnert?

Die Noth des Krieges dauert fort. Sie hat ſich über unſer ganzes Vaterland verbreitet. Die Schlachtfelder, geſtern in unſerer Nähe, heut in der Ferne, bleiben zwar nicht dieſelben, aber die fortdauernden Anſtrengungen fangen immer mehr an unſere Kräfte zu erſchöpfen. Wo iſt noch ein Land, welches nicht über den Trümmern ſeines alten zerſtörten Wohlſtandes trauert? Wieviel Städte und Dörfer ſind noch, welche nicht um geliebte Todte weinen müſſen, die ihnen der Krieg entriß? Wo iſt ein Haus, welches nicht durch Bewirthung fremder Krieger, durch überſchwängliche Steuern und Auf-

ſagen, durch Verminderung ſeiner Einnahmen in Sorge und Verlegenheit geſtürzt ward?

Auch ich habe, gleich Tauſend Andern, eingebüßt, und büße täglich ein von dem, was Gottes Segen, und Fleiß und Sparſamkeit mir gaben. Vor mir liegt eine ſchwarze Zukunft. Wer kann mir ſagen, ob ich noch das Wenige behalte und rette, was mir der Sturm der Kriegstage übrig ließ? Meine Geſundheit ward von dem Unglück der Zeiten ſo ſchwer erſchüttert. Schrecken, Furcht und Hoffnung, Sorg' und Angſt für mich, für Andere, ſtürmten auf mich ein. Ich ſah auf Gott, blieb ſtandhaft; bin es noch. — Werd' ich es lange noch ertragen?

Und doch, was ich gelitten, iſt es ſchon das Schwerſte? Das Schwerd des wilden Krieges verſchonte mich. Doch Wunden und ſelbſt der Tod ſind nicht von allen Kriegsübeln das übelſte. Sieh — ganze Dörfer ſind Aſchenhaufen; ganze Felder zertreten; ganze Heerden entführt; ganze Familien ohne Nahrung, ohne Hülfe. — Sieh — hier verſtümmelte, verkrüppelte Mitmenſchen, in Blut und Wunden unter Todesfiebern ſchlecht verpflegt; dort eine Braut, die verzweifelt; eine Mutter, die ihren

Sohn mit jahrelanger Zärtlichkeit erzog, ſo manche trübe Nacht einſt an ſeiner Wiege, an ſeinem Krankenbett durchwachte, einſt des Alters Troſt von ihm erwartete, und nun von ſeinem ſchmählichen Tod in der Ferne hört; — ein treues Ehepaar getrennt; — eine Tugendhafte durch hölliſche Wuth entehrt. — — Ach, könnte der Sterbliche den unbeſchreiblichen Jammer, der jetzt Millionen Herzen zerreißt, vereinzelt erkennen, — ihn würde das Entſetzen vernichten!

Oft ſchon, wenn ich dieſes endloſen Jammers weit umher gedachte, und einſam da ſtand in den Schrecken des Tages, ſprach ich zu mir ſelber: Wohin führt der Wahnſinn ihrer Leidenſchaften die Sterblichen? Gott ſchuf ſie zur Glückſeligkeit; alle ſuchen dieſe Glückſeligkeit; und ziehen wider einander aus, als wäre ihr Beruf das Elend und der namenloſe Schmerz; als hätten ſie geſchworen, ſich gegenſeitig von der Welt zu vertilgen und nichts als eine blutige Einöde hinter ſich zurück zu laſſen.

Oft wollt' ich den Völkern, oft dem Stolze der Fürſten Vorwürfe machen. Was nützt, ſprach ich in mir: alle Lehre und Weisheit, alle Aufklärung, alle Religion, wenn der Menſch nicht endlich menſchlicher und friedlicher wird? — Aber dann gedacht'

ich der tauſendfach verſchiedenen Verhältniſſen der Menſchen, und des Widerſpruchs, der in ihren gegenſeitigen Rechten oft ſtatt finden kann. Ich gedachte der Pflicht eines Jeden, ſein Recht zu beſchirmen gegen fremde Gewalt; und daß es oft Rechte giebt, für deren Erhaltung zum Beſten der Welt und unſerer Nachkommen Gut und Leben kein zu hoher Preis ſeyn können. Wer möchte ſich von raubſüchtigen, gefühlloſen Barbaren unterjochen, ſeine Freiheit, ſeinen Wohlſtand zum bloßen Spiel ihrer Laune herabſinken laſſen? — Und wie der einzelne Menſch: ſo ein ganzes Volk. Auch ein geſammtes Volk hat ſeine eigenen Rechte, ſeine eigene Ehre, ſeinen eigenen Wohlſtand. Auch ein geſammtes Volk hat Pflichten, ſich und den Nachkommen Freiheit und Ehre zu bewahren, als Hauptbedingungen, unter welchen allein jedes Mitglied des Volkes edel und rühmlich wirken kann. Zwiſchen dem Bürger und Bürger eines Orts kann über das zweifelhafte Recht die Obrigkeit entſcheiden; zwiſchen verſchiedenen Völken, vermag es die Weisheit der Fürſten nicht, entſcheidet die Macht. Die Macht liegt aber weniger in der Menge der Waffen und Hände, als in dem Muthe derer, die ſtreiten;

der Muth aber entſpringt aus dem lebendigen Glauben und Wollen des Rechts. Gott richtet zuletzt.

Es iſt eine weibiſche Schwäche, allen Krieg zu verdammen, ſeiner ihn begleitenden Uebel willen. Ein gerechter Kampf für das Vaterland und das Wohl der Nachwelt bleibt ewig ruhmwürdig und edel. Ich preiſe den Mann, der nicht aus bloßer Feigheit ſich in Sklaverei giebt; ich preiſe das Weib, welches ſich lieber das Leben, als die Ehre rauben läßt: ſoll ich nicht eines ganzen Volkes Pflichtgefühl und Heldenmuth ehren? Der Kampf um Selbſterhaltung iſt allezeit der gerechteſte vor Gott und Menſchen; er iſt der rühmlichſte, weil er der pflichtmäßigſte iſt. Ein Volk aber ohne Ehre und Selbſtgefühl iſt kein Volk mehr, ſondern des Fremden Raub und Spott; ein Haufe feiler Knechte, der um Lohn dient und zufrieden iſt mit dem dürftigen, thieriſchen Daſeyn.

Auch Jeſus Chriſtus, da er ſein heiliges Wort auf Erden predigte, ſah voraus, daß ſeiner göttlichen Wahrheit ein ſchwerer Kampf bevorſtehe. Er ſelbſt weiſſagte Krieg und Blutvergießen, die erfolgen würden. Er weiſſagte ſeinen eigenen Jüngern: „Sie werden eurer etliche tödten; ihr werdet gehaſſet ſeyn von jedermann, um meines Namens willen.“

Luc. 21, 16, 17. Aber er ermahnte ſie, nicht feighaft zu verzagen und ihres Habes und Gutes zu ſchonen, oder ihr Leben über alles zu achten: ſondern er ermunterte ſie, auszuharren und ſtandhaft zu ſeyn bis ans Ende; ſich nicht zu fürchten, vor denen die den Leib tödten! — Noch am Ende ſeiner Tage rief er ihnen beim Blick in die trübe, kriegeriſche Zukunft zu: „Faſſet eure Seele mit Geduld!“ Luc. 21, 19.

Auch ich will meine Seele mit Geduld faſſen, und ſtandhaft ausharren in den Stürmen dieſer Zeit. Verzagen vor den Uebeln, die noch drohen, heißt ſeinen Glauben an Chriſtus Wort aufgeben. Denn der Herr iſt mein Licht und mein Heil, vor wem ſollt' ich mich fürchten; der Herr iſt meines Lebens Kraft, vor wem ſollte mir grauen? Pſ. 27, 1.

Der Krieg iſt von allen irdiſchen Uebeln wohl das Schauderhafteſte, nicht weil er ganze Länder und Völker zerſtört — auch der giftige Hauch der Peſt macht ganze Landſchaften zu Einöden; — nicht weil er das Elend unter den mannigfaltigſten Geſtalten bringt; auch das Erdbeben kann es herbeiführen: ſondern weil er das Werk der Menſchen ſelber iſt zu ihrem Verderben.

Auch ich erkenne neben der Gräßlichkeit dieſes Uebels deſſen Unvermeidlichkeit. Wie oft zwiſchen zwei redlichen Menſchen, bei der Dunkelheit ihrer Rechtſame, oder weil dieſe Rechtſame ſich feindſelig einander entgegenſtehen können, Widerſpruch erwächſt, welchen zuweilen der Scharfſinn des billigſten Richter nicht zu ſchlichten weiß: eben ſo kann auf ähnliche Weiſe zwiſchen verſchiedenen Völkern ein Kampf werden, da jeder Theil ſein Recht und ſeinen Wunſch mit den Waffen beſchützt.

Alles Unvermeidliche auf Erden aber ehr' ich als Fügungen einer höhern, weltordnenden Macht, welcher nicht am bloßen Wohlſeyn, am ſinnlichen Genuß, am Geld und Gut, an Reichthum und Armuth, ſelbſt nicht am Leben einzelner Menſchen ſoviel gelegen iſt, als an der geiſtigen Stärke und Veredlung des einzelnen Menſchen, wie des geſammten Volkes. — Durch die Leitung der göttlichen Vorſehung wird auf ſolche Weiſe der Krieg ſelbſt ein wohlthätiger Erzieher des menſchlichen Geſchlechts.

Wahr iſts, dieſer furchtbare Erzieher vernichtet manch herrliches Erbe, welches wir von den Vätern hatten. Aber auch der Sturm bricht Häuſer, ent-

wurzelt Eichen; auch der Hagel zerſchlägt die Hoffnungen goldner Erndten; das Erdbeben verſchlingt blühende Inſeln, volkreiche Städte — ſind dieſe Uebel darum weniger Werkzeuge des großen Allwaltenden, der über den Sternen herrſcht?

Der Krieg zerſtört die alten, gewohnten Ordnungen, in welchen unſere Väter und wir ſelbſt ſo lange glücklich geweſen waren. Das Zuſammenſtürzen des theuern Vaterhauſes iſt freilich ſchmerzlich zu ſehen. Aber nicht die ruhige Gewohnheit, ſondern eine hohe Selbſtſtändigkeit iſt es, welche der Himmel von uns fordert, eine Selbſtſtändigkeit des Gemüths, welche unter dem Wechſel der Schickſale unveränderlich gilt. Ohne innere Ueberzeugung, ohne Tugend iſt ſolche Selbſtſtändigkeit ungedenkbar. Was aber iſt der Menſch, wenn er lange in friedlicher Stille dahin lebte? — Ein Geſchöpf beibehaltener Gewohnheiten, langgepflegter Uebungen. Was er thut, geſchieht ſelten ſo oft aus innerem Trieb, aus dem Ueberlegen und Herausfühlen deſſen, was billig oder gerecht ſei, als vielmehr, weil er nicht aus dem bekannten Geleiſe des Schicklichen und Ueblichen treten will. Er giebt Allmoſen, weil es eingeführt iſt; er geht zur Kirche, weil er es von

Kindheit an gewohnt war, nicht daß ihn ſein Herz ruft. So in viel andern, ſo in den meiſten Dingen. Seht auf die Haufen des verwahrloſeten, niedrigen Volks, wenn die alten Ordnungen brechen, die Geſetze nicht mehr ſchrecken, die Obrigkeiten abtreten, das Herkommen ſeine Ehrwürdigkeit verliert. Es wird ſich Ausſchweifungen geſtatten, gegen die eigenen Mitbürger, Ausſchweifungen, die ſelbſt ein gebildeter, edler Feind verachtet; es wird in ſeiner eigenthümlichen, verwilderten Art daſtehn, die man vormals nicht ſah, nicht kannte, ſo lang es noch der Gewohnheit zu gefallen die täuſchende, freundliche Maske trug. Und verbergen wir es uns nicht, daß nur zu oft unſere ſcheinbare Güte, Gerechtigkeitsliebe, Frömmigkeit und Religioſität weniger Folge unſrer innerſten Ueberzeugung und Sehnſucht zum Guten, als Frucht herkömmlicher Uebung und bloße Achtung der eingeführten Sitten ſei.

Es zerſtört der Krieg viel Herrliches der Vorwelt, viel Gutes, das wir ſelbſt bauten, und noch mehr Entwürfe, die wir in Zukunft auszuführen dachten. Aber eben dieſer ſchreckliche Zerſtörer entwickelt dadurch unſere Kraft. Wir ſind nicht ſowohl auf Erden vorhanden, um zu bauen und uns an unſern

Werken zu ergötzen, als vielmehr die uns inwohnenden Kräfte durch beſtändiges Kämpfen gegen obwaltende Hinderniſſe zur möglichſten Vollkommenheit zu ſteigern. Denn unſer unſterblicher Geiſt iſt eine Kraft, berufen zur ewigen Wirkſamkeit. Ruhe erſchlafft und iſt ein halber Tod. Nur Thätigkeit iſt Leben und gewährt Stärke. Der Krieg verwüſtet, aber verwüſtet nur nichtige Werke; die Kräfte dagegen belebt er. Iſt nicht die Nothwendigkeit von jeher die Mutter oder Erweckerin der ſeltenſten Eigenſchaften des Menſchen geweſen?

Der Krieg zerſtört — aber nur das Nichtige und Zerſtörbare. In der allgemeinen Unſicherheit von unſerm Haab und Gut, ſelbſt von unſerm Leben erſcheinen uns dieſe Dinge endlich einmal in ihrem wahren Werth. Wir fangen endlich an uns mit dem Gedanken zu verſöhnen, alles, was wir haben, verlieren zu können; wir werden dagegen gleichgültiger. Wir finden ſelbſt, daß es noch höhere und bleibendere Güter giebt, als dieſe ſind, welche uns in wenig Stunden ſämmtlich entriſſen werden können. Und erſt ſolch ein Menſch, der auf dieſer Stufe ſteht, iſt ſeiner ſelbſt würdig geworden; iſt im Begriff ein Chriſt zu werden im göttlichen Sinn des göttlichen

Meiſters; iſt auf dem Wege, ein freies, reines Gemüth, ein heiteres Bewußtſeyn, ein Herz voller Tugenden höher zu achten, als alles was die Welt gewähren kann. — Nur was vom Geiſt ſtammt, nur was dem ewigen Geiſt angehört, iſt ein bleibendes Gut; alles andre Staub, Täuſchung und Blendwerk. Müſſen nicht Fürſten von ihren Thronen niederſteigen, Sieger in Gefangenſchaft gehn, reiche Schwelger betteln, und die, denen ſonſt alles gehörte, Heerd und Heimath verlaſſen? Nur dem, der mit Jeſu Seelengröße die Welt betrachtet und was ſie giebt, erſcheint alle Feindſeligkeit der Welt ohnmächtig; der kann alles verläugnen, ſein Kreuz auf ſich nehmen und dem Alleinheiligen nachfolgen. Wer am Staube hängt, im Nichtigen ſeine Wolluſt, ſein höchſtes Gut erblickt, der verdient mit dem Staube unterzugehen.

Der Krieg zerreißt gewaltſam viele irdiſche Bande — aber eben dadurch ſtärkt er die Herzen zur Knüpfung edlerer Verhältniſſe. Wie ſich die ruhige Luft zuletzt ſelbſt vergiftet und das ſtille Gewäſſer des Sumpfes in Fäulniß übergeht: ſo löſet ſich ein Volk im langen, ungeſtörten Frieden durch das Verderben der Selbſtſucht auf. Eine Stadt, ein Dorf,

eine Familie ſcheidet von der andern, und zuletzt ſucht jeder einzelne Bürger nur ſeinen eigenen Nutzen, ſein eigenes Vergnügen, ſeine eigene Ehre, unbekümmert um die übrigen. Der Neid und die Eiferſucht tritt zwiſchen die Stände und erzeugt einen geheimen Bruderzwiſt. Die Geſetze herrſchen nicht mehr in den Seelen, ſondern nur über die einzelnen Handlungen. Das Vaterland wird zum leeren Namen, ohne Bedeutung; die Liebe des Fürſten und Vaterlandes ergießt ſich höchſtens nur in kalte übliche Schmeicheleien. Der Leichnam des Staates ſteht noch; aber die Seele iſt faſt davon gewichen. — Aber der Sturm kömmt und entgiftet die Luft, und die zuſammengetriebenen Wellen reinigen ſich von der Fäulniß. Die allgemeine Kriegsnoth, da alles in ihr den Untergang droht, ermannt die trägen, eigennützigen Bürger aus der Sicherheit. Zum erſtenmal fragen Tauſende nach ihren Mitbürgern, ſchwören Tauſende in Noth und Tod zuſammen zu halten, rufen Tauſende das gemeinſame Vaterland und deſſen Ehre an, ſegnen Tauſende mit aufrichtigem Herzen die Fürſorge des Landesfürſten, der Leid und Freude mit ihnen theilt und trägt. Die allgemeine Noth gleicht den Unterſchied der Stände

aus; der Arme hält ſich am Reichen; der Reiche findet Schutz durch den Armen. Das ganze Volk wird wieder eine einzige Brüderſchaft, die einzige Familie eines treuen Landesvaters und die größte Stadt nur zum kleinen Punkt im Vaterlande.

Und wie in der Kriegsgefahr alle Bürgertugenden ſich mit bewunderungswürdiger Macht entwickeln, um das Ganze zu retten: ſo erwacht in der Bruſt jedes Einzelnen wieder der Sinn für Chriſtentugend, ungeheuchelte, tiefempfundene Religioſität, welche weit entfernt von jenem ſchlaffen, äußerlichen Gewohnheitswerk iſt, das oft den Namen des edelſten aller Kleinode führen muß. Es erhebt ſich in jeder Bruſt ein ſtärkeres Vertrauen zur Allmacht, ein felſenfeſter Glaube an Tugend, Recht und Vorſehung, ein Glaube, der alle Waffenkünſte beſiegt, und alle Erdenmacht und alle Feindesliſt zuletzt zu Schanden macht.

Dies iſt die Frucht der Kriegsnoth. Sie iſt der Staaten und der Menſchheit bittre Arznei, die jeder mit Schaudern meiden will, und endlich doch ergreifen muß.

Und betrachte ich den Krieg aus dieſem Geſichtspunkt: ſo wird mir ſein Daſeyn in der Welt nicht

unbegreiflich, ſondern ich erkenne ſelbſt die Nothwendigkeit ſeines Erſcheinens. Ich lerne Gottes Weisheit in den Kriegsſtürmen, die er verhängt, anbetend verehren, wie in den Wettern des Himmels, wenn derſelbe tödtende Blitze herabſendet auf die erſchrockene Welt.

Oft hab' ich, oft, mein Gott, im Stillen über das Elend dieſer Zeiten gemurret und im Stillen gefragt: warum ſo vieler Jammer? Kann ihn Gott, der Gott der Liebe, ſeinen Menſchenkindern ſenden? Oft wenn ich einen Theil meiner ſeit Kindheit an gehabten Bequemlichkeiten und Genüſſe fallen laſſen, und jetzo im ſpätern Alter wohl das gewohnte Weiche zuweilen mit dem Harten vertauſchen lernen mußte, ſprach ich: es thut doch weh! — Oft wenn ich, was mir Weniges blieb, zuweilen noch weit unglückſeligern Brüdern, oder als Scherflein zum Beiſtand Aller am Vaterlandsaltar hinreichte, und dann der bange Gedanke ſich an mich drängte, wie wirds einſt den Meinigen ergehen? oft ward dann alles düſter um mich. Ich hörte nur meine Seufzer, fühlte nur die Gluth meiner Thränen. — Nun aber — nun, Gott, Weltordner, Vater, Wunderbarer, Furchtbargroßer in deinen Verhängniſſen, nun murre ich nicht wieder. Ich erkenne dich auch im Gewitter des Kriegs! ich bete deine Geiſterliebe auch im Gewimmel des Schlachtfeldes an. Die

nicht mehr leiden, ſind bei dir; die heut noch leiden, verdienen das Leiden. Denn wer noch um den Verluſt des Irdiſchen klagt, hat noch zu hohen, ſträflichen Werth auf das Vergängliche geſetzt; iſt noch zu verweichlicht; iſt noch nicht reif zu jener Vollkommenheit, in der wir uns für unſere Brüder und das Vaterland, Vaterland und Familie für die Sache der Menſchheit, für die Sache Gottes opfern ſollen!

Ich faſſe meine Seele mit Geduld. Dem Chriſten geziemet der Heldenmuth, mit welchem Chriſtus für die Brüder das Leben ließ. Ergeben, Gott, in deinen Willen, kann mir nichts Schreckliches begegnen, weil auch der Verluſt alles deſſen, was ich auf Erden habe, nicht ſchrecklich iſt dem, der Dich hat. Amen.

Stunden der Andacht

zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Einundfunfzigſter Sonntag, am 19 Dezember 1813.

Welch eine jammerreiche Zeit!
Die Felder nur gedüngt mit blutigen Leichen;
Durch Städt' und Dörfer ziehen böſe Seuchen,
Und im Pallaſt wohnt Traurigkeit.

Des Winters todtes Schneegewand
Bedeckt von tauſend Helden die Gebeine;
Sie ſtarben all' im heiligen Vereine
Den großen Tod fürs Vaterland.

Und tauſend Andre ſteh'n dem Tod geweiht.
Sind noch der Opfer nicht genug gefallen?
Wie lange muß der Schlachten Donner ſchallen,
Eh' ihn der ſüße Friedensruf zerſtreut?

Erbarmer, Gott, erbarme unſrer dich,
Blick auf der Waiſen und der Wittwen Thränen,
Erhöre, Gott, der Völker heißes Sehnen:
Verleih uns Frieden gnädiglich!

Gebet um Frieden.

Pſalm 77, 1 — 11.

Das Jahr neigt ſich zum Ende. Schaudernd blick ich auf die vergangenen Tage zurück. Welch ein Jahr voller Jammer und Wechſels von Hoffnungen und Schrecken! Viele tödtete der Kummer. Vielen legte die Angſt den nur zu ſchnell reifenden Todeskeim in die Bruſt. Das Jahr neigt ſich zum Ende, in welchem Zahlloſe das Leben einbüßten und noch mehrere alle Hoffnung auf Wiederfinden des zerſtörten Lebensglücks. Millionen Wunden bluten. Millionen Augen ſind roth geweint. Wird uns denn der Herr ewiglich verſtoßen und keine Gnade mehr erzeigen?

Die Völker weit umher vom Aufgang zum Niedergang, von einem Meer zum andern, zittern voll banger Erwartungen deſſen, was kommen ſoll. Durch die Gewitternacht des Kriegs zuckt nur ungewiß ein ſchwacher, freundlicher Friedensſtrahl. Sie zittern vor Furcht um die ſchwarzen Verhängniſſe, welche aus der unſichern Ferne drohen. Ihren Armen fehlt die Kraft zur fröhlichen Arbeitſamkeit. Die Früchte ihres langen Fleißes ſind zertreten. Die Saaten, welche der Landmann ſeiner Erde anvertraute, für

wen ſollen ſie keimen? Vielleicht zerſtampft die Menge kriegeriſcher Roſſe in wenigen Monden alle Hoffnungen der Erndte. Niemand iſt ſeines Gutes ſicher, und was der Fleiß am Morgen gewinnt, iſt vielleicht am Abend ſchon der Raub fremder Gewalt. Um Erbarmen, du Allbarmherziger, fleht zu dir der Bedürftige, welcher den letzten Biſſen mühſam erworbenen Brodes mit Thränen netzte. Um Gnade und Schonung ruft zu dir, Allgnädiger, der Unglückſelige, welcher einſt begütert gleich Hiob, nun verlaſſen umherirrt, vergeſſen von ſeinen Freunden, verſtoßen von Undankbaren und das Mitleid fremder Herzen anſpricht. Um Barmherzigkeit ſchreit zu dir die verzagende Armuth, welche, hinausgeworfen aus der heimathlichen Hütte, kaum ihre Blöße gegen des Winters Strenge decken und in den Stürmen kaum ein ſchützendes Obdach finden kann.

Verheerend zog das Kriegeswetter über einen ganzen weiten Welttheil; ſchaudernd ſahen die Nationen das Herannahen deſſelben; das dumpfe, bange Gerücht lief voraus und tödtete alles Lächeln der Freude, und lähmte allen Muth zum Guten und Beſſern. Der Sturm wälzte ſich näher. Feuer und Schwerdt fraßen den Wohlſtand glücklicher Städte

und Landſchaften hinweg. Die Felder wurden öde ohne Erndte. Schwarze, dampfende Brandſtätten bezeichneten die Lage ehemaliger Dörfer. Ueber ganze Geſchlechter ſonſt begüterter Sterblichen ſchwang der Würgengel ſchonungslos das zweiſchneidige Schwerdt. — Er zog vorüber. Von Blutstropfen war ſeine Straße beſprengt. Der bleiche Hunger und peſtartiges Fieber ſchlich hinter ihm her. Die Lebenden weinten über den Leichnamen der Todten, und ſuchten unter der Aſche ihrer ehemaligen Hütten das Letzte hervor, was ihnen ein kummervolles Daſeyn friſten konnte. Empor von den Aſchenhaufen und Leichnamen ſtrecken ſie ihre Arme jammernd zum Himmel: Vater des Lebens, Erbarmer! Willſt du uns ewiglich verſtoßen und keine Gnade mehr erzeigen? Es ſteigt aus Tauſend und Tauſend dir geweihten Tempeln das Geſchrei und Flehen der Nationen: Sei unſer Retter, o du, der allein Macht hat, aus dem Elende zu retten, die auf deine Gnade hoffen. Wie lange wird deine furchtbare Strenge über uns walten; wenn wird deine Güte wieder auf uns niederlächeln, daß wir uns in der Seligkeit des Friedens erquicken, und deines Segens freuen können? O du, deſſen Wink aus dem Tode das

Leben ruft, deſſen Hauch den Trotz gewaltiger Heere vernichtet, lenke du das Gemüth der Völker, den Geiſt der Fürſten. Sende deinen Friedensengel in die trauernde Welt!

Es fleht zu dir die Angſt der Nationen, verſammelt in allen Tempeln, um alle Altäre. Sie erkennen, o Herr! daß du nur der Herr biſt, und kein Gewaltigerer, als du.

Und die verlaſſene Wittwe betet zu dir einſam in ihrer Kammer. Ach, ihr Gebet voll Inbrunſt, ihr Seufzen fordert nichts für ſich ſelbſt. Würde heut der Todesengel ihr erſcheinen, das Ende ihrer trauervollen Tage zu bringen, freudig würde ſie ihn anblicken. Aber ihr Mutterherz blutet; du ſelbſt gabſt ihr dies Herz voll treuer Zärtlichkeit um ihre Kinder; du ſelbſt, Urquell der Liebe, beſeelteſt ſie mit den heißen Gefühlen der Liebe für die, welche ſie mit Schmerzen gebar. Das Vaterland forderte ihre Söhne in den blutigen Kampf für des Vaterlandes Glück und Sicherheit. Sie weihten ſich der ernſten, heiligen Pflicht, um das Wohl ihrer Mitbürger zu ſtreiten, und ſoll es ſeyn, für daſſelbe zu ſterben. Entſchloſſen ſtehen ſie dort. Die Mutter weint um das ſchwere Opfer; ſie bracht' es gern, wenn gleich

mit blutendem Herzen; gern, weil die Pflicht gebot. Aber auch die Mutterpflicht will ihr Genüge; die Mutterliebe ſchreiet laut um die Vermißten: Erbarmer, ſei du ihr Schild am Tage der Noth und Gefahr! Allmächtiger, rette du ſie, daß ſie noch einmal heimkehren zu den verlaſſenen Wittwen, noch einmal an die Bruſt der Mutter ſinken; dann wird ſie mit Entzücken ihre getröſtete Seele ausathmen. Gieb Frieden auf Erden, daß ſich die Gebeugten wieder emporrichten, und die Verzweifelnden ſich wieder deiner Gnade freuen und rufen: wir müſſen leiden, aber die Hand des Höchſten kann alles ändern! Pſ. 77, 11.

Seit zwanzig Jahren wüthet das mörderiſche Schwerdt des Krieges von Land zu Land. Die Freude droht ſich aus dem Leben zu verlieren. Millionen wurden in dieſen Tagen des allgemeinen Unglücks geboren, um ihr junges Leben auf den Schlachtfeldern wieder auszubluten. Millionen erblicken mit dem erſten Tageslicht zugleich die Sorgen und Thränen der Eltern; ach, ſollen ſie nie das ſchöne Stillleben des Friedens ſchmecken? Zwanzig Jahre voller Mord in den Ebenen, wie in den Gebirgen, auf den Inſeln und allen Meeren

— und noch tönt immerdar der ſchreckliche Ruf zur Schlacht.

Gott, welch empörendes Schauſpiel, deine Erſchaffenen zu ſehen, ſich gegenſeitig Gefangenſchaft, Wunden und Tod zu bereiten! Kinder eines Vaters zu ſehen, die, alle Gefühle der Bruderliebe verbannend, nur in das Leben gerufen zu ſeyn ſcheinen, um ſich gegenſeitig wieder aus demſelben zu vertreiben! Menſchen zu ſehen, die aus entfernten Weltgegenden wider einander rennen, um ſich abwechſelnd zu verſtümmeln, zu vernichten, ohne ſich einander je gekannt, noch weniger beleidiget zu haben! — Aber das Schlachthorn ruft. Der Donner des Geſchützes brüllt. Voll geheimen Schauerns rücken die Schaaren wider einander, ſich den Tod zu geben. Tauſend und Tauſend Herzen pochen bange — und in den bleichen, ſtarren Geſichtern ruht ſchwer die Erwartung des Feindes und der tödtlichen Kugel. Noch mancher Seufzer der Kämpfenden fliegt zurück in die ſtille Heimath; noch mancher Gedanke ſchnell und flüchtig ruft den greiſen Vater, die ſtummleidende Mutter, die hoffnuugsloſe Braut, die weinende Gattin, die unſchuldigen Kinder, die trauernden Geſchwiſter an. Aber im Geräuſch des

Treffens verfliegen die Erinnerungen. Schreckenvoll ergreift die Gegenwart. Um Leben und Sieg ringt jeder Arm. Die Gleichgültigkeit gegen das Leben verwildert zur lebensvernichtenden Wuth. Mordluſt funkelt aus dem ſtieren Blick der Kämpfenden. Mann ſtürzt neben Mann von Schwerdt und Todesſpeer getroffen. Niemand ſieht die Leichname der Brüder, nur den Lebenden noch, der gegenüber droht. Das wilde Roß zerſtampft mit ſeinem Huf die Gebeine ſeines eigenen Herrn. Die Flammen des Geſchützes füllen das Auge; donnerndes Getöſe das Ohr. Der letzte Seufzer der Sterbenden wird nicht gehört. Das Jauchzen der Ueberwinder mengt ſich in den Angſtruf der Flüchtenden, bis beider Geſchrei in der Stille der Nacht verhallt und die Heere den blutigen Wahlplatz verlaſſen.

Welch ein ſchreckenvoller Anblick das öde Feld der Schlacht, wo der Sieger ſeine Ehre, ſein Glück nach der Menge hingewürgter Brüder berechnen ſoll! Unglückliche, die noch verſtümmelt leben, beneiden den Tod derer, die zerſchmettert vor ihnen liegen. Blutende ermannen ſich noch einmal aus der Ohnmacht, um in die letzte zurückzuſinken. Sterbende fordern ein Labſal, Verwundete eine Linderung ihres

brennenden Schmerzes. Der Fluch des Verzweifelnden, das Wimmern der Verſäumten, das letzte Gebet der Verbluteten tönt durch die finſtere Einöde. — Erbarmer im Himmel, erhöre die Seufzer der Leidenden, die nach der Schreckensſtunde der Schlacht auf den Wahlfeldern ihre Seele ausathmen. Ach, ſie flehen nicht mehr um Verlängerung ihres ſchmerzlichen Daſeyns. Das Leben hat keine Luſt mehr für ſie. Aber um das Glück ihrer troſtloſen Eltern, Wittwen und Waiſen flehen ſie, um das Glück des Friedens flehen die ſterbenden Krieger; für ihr Vaterland. Wer kann helfen, Allmächtiger, wenn du nicht hilfſt und deinen Blick von uns wendeſt? Umſonſt hofft der graue Vater auf die Wiederkehr ſeines Sohns; umſonſt die Braut auf ein Wiedererſcheinen ihres Geliebten; umſonſt die Schweſter auf den Anblick vom Geſpiel ihrer Jugend. Der Sohn, der Bräutigam, der Bruder liegen erſtarrt auf dem Schlachtfelde; eine fremde Hand verſcharret ihre Gebeine unter die Erde; niemand kennt, niemand beweint ſie.

Und iſt das Schlachtfeld das Schrecklichſte? — Wer den Blick werfen könnte in die zerſchoſſenen Wohnungen der Städte; in die geplünderten Hütten

der Dörfer! Wie mancher Greis erlebt nun den traurigſten Ausgang ſeiner Tage! Mit Frömmigkeit und Fleiß ſammelte er viele Jahre mit Mühe für den Abend ſeines Lebens ein, und die ganze Arbeit ſeines Lebens war verloren. Er kann ſeinen Kindern nichts mehr geben, und ſeine letzten Kräfte, ſeine letzten Thränen ſind ihm nur noch, um für die wenigen übrigen Stunden ſeines Daſeyns ein Allmoſen zu erbetteln. Die hungernde Mutter ſieht mit erloſchenem, todtenhaften Blick auf den Liebling ihres Herzens, den verſchmachtenden Säugling nieder, dem ſie keine Nahrung mehr reichen kann. Geplünderte Familien ziehen ſtumm und zitternd von den Aſchenhaufen und Schutthügeln ihrer Hütten hinweg, wo ſie ſo lange glücklich gelebt, und ſuchen eine neue Heimath in der unbekannten Ferne. Zerſtreut weit umher in der Welt ſeufzen die Gefangenen im Elende, ohne Nachricht vom geliebten Kreiſe ihrer Blutsverwandten, und dulden und hoffen. Und aus den Kerkern der Fremde und von den Schutthügeln der Zerſtörung und über dem verſchmachtenden Säugling erhebt ſich das inbrünſtige Geſchrei zum Himmel: Erbarmer, ſei uns gnädig! ſend' uns Frieden und laß uns das verlorne Heil

wiederfinden! Erhöre das Gebet der leidenden Welt. Du kannſt helfen, nur du kannſt tröſten! — — —

Ach, wenn mich in dieſen Betrachtungen des namenloſen Elendes oft der Schmerz überwältigt; wenn ich unter dieſem Kummer oft meinen Glauben an deine allesumfaſſende Liebe wanken fühle; wenn mein Geiſt nicht begreift, warum dies Leiden ſo vieler Unſchuldigen ſeyn muß, die dich lieben, anbeten und im Gräuel der Verwüſtung untergehen: o ſo vergieb, vergieb, Vater im Himmel, deinem ſchwachen Kinde! Auch dies Wanken iſt ja nur die Wirkung des Mitleids um meine Miterſchaffenen; auch dieſe Liebe und Troſtloſigkeit iſt aus keinem ganz unreinen Herzen gegangen. Du gabſt mir dies Gefühl, dies Herz!

Ja, ich ſchreie zu dir, wie Aſſaph, ich ſchreie mit meiner Stimme zu Gott; zu Gott ſchreie ich, und er erhöret mich. In der Zeit meiner Noth ſuche ich den Herrn; meine Hand iſt des Nachts ausgeſtreckt und läßt nicht ab; denn meine Seele will ſich nicht tröſten laſſen. — Ich denke der alten Zeit, der vorigen Jahre! Wird denn der Herr ewig dich verſtoßen und keine Gnade mehr erzeigen? Iſts denn ganz und gar aus mit ſeiner Güte? Und

hat die Verheißung ein Ende? Hat denn Gott vergeſſen gnädig zu ſeyn und ſeine Barmherzigkeit verſchloſſen vor Zorn? — Aber doch ſprech' ich: ich muß das leiden. Die rechte Hand des Höchſten kann alles ändern. Pſ. 77, 1 — 11.

Ich muß das leiden, was du mir ſandteſt. Es iſt doch meiner Seele Glück. Die Welt muß das leiden, was du ihr beſtimmt haſt, es iſt doch zuletzt der Völker und ihrer Kinder Glück. Wer will murren, daß er für andere das Opfer werde? Iſt dies zu ſeyn nicht der Sterblichen höchſter Beruf? Hat Chriſtus ſich nicht für uns geopfert, die wir Jahrtauſende nach ihm uns der Wohlthat ſeines Erlöſertodes freuen können? — So ſei uns dann kein Kampf, keine Entbehrung, kein Opfer zu ſchwer — es gilt die dauernde Ruhe der Völker, es gilt die Freiheit und Sicherheit des Vaterlandes, es gilt die Heiligkeit unſerer Rechte, es gilt die Feſtigkeit unſers Fürſtenthrons und geliebten Fürſtenhauſes!

Und ſoll das Glück des Friedens, der bleibende Wohlſtand der Völker und ihr heiliges Recht mit noch mehr Blut- und Thränenſtrömen erkauft werden: es ſei! Ich muß das leiden, was du

heilſam findeſt. Dunkel ſind deine Wege, unerforſchlich deine Verhängniſſe, aber ſie leiten uns zum glänzenden Ziel. Meine Pflicht iſt es, nun das Elend der Tage mildern zu helfen, ſoweit meine Kräfte reichen. Warum beklag' ich den Beraubten, hab' ich nicht noch ihm von dem Meinigen etwas mitzutheilen, daß er ſeine Blöße bedecke? Warum ergieß ich mich in die fruchtloſen Thränen des Mitleids, wenn ich von den Hungernden höre; kann ich ihnen nicht Beiſteuern ſammeln und zuſenden? Wann und wo kann ſich Menſchenliebe reiner und größer zeigen, als in allgemeinem Unglück?

Es ſind die Tage der Noth, ſie ſollen uns läutern von aller Selbſtſucht, von allem Eigennutz. Der Friede hat uns erſchlafft und entzweit; des Krieges Leiden ſoll uns ſtärken und wieder vereinigen, daß jeder den Werth des andern, auch des geringſten unſrer Brüder lebendiger erkenne. Der Friede verweichlichte unſere Sitten, brachte Ueppigkeit, Wolluſt, Uebermuth und ließ uns in den Schlamm ſinnlichen Wohllebens verſinken. Der Krieg mit eiſerner Fauſt zieht uns aus dieſer Verſunkenheit empor, lehrt uns die Nichtigkeit unſrer irdiſchen Güter einſehen, und bringt mit der alten Einfalt die alten Tugenden der Vorwelt zurück, auf

daß wir das Glück eines künftigen Friedens würdiger genießen mögen; auf daß ſich die Enkel an dem Schickſal ihrer Vorfahren ſpiegeln mögen. Der heutige Tag und ſein Verhängniß iſt nicht für uns; er gehört denen, die lange nach uns leben!

Ich muß das leiden. Aber die rechte Hand des Höchſten kann alles ändern! Gott ändert, wenn der Menſch des beſſern Looſes werth geworden. Gott ändert, wenn das Ziel ſeiner Rathſchlüſſe erreicht iſt. Er beugt den Stolz der Könige, er bricht die Macht der Gewaltigen, er demüthigt den Uebermuth der Völker. Er beſchirmt auch den Geringſten, hebt den Niedrigen wieder vom Staub empor und giebt jedem ſein Recht. Und fallen in dem verheerenden Weltſturm auch Millionen blutende Opfer; er iſt jedem Einzelnen von dieſen Millionen nahe; er umfaßt jeden Einzelnen mit ſeiner unendlichen Vaterliebe; er weiß jeden Einzelnen für den flüchtigen Schmerz herrlich zu erquicken.

Die rechte Hand des Höchſten kann alles ändern. Dies iſt mein freudiger Troſt unter allen Drangſalen, die mich getroffen haben, oder noch drohend umringen. Ja, Vater, dein heiliger Wille geſchehe, nicht mein Wille! Nicht

ich weiß, was der Welt Wohl ſei, nur du, All-weiſer, kennſt, was uns zum Frieden dient, nur du, vor deſſen Blick die fernſte Vergangenheit, wie die entfernteſte Zukunft lichtvoll daliegt. Du kannſt ändern, du wirſt ändern. Wir haben dein Wort, deine Verheißung. Du hörſt unſer Flehen und wirſt erhören, wenn die rechte Zeit iſt. Die Thränen der Waiſen und Wittwen flehen nicht vergebens vor deinem Throne; das Gebet der Völker ſteigt nicht vergebens aus den Tempeln zu deinem Himmel; der Seufzer der Sterbenden und Blutenden auf Schlacht-feldern ſchwebt nicht unbemerkt zu dir hinauf. Du biſt aller Gott, aller Vater!

Und wenn auch ich in dieſem ungeheuern Welt-ſtreit, welcher ſo viele Glücksumſtände unwieder-bringlich verloren machte, mehr noch einbüßen ſollte, als ich ſchon eingebüßt habe; und wenn ich ganz verarmen müßte, wie Tauſende verarmt ſind: was büß' ich anders ein, als was mir doch nicht gehört, und ich im Tode andern geben muß? Wie könnt' ich, was ich habe, rühmlicher verlieren, als in Uebung meiner heiligſten Lebenspflichten für des Va-terlandes Wohl, für meiner Mitbürger Rechte? — Und ſollt' ich unter dem Schwerdtſtreich meiner Vaterlandsfeinde bluten müſſen, für welche edlere

Sache könnt' ich rühmlichere Wunden und Schmerzen tragen? — Und ſollt' auch mein Leben in dieſem verworrenen Völkerkampfe früher oder ſpäter zum Opfer gefordert werden, Gott, du haſt es mir verliehen, kann ich es würdiger in deine Hand zurückgeben, als wenn ich für das Glück meiner Mitbürger ſterben kann und darf?

Mit gottergebenem Sinn gehe ich furchtlos aus dieſem trauervollen Jahr in ein anderes hinüber; vielleicht in ein noch verhängnißvolleres. Aber die rechte Hand des Höchſten kann alles ändern?

Ja, Herr, meine Seele hoffet auf dich. Du kannſt, du willſt die Deinen nicht verlaſſen. Du biſt mein Hort; du biſt der Vater der Meinigen. Und hinterlaß' ich ihnen nichts, ſo bleibt ihnen doch mein Beiſpiel und mein Glaube, mein Muth und meine Hoffnung. Du, Vater, du bleibſt ihr Verſorger, ihr Beſchirmer, ihr unſichtbarer, allmächtiger Freund. Amen.

Stunden der Andacht
zur Beförderung
wahren Chriſtenthums
und
häuslicher Gottesverehrung.

Zweiundfunfzigſter Sonntag, am 26 Dezemb. 1813.

Er kam, der Gottmenſch kam!
Und von der Menſchheit nahm
Er alles Irrthums Binde,
Er allen Fluch der Sünde.
Was mocht' uns alles Wiſſen frommen,
Wär' Jeſus nicht gekommen?

Sonſt ſah' der Menſch in's Grab
Nur hoffnungslos hinab;
Nur Ahnung war vom beſſern Leben;
Er hat Gewißheit uns gegeben.
Was mocht' uns alles Ahnen frommen,
Wär' Jeſus nicht gekommen?

Der Menſch, des Zufalls Spiel,
War ohne höh'res Ziel.
Das Leben eine traur'ge Bürde.
Er kam und gab uns unſre Würde.
Was mocht' uns unſer Daſeyn frommen,
Wär' Jeſus nicht gekommen.

Das Erſcheinen Chriſti im Leben.

1 Joh. 4, 9.

Hinweg nun all' irdiſches Kümmern, all' irdiſche Sorgen! Ich flüchte mich aus dem Getümmel der unruhigen Welt in den Frieden der Religion. Da find' ich in heiligen Betrachtungen endlich immer die im alltäglichen Lebensgewühl verlorne Heiterkeit wieder. Und dieſe Heiterkeit erhebt mich noch lange nachher über das Ungemach des Irdiſchen und ſtärkt mich, daß ich Widerwärtigkeiten mit weiſem Muthe bekämpfe, oder, was nicht zu ändern iſt, mit weiſer Gelaſſenheit ertrage.

Ich habe ja genug gethan für meine häuslichen und bürgerlichen Verhältniſſe. Auch der Geiſt fordert nun ſeinen Feiertag! Und es iſt ſein Feiertag, wenn er ſich über das Drückende der irdiſchen Umſtände emporhebt, und mit Andacht den höchſten Heiligthümern der Welt naht.

Hinweg Angſt und Furcht um die Zukunft, Schmerz um die Vergangenheit, kleinliches Sinnen und Sorgen um äußern Wohlſtand! Wer ſich ſolchen irdiſchen Bedürfniſſen ausſchließlich hingiebt, nur dahin ſeine ganze Aufmerkſamkeit hinwendet, ſinkt

in den Kreis der Thierwelt nieder. Denn auch das Thier weiß ja nichts Köſtlicheres, als ſich vor äußerm Ungemach zu ſchützen und ſeines Leichnams zu pflegen.

Aber ich bin Menſch; und in ihren Tempeln begeht zu dieſer Zeit die geſammte Chriſtenheit das Feſt der Geburt Jeſu — das Feſt, welches mich an meine erhabene Menſchenwürde lebhafter erinnert, als jedes andere Feſt. — Ich bin Menſch! auch Chriſtus, der Weltbeſeliger, der Gottesſohn, ward Menſch! — Daß er es ward, iſt mir der herrlichſte Beweis von der Würde des Menſchenthums ſelber, und von meinem eigenen Werth, den ich in Gottes Augen habe, mag ich auf Erden groß oder gering, reich oder arm ſeyn.

Es gab vor der Erſcheinung Chriſti im Leben wohl auch hocherleuchtete Weiſe. Aber wenige derſelben hatten von ihrer Menſchenwürde ein ſo reines und lebendiges Gefühl, als dasjenige iſt, welches uns der Göttliche verlieh. Sie erkannten wohl durch das Entzücken, welches die Tugend ihren Verehrern gewährt, ihre Erhabenheit über andere thieriſche Geſchlechter, und den Werth ihres Geiſtes, durch deſſen große Eigenſchaften, durch deſſen Sehn-

ſucht nach der Wahrheit und Vereinigung mit Gott. Dennoch ſchwankten auch die Weiſeſten ungewiß und ſchüchtern zwiſchen Zweifeln, und ihre Lehre war von Erfindungen ihrer Einbildungskraft und ſinnreichen Gebilden, ohne Wahrheit, durchflochten.

Viele, weniger erleuchtet als ſie, hielten den Menſchen nur für ein Thier höherer Gattung, ſchöner geſtaltet, geſchickter, kunſtvoller, gedankenreicher als den Affen oder Elephanten. Sie ſahen nur auf ſeine leiblichen Umſtände und die gemeinſten Lebensbedürfniſſe. Sie meinten, der Menſch habe erſt von den Thieren erlernt, was ihm nützlich ſei, und wo dieſe ſeine Lehrer ſtehen blieben, habe der klügere Schüler ſeine Sache nur vervollkommnert. Sie dachten kaum an den weſentlichen Unterſchied ihres Geiſtes vom Leibe; und wenn ſie die Pflanzen des Feldes verdorren, Menſchen- wie Thierleiber nach dem Tode vermodern ſahen, glaubten ſie mit ihrem letzten Athemzuge werde alles geendet ſeyn. — Und wenn gleich eine innere Stimme in ihnen laut rief: du biſt unſterblich! ſo verſtanden ſie dieſelbe kaum. Viele erfanden ſich ſeltſame und thörichte Fabeln von dem Zuſtande der Geiſter nach dem irdiſchen Tode, von Belohnung und Beſtrafung der Thaten

jenſeits des Grabes. Aber die Einſichtsvolleren im Volk verlachten ſelbſt dieſe Fabeln, und indem ſie ſolche verwarfen, ließen ſie zugleich die Sicherheit ihrer Unſterblichkeit fahren, und legten mit dem Irrthum auch die hohe, in demſelben verborgene Wahrheit ab. Dennoch blieb die innere Stimme in ihnen laut und die Sehnſucht nach unvergänglichem Leben. In dieſem Widerſpruch, welchen ſie ſich nicht zu löſen verſtanden, erwuchs ihre Begierde nach Unſterblichkeit ihres Namens unter den Menſchenkindern. Es ſchien ihnen gleichſam eine Verlängerung des Lebens zu ſeyn, wenn ſie glauben konnten, nach dem Tode noch lange im Angedenken der Nachkommen fortzudauern. Und dieſe Sehnſucht, dieſe Begierde eines unvergänglichen Nachruhms war die Mutter eben ſo viel großer Thaten, als verderblicher Unternehmungen.

Andere begriffen weder ſich noch die Welt. Es blieb ihnen das große All ein dunkles Räthſel, hielten alles für eine bloße Entwicklung todter Kräfte, und alles Leben und Seyn für ein Spiel des Zufalls. Wohl ſtaunten ſie oft betroffen das Weiſegeordnete im Weltall, wie im einzelnen Schickſal der Sterblichen an. Allein ſie erklärten ſich dies

durch seine über alles erhabene Nothwendigkeit, welche das All der Welt beherrſche, ohne ſich ſeiner ſelbſt bewußt zu ſeyn. Was ſie Nothwendigkeit hießen, ſchien Andern bloße Wirkung des blinden Ohngefährs, welches den Sandhaufen am Meer zuſammenwehe und den Lauf der Geſtirne ordne, daß in den unendlichen Räumen dort oben nicht Weltkörper gegen Weltkörper ſtürzen.

Dies war die Weisheit des Alterthums. Selbſt unter den Juden glaubten die Phariſäer an eine Auferſtehung des Fleiſches, ohne Veredlung der Geiſter zu beabſichtigen; und die Saduzäer läugneten mit der Wiedervereinigung der irdiſchen Leiber die Unſterblichkeit der Geiſter.

Da ward Chriſtus geboren. Sein Erſcheinen auf Erden ſelbſt ward für die geſammte Menſchheit der herrligſte, untrüglichſte Beweis ihres Werthes und ihrer Würde. Er gab der Menſchheit durch ſeine himmliſche Offenbarung von dieſer Würde ein lebendiges Gefühl, eine feſte Ueberzeugung — Ueberzeugung, nicht nur, daß Gott die Menſchen erſchaffen habe und ihre Schickſale leite, ſondern daß er ſie auch liebe, wie ein Vater ſeine Kinder liebt. Und dieſe Liebe der Gottheit zu ſeinen erſchaffenen

Geiſter begründet die wahre Würde, den hohen Rang derſelben in der Reihe aller erſchaffenen Dinge.

Daran iſt erſchienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott ſeinen eingebornen Sohn geſandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben ſollen. 1. Joh. 4, 9.

Wohl oft habe ich dieſe merkwürdige Stelle der heil. Schrift geleſen oder gehört, ohne mir ihren tiefen Sinn in dieſer Beziehung deutlich zu machen! Sie redet von meinem hohen Werth, den ich ſchon dadurch habe, daß der ewige Schöpfer mich in die Reihe ſeiner Weſen zum Menſchen ſchuf. Dieſen Werth empfang ich aber erſt durch die beſondere Liebe des höchſten Weſens zu uns, ſeinen erſchaffenen Geiſtern; und dieſe Liebe offenbarte er zu uns am herrlichſten dadurch, daß er uns ſeinen eingebornen Sohn geſandt hat.

Was der Schöpfer aus dem Nichts ins Daſeyn rief, liebt er wohl Alles. Denn für Alles ſorgt er ſeit der Schöpfung mit unendlicher, väterlicher Huld. Er bereitete Nahrung überall für den Löwen in der Wüſte, für den Adler in hohen Lüften, wie für den kleinſten Wurm der im Sonnenſtrahl tanzt

oder dem Auge kaum ſichtbar im Staube irrt. Für alle erfand er eigene Genüſſe, eigene Freuden. — Auch der Menſch ward von ſeiner Huld nicht vergeſſen. Es machte Gott demſelben die Thier- und Pflanzenwelt unterthan. — Allein der Menſch war mehr, als Thier und Pflanze. Es ſollte nicht bloß für ſeine leiblichen Bedürfniſſe geſorgt werden — auch für das Höhere, Ewige in ihm, für den Geiſt!

Einſt, da das Geſchlecht der Sterblichen aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, war ſchon dafür geſorgt. Es iſt kaum einem Zweifel unterworfen, daß nicht die erſten der Erſchaffenen mit der Gottheit in wunderbar nahen Verhältniſſen geſtanden haben ſollten. Denn noch jetzt finden wir in jenen heiligen Büchern und Ueberlieferungen Moſis, die er vor vier Jahrtauſenden aus einer mehrtauſendjährigen Vorwelt nahm und ſammelte, daß jene erſten Menſchenfamilien in ihrem einfachen Hirtenleben mehr von Gott und göttlichen Dingen wußten, als die ſpätern Zeitalter; daß ſie über die wunderbare Bildung der Erde und des Himmels und die Geſetze, in welcher ſich das unermeßliche All regt, mehr Kenntniſſe beſaßen, als über die Art

und Weiſe, wie ſie ſich eine feſte und bequeme Wohnſtätte bauen, gewöhnliche Kleider, ſchmackhaftere Leibesnahrung und andere Vortheile oder Annehmlichkeiten für des Lebens Nothdurft bereiten könnten. Noch jetzt haben Nationen, die in jenen Gegenden des Morgenlandes wohnen, aus alten Sagen und Ueberlieferungen der vergangenen Jahrtauſende eine Fertigkeit behalten, den Gang der himmliſchen Geſtirne zu berechnen, ohne daß ſie den wahren Grund der Richtigkeit ihrer Berechnungen kennen. Es iſt bei ihnen bloße erlernte, todte Gedächtnißſache und Nachmachen geworden.

Je weiter der Menſch ſich von ſeinem Urſprung im Lauf der Zeiten entfernte, je öfter unterließ er das Aufwärtsblicken zu ſeinem Urheber und in das göttliche All ſeiner wahren Heimath. Er blickte zuviel hinab auf den Staub, auf das Thier und das Thieriſche an ihm ſelbſt. Er wühlte ſich in die Erde ein, und verlernte den Himmel. Er erfand ſich Bequemlichkeiten, Hausgeräth, neue Speiſen, neue Kunſtwerke, neue Waffen, neue Spiele, aber vergaß die göttliche Weisheit der hohen Alten, die von dem allen nichts, deſto mehr von ihrer Verbindung mit Gott wußten. So ſanken die Menſchen-

geſchlechter von Zeitalter zu Zeitalter tiefer und immer tiefer. Sie fiengen an zu verlernen, nicht nur daß ein lebendiger Gott herrſche — aus Stein, Holz und Erz machten ſie ſich Götzen — ſondern ſelbſt zu vergeſſen, daß ſie gottverwandte, unſterbliche Geiſter wären. Sie ſanken immer mehr in den Kreis der Thierheit nieder.

Da erbarmte ſich Gott des armen Menſchengeſchlechtes; es war die Zeit, daſſelbe zu Erkenntniß vom erſten Urſprung und den hohen Beſtimmungen nach dieſem Leben zurückzuführen. Alſo offenbarte ſich die Liebe des Schöpfers zu unſern Geiſtern; ſie gab uns das verlorne Gefühl unſers beſſern Werthes wieder. Und Gott ſandte ſeinen eingebornen Sohn in die Welt, daß wir durch ihn leben ſollen.

Alle Menſchen ſind Söhne und Töchter Gottes, Kinder eines gemeinſamen ewigen Vaters. Darum nennt Chriſtus auch uns ſeine Brüder, ſeine Schweſtern. Aber wo iſt der Sterbliche, ſeit Sterbliche unter dem Monde wandeln, welche dieſem Wunderbaren, Göttlichen jemals gleich gekommen wären? Wo iſt der Weiſeſte unter den Kindern des Staubes, der die Tugend ſo rein, uneigennützig, lichtvoll und

in ſo hohen Beziehungen auf Gott und Ewigkeit dargeſtellt hätte, als Chriſtus? Wo iſt der Scharfſinnigſte unter den Gelehrten des Alterthums und der neueſten Tage, welcher das Verhältniß des Menſchen zur Gottheit in ſo urſprünglicher Einfalt und Klarheit zu offenbaren Macht gehabt hätte, als Chriſtus? Wo iſt der größte König des Erdballs, der unbezwingbarſte Welteroberer aller ſchon geweſenen Jahrtauſende, der durch die Waffen ſeiner Millionen Streiter, oder durch die in ſeiner Hand verſammelten Schätze aller Länder, oder durch die Kühnheit ſeines Verſtandes und Willens ſo unaufhörlich fortdauernde, ſo unvergänglich wohlthätige ungeheure Wirkungen auf das menſchliche Geſchlecht gehabt hätte, als Chriſtus, vermöge ſeines ruhigen Wortes. Wo iſt der Edelſte unter allen Edlen der Vorwelt und des heutigen Tages, der ein ſo heiliges, reines Leben geführt hätte, ein Leben, nur ganz überirdiſcher Liebe zur Menſchheit voll, ein Leben, das ſich für das Glück der Menſchheit freudig ſelbſt zum Opfer darbrachte, als Chriſtus? — Er war ein Menſch; aber es war ein Höheres mit und in ihm, das mit und in keinem andern Sterblichen je geweſen iſt. Gott wirkte wunderbar durch ihn.

Darum wird er mit Recht von irdiſchen Zungen der eingeborne Gottesſohn genannt, der Auserwählte des Herrn, der Chriſtus!

Das iſt das unverwerfbare Unterpfand der Liebe Gottes zu unſern unſterblichen Geiſtern, daß Gott uns ſeinen eingebornen Sohn geſandt hat, auf daß wir durch ihn leben ſollen.

Ja, Chriſtus brachte durch ſein Erſcheinen auf Erden ein neues Leben in die Menſchheit; das höhere Geiſterleben zu Gott. Er brachte uns die Offenbarung wieder von unſerer überirdiſchen Abſtammung, von der Würde unſrer entweihten menſchlichen Natur. Er erhob uns wieder über den Zauberkreis des niedrigen, ſinnlichen Genuſſes und der Thierheit, zum Göttlichen und Ueberirdiſchen, dem wir entſtammen; dem wir angehören; dem wir auch nachher noch verbleiben, wenn die Aſche des Sterns, auf dem wir heut wandeln, und welchen wir Erde nennen, von unſerm Geiſt wieder abgefallen iſt.

Schon ſind beinahe zwei Jahrtauſende verfloſſen, ſeit dem großen, ewigdenkwürdigen Tage, da, wie die heilige Schrift ſich ausdrückt, Gott geoffenbart ward im Fleiſch — Gott durch ſeinen Aus-

erwählten zur Geiſterwelt auf Erden redete. Noch jetzt feiern wir den Tag der Geburt Jeſu Chriſti, als den denkwürdigſten und wichtigſten in der geſammten Weltgeſchichte. Kann ich anders, denn ihn als einen Feſttag betrachten, an welchem ich meine eigne Würde in der Reihe der erſchaffenen Weſen ehre? — Ward Chriſtus Menſch, welch einen Vorzug gewährte der Schöpfer mir, daß auch ich ein Glied der Menſchheit, ein Kind und Liebling in der Geiſterfamilie Gottes wurde!

Aber ach! — neben dieſem erhebenden Gedanken drängt ſich ſchnell ein anderer empor, welcher mich und den gerechten Stolz, welchen ich als Menſch hegen könnte, tief niederbeugt. Gott zeigte mir durch ſeinen eingebornen Sohn ſeine unendliche Liebe; aber erwiedert' ich ſie mit unendlicher Liebe? Chriſtus offenbarte mir den Vater; offenbart' ich mich dem Vater durch mein Gemüth als ſein Kind? Der Schöpfer erhob mich über Millionen niedrigerer Weſen empor — ward ich, blieb ich meiner Menſchenwürde treu, oder ſank ich oft durch eigene Schuld unter dieſelbe in das Thieriſche und Schlechtere hinab?

Wahrlich, das Feſt der Menſchheitswürde fällt nicht ganz vergebens an den Schluß eines großen

Zeitabſchnittes, eines Erdenjahrs! — Gern pflegt man am Ende eines Jahrs auf deſſen mannigfaltige Begebenheiten zurückzublicken; zu prüfen, ob man in ſeiner Haushaltung, in ſeiner Denkart vorwärts oder rückwärts geſchritten ſei? — Behauptete ich im Laufe des vergangenen Jahres meinen innern Werth, meine vollkommene Würde als Menſch? — Darf ich mich der gegenwärtigen Feſtzeit und der Geburtsfeier Chriſti mit Recht freuen?

Ich verſtumme. Ich ſehe in die Vergangenheit zurück. Ich fühle mich von mancherlei Erinnerungen gerührt. Doch mein Gedächtniß wird irre. Nur einzelne auffallende Ereigniſſe, nur einzelne lebhafte Empfindungen werden mir deutlich, die ich dabei hatte. Ich kann mich nicht jedes Tages, jeder Stunde mehr genau erinnern, wenn nicht ein ganz beſonderer Anlaß das Andenken daran weckt. —

Aber ich will — denn wichtig iſt mir zu wiſſen, was ich als Menſch werth bin und wie ich vor Gott ſtehe! — ich will eine ruhige Stunde, eine Einſamkeit zum Nachdenken über mich ſelbſt ſuchen. Da will ich prüfen und mir klar machen, wie ich jetzt bin? wie ich zu wünſchen, zu denken und zu handeln pflege? Denn was und wie ich jetzt bin,

das bin ich durch meine Art zu ſeyn im vergangenen Jahre geworden. Dies iſt der einfachſte und zuverläſſigſte Weg zur Erkenntniß meines Werths und meines gegenwärtigen Verhältniſſes zu Gott und Ewigkeit. Da werd' ich dann bald erblicken, ob Jeſus, der Gottoffenbarer, für mich vergebens in die Welt getreten iſt? ob ich meine angeſtammte Menſchenwürde unter allen Lebensumſtänden behauptete oder ſie vergaß und verwahrloſete? Ob ich durch Haß und Zorn, oder durch Wolluſt, oder durch Neid, oder durch Habgier, oder durch beſtändiges Sorgen für meine leiblichen Bedürfniſſe, oder durch Wohlgefallen an Schwelgerei dem Thiere gleich wurde? Ich werde wahrnehmen, ob ich ſogar nicht vielleicht noch unter den ſittlichen Werth des Viehes ſank durch das Laſter der Trunkenheit, durch unnatürliche Ausſchweifungen andrer Art, durch Verläumdungsſucht, Schadenfreude, Lüge und Betrügerei gegen den Nächſten?

Das unfehlbarſte Kennzeichen meiner Ebenbildlichkeit mit Gott, meiner reinerhaltenen, innern Würde, iſt: meines Geiſtes Freiheit! — Hab' ich meine Freiheit immer gegen die Gewalt der Leidenſchaften entſchloſſen behauptet? That ich immer,

wie ich einſah, daß es recht ſei; wie Vernunft und Gewiſſen es billigten; wie ich nach Jeſu mir geoffenbarten Gotteswillen ſoll? Oder ward mein Wille nicht durch meine eigne Ueberzeugung, ſondern durch unedle Begierden, durch Selbſtſucht und Eigennutz, durch Launen, Stolz, Empfindlichkeit beherrſcht? Hab' ich noch Fehler an mir, die meines Leibes und Geiſtes Geſundheit und Freude ſchwächen? Fehler, die den Adel meiner Würde, den Adel eines Gotteskindes beflecken?

Eine Einſamkeit zum ruhigen Nachdenken in ſtiller Stunde will ich ſuchen — da, in Prüfungen meiner ſelbſt, da, im Rechenſchaftablegen vor mir und dem allwiſſenden Gott über meine jetzige Denkweiſe, will ich als ein Weiſer dies Jahr beenden, wenn ich es auch vielleicht oft gleich einem Thoren durchlebte; da will ich dir, o mein Vater im Himmel, Gelübde ablegen, daß ich mit dem neuen Jahr einen Wandel beginne in ſtrengerer Aufmerkſamkeit auf meine Würde, die du mir, Unendlichliebevoller, verliehen haſt! — O gieb Kraft durch Jeſum, deinen eingebornen Sohn! o hilf, laß wohlgelingen! Amen.

Allen Freunden dieſer Blätter ſei hier nur in wenigen Worten die willkommene Anzeige gemacht, daß ſie der würdige Herausgeber auch im nächſten Jahre fortſetzen wird.

Inhalt.

1. An meine chriſtlichen Leſer und Freunde beim Anfang des Jahrs.
2. Des Sünders Rückkehr.
3. Das Ur-Chriſtenthum. Erſter Theil.
4. Das Ur-Chriſtenthum. Zweiter Theil.
5. Das häusliche Gebet.
6. Die Welt dein Spiegel.
7. Die Neuvermählten.
8. Das eheloſe Leben. Erſter Theil.
9. Das eheloſe Leben. Zweiter Theil.
10. Was der Menſch werth iſt.
11. Falſche Rettung.
12. Der Mißbrauch von den Schwächen Anderer.
13. Tiefe Reue, hoher Aufſchwung.
14. Frühlings-Betrachtung.
15. Das Nachtmahl Jeſu.
16. Gedächtnißfeier unſerer Vollendung am Oſterfeſt.
17. Mit der Sünde tändeln.
18. Menſchenrath, Gottesthat.
19. Unüberlegte Gelübde.
20. Das höchſte Gelübde — Weltentſagung.
21. Häusliche Freuden.
22. Werth und Nachtheil äußerlicher Wohlanſtändigkeit.
23. Weltverbrüderung.
24. Gottes Größe im Kleinen.
25. Die Fehler der Wohlthäter.

26. Abnahme des häuslichen Wohlſtandes.
27. Das Schickſal der Völker.
28. Der Vorſchmack des Himmels. Erſter Theil.
29. Der Vorſchmack des Himmels. Zweiter Theil.
30. Ueber den Werth religiöſer Feierlichkeiten im bürgerlichen und häuslichen Leben.
31. Das Evangelium, eine Kraft Gottes. Erſter Theil.
32. Das Evangelium, eine Kraft Gottes. Zweiter Theil.
33. Gottes Stimme an des Menſchen Herz.
34. Eine Freude in der Todesſtunde.
35. Feſte Denkart und Wankelmuth.
36. Eigne Vorzüge und fremde.
37. Iſt ein langſames oder plötzliches Hinſterben wünſchenswürdiger? Erſter Theil.
38. Iſt ein langſames oder plötzliches Hinſterben wünſchenswürdiger? Zweiter Theil.
39. Freigebigkeit der Natur. Erſte Herbſtbetrachtung.
40. Freigebigkeit der Natur. Zweite Herbſtbetrachtung.
41. Gottes Walten.
42. Die Geſchwätzigkeit.
43. Die Naturen im Menſchen. Erſte Betrachtung.
44. Die Naturen im Menſchen. Zweite Betrachtung.
45. Die Naturen im Menſchen. Dritte Betrachtung.
46. Die Naturen im Menſchen. Vierte Betrachtung.
47. Die Werke (nicht Worte) der Vorwelt.
48. Die Nothlügen.
49. Todtenerſcheinungen und Ahnungen.
50. Kriegsnoth.
51. Gebet um Frieden.
52. Das Erſcheinen Chriſti im Leben.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Th. Pr. 8°

Stunden

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich, 1771-1848 / Zschokke, Heinrich, / Keller, Georg,

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung

Bd.: 5

Aarau (1813)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Th Pr 2571 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11292056-5